

D. Balthasar Erharts
Oekonomische
Pflanzenhistorie

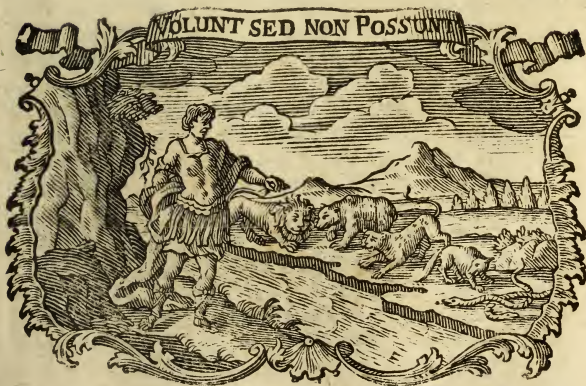
nebst

dem Kern der Landwirthschaft: Gar-
ten- und Arzneykunst.

Sechster Theil.

mit

Register über den IV. V. und VI. Theil.



Ulm und Memmingen

Auf Kosten der Gaumischen Handlung

1758

Digitized by the Internet Archive
in 2016

I n n h a l t

des sechsten Theils der Oeconomischen Pflanzen - Historie.

§. 1. Der sechszehende Spaziergang, Betrachtung und besondere Eigenschaft der Pflanzen an Wegen und Zäunen.
 §. 2. Gestalt des Gänserich. §. 3. Dessen Nutzen in der Arznei. §. 4. Und Haushaltung bey Brod-Mangel. §. 5. Kennzeichen der Garten-Kapuzel. §. 6. Woran sie von andern ihres Geschlechts zu unterscheiden. §. 7. Mehrere Arten hievon. §. 8. Storkenschnabel. §. 9. Hat bisweilen rotthe Blätter; enthält eine Säure, die vermuthlich Salpeter-Art ist. §. 10. Anmerkung über die Anzahl der Blumen Blätterlein. §. 11. Mancherley Gestalt. §. 12. Fortpflanzung der ausländischen. §. 13. Gebrauch in der Arznei. §. 14. Galium. §. 15. Dessen Eigenschaften oder Bestand-Theile. §. 16. Wirkung in der Arznei. §. 17. Gebrauch in der Haushaltung. §. 18. Benedictwurz; hat keinen merklichen Nägelein Geruch. §. 19. Über das Amomum. §. 20. Kann deswegen statt der GewürzNägelein dienen. §. 21. Kennzeichen des Benedictkrauts. §. 22. Art, sich fortzupflanzen. §. 23. Gibt nicht viel Gattungen. §. 24. Ist in der Arznei von guter Wirkung. §. 25. Gestalt der Wallwurz. §. 26. Läßt sich leicht fortpflanzen. §. 27. Ihre Arznei-Kraft. §. 28. Beruhet nur in einem schleimigen Wesen. §. 29. Ist gleichwohl sehr nützlich in vielerley Krankheiten. §. 30. Besonders auch in der Wundarznei. §. 31. Und desto weniger in der Haushaltung. §. 32. Welsche Vibernell. §. 33. Gibt zweyerley Arten, und wird in denen Apotheken bisweilen verwechselt. §. 34. Arzneynutzen, vorzüglich zu Kräutern-Wein. §. 35. Desselben Bereitungs-Art. §. 36. Wilde Dürlichen, Anmerkung des Namens wegen. §. 37. Desselben Unterscheidungs und Kennzeichen von andern Sträuchern. §. 38. Eigenschaften. §. 39. Wird nicht fern von hier häufig unter dem Boden gefunden. §. 40. Hat keinen Nutzen in der Arznei. §. 41. Gestalt des Hartriegels. §. 42. Dessen Früchte sind den Vögeln zur Nahrung im Winter verordnet. §. 43. Sind daher übrigens von geringem Nutzen. §. 44. Doch nicht ganz ohne allen. §. 45. Saurach oder Erbselen hat desto mehrern. §. 46. Ist aber in Engelland in einem üblen Ruf. §. 47. Und gleichwohl

das Holz in der Haushaltung und Arzney. §. 48. Noch mehrers aber die Ferre dienlich; weswegen sie auf unterschiedene Art aufbewahrt werden. §. 49. 50. Der Waldrabe Geburts Ort und Bildung. §. 51. Sie ist wenigen bekannt, dient doch den Bettlern zum Betrug. §. 52. Und hat eine beissende Eigenschaft. §. 53. Nutzen dieser Sträucher zu Umzäunungen und Ersparung des Holzes. §. 54. Welches die beste Sträucher zu lebendigen Zäunen seyn? §. 55. Fortsetzung. §. 56. Welches die besten zu hohen Umzäunungen? §. 57. Wie ein solcher Zaun zu pflanzen. §. 58. Fortsetzung. §. 59. Wie die Stechpalmen hierzu anzulegen. §. 60. Bey hohen Umzäunungen wird anders verfahren. §. 61. Wie zu begegnen, wann die Zäune unten hell werden. §. 62. Von Wasser Zäunen aus Holder und Weiden. §. 63. 64. Wie diese Zäune zu beschreiben, und wo sie anzulegen. §. 64. Wie mit der stachelichten Pfriemenstaude zu verfahren. §. 66. Auch ausländische Sträucher können hierzu tauglich werden. §. 67. Beispiel hiervon §. 68. Vergleichen der inländische stachelichte Gensier §. 69. Mancherley Anmerkungen hierüber, und Beweis, daß viel Holz durch die lebendige Zäune erspart wird. §. 70. Noch mehrer Nutzen derselben. §. 71. Und Bericht von den E dwällen nach Schwedischer Art. §. 72. Der siebenzehende Spaziergang im Brachmonat, zu denen auf Wiesen, und an Wassern blühenden Pflanzen. §. 73. Apostem-Kraut. §. 74. Liebt einen magern Boden. §. 75. Die Bisam-Scabiola. §. 76. Fälschlich zugeschriebene Arzney Kraft §. 77. Art des Gebrauchs. §. 78. Scharlachkraut §. 79. Dessen schöne Gestalt. §. 80. Mißbrauch, die Weine damit zu verfälschen. §. 81. Nutzen in der Arzney, besonders bey frischen Wunden. §. 82. Mancherley Gattungen. §. 83. Der Wiesen-Kümmel. §. 84. Wächst überall in Menge. §. 85. Sein Gebrauch ist sehr alt. §. 86. Ist ein gutes Gewürz. §. 87. Wird aber viel mißbraucht. §. 88. Gibt beym Destilliren ein Del. §. 89. Wie er in Schweden gepflanzt zu werden pflegt. §. 90. W Ide Wicken. §. 91. Gestalt §. 92. Ist ein gutes Viehsutten. §. 93. Das Burgundische Heu. §. 94. Dessen Gestalt. §. 95. Ursprung des Namens, Medica; Auswahl des Bodens. §. 96. Anweisung zum Säen und Pflanzen.

Inhalt.

Pflanzen. §. 97. Zum Einernutzen §. 98. Nutzen in der Haushaltung als Viehfutter §. 99. Desgleichen, nutzmaßlicher in der Arznei. §. 100. Ist aus dem Geschlecht der *Vexier* Klee §. 101. 102. Wilde Ochsenzunge, §. 103. Dessen verschiedene Arten §. 104. Und Eigenschaften §. 105. Das Habichtkraut. §. 106. Gestalt und Verschiedenheit. §. 107. Geringer Dienst. §. 108. Flocken-Blume. §. 109. Ursprung des lateinischen Namens. §. 110. Ihr Nutzen ist unbekannt §. 111. Guckucks-Speichel. §. 112. Kennzeichen. §. 113. Ist aus einem weitläuffen Geschlecht. §. 114. Aber weder in der Arznei noch Haushaltung von einigem Nutzen. §. 115. Ist vielleicht deswegen zu anderer Absicht erschaffen. §. 116. Vielleicht die Gärten zu zieren, weil es schöne Arten davon gibt, die prächtigste Blumen aber oft am wenigsten nützen. §. 117. Pflanzung der Jerusalemblume. §. 118. *Dulcamara*, je länger, je lieber, gehört zum Nachtschatten-Geschlecht. §. 119. Dessen Wachsthum's Art, Gestalt. §. 120. Uebrige Eigenschaften §. 121. 122. Guter Arznei §. 123. und geringer Haushaltungs-Nutzen; hingegen desto größer von andern Arten, als der Erdbirn, und zur Zierde der Gärten, das *Amomum* Plinii §. 124. Wasser Senf §. 125. Dessen Unterscheidungs-Zeichen. §. 126. Geringer Gebrauch, §. 127. und kräftige Würckung. §. 128. Brunnenkreß, Verwirrung des Namens. §. 129. Die Wasser-Linse. §. 130. Bezeugt nebst andern, daß nicht nur die Erde, sondern auch andere Körper, und das Wasser, zu Erzeugung der Pflanzentüchtig seyn. §. 131. Viererley Arten Wasser-Linsen. §. 132. Gemeine haben weder Saamen noch Blumen. §. 133. Art der Fortpflanzung. §. 134. Sinken im Winter unter das Wasser. §. 135. Ist nicht wahrscheinlich, daß sie sich in andere Pflanzen verwandeln. §. 136. Derselben Gebrauch in der Arznei äußerlich nicht sicher. §. 137. Innerlich besser. §. 138. Gering in der Haushaltung; könnte besser werden. §. 139. Anmerkung von mehrern Wasser-Pflanzen. §. 140. Als der Niesknochen. §. 141. Bildung. §. 142. Seesalzen. §. 143. Wasser-Flöhkraut. §. 144. Derselben Nutzen. §. 145. Sonderlich der Seesalzen. §. 146. Der achtzehende Spaziergang im Brachmonat auf die Frucht-Ze-

der; neuer Beweis der Allmacht und Liebe des Schöpfers gegen die Menschen. S. 147. Seltene Kornadre. S. 148. Ist nicht übernatürlich. S. 149. Sondern den Gesetzen der Natur gemäß. S. 150. Bildung der Chamillen. S. 151. Gibt nur dreierley Arten. S. 152. Ihre Verwandtschaft mit der Schafgarbe. S. 153. Werden allerley Arzneyen daraus bereitet. S. 154. Weitläufiger Nutzen, sonderlich wider das Milerere. S. 155. Ist auch äußerlich wichtig. S. 156. Aber des widrigen Geruchs wegen nicht überall geliebt. S. 157. Eigenschaft der Bestandtheile. S. 158. Verschiedenheit in der Wirkung. S. 159. Das blaue Del wird gern verfälscht. S. 160. Knawel. S. 161. Ist in Deutschland häufig. S. 162. Aber ohne Nutzen; diente doch ehedessen zum Färben. S. 163. Spergel. S. 164. Gibt ein gutes Viehfutter. S. 165. Art der Pflanzung. S. 166. Des Gebrauchs. S. 167. Nutzen davon. S. 168. Ist in der Arzney unbekannt. S. 169. Gibt noch mehrere Arten. S. 170. Der Hederich. S. 171. Ist dem Acker sehr schädlich; wie er ausjurotten. S. 172. Der Schwindelhaber. S. 173. Unterscheidungszeichen zwischen diesem und der Trepse. S. 174. Dessen schädliche Wirkung bey den Menschen. S. 175. und Thieren; doch nicht beym Geflügel. S. 176. Aeußert sich bey Thieren verschiedenlich. S. 177. Wie sie geschehe. S. 178. Mittel dafür. S. 179. Wie die Frucht davon zu reinigen. S. 180. Ihr Arzneynutzen. S. 181. Der Klaffer, Bauren-Senf. S. 182. Seine Verwandtschaft mit andern Pflanzen. S. 183. Eigenschaften im Wachsthum. S. 184. Beschreibung der cretischen Gattung. S. 185. Des ersten Wirkung in der Arzney. S. 186. In der Haushaltung wider die Kornwürmer und Wanzen. S. 187. Art des Gebrauchs. S. 188. Die selbst eigen damit gemachte Probe ist gut ausgefallen. S. 189. Hirtentasche oder Seckelkraut. S. 190. Dessen Eigenschaften. S. 191. Ist unnützlich in der Haushaltung, aber desto berühmter in der Arzney zum Blutsstillen. S. 192. und für andere Gebrechen mehr, aber mit Vorsicht. S. 193. Das destillierte Wasser davon hat keine Kraft. S. 194. Benennung noch mehrer dergleichen kraftlosen destillierten Wasser. S. 195. Die Pflanze selbst hat keine merkliche Schärfe. S. 196. Das kleine, kriechende, blaue Acker-Sternkraut. S. 197. Dessen Unterscheidungszeichen. S. 198. Nächst in Schiraben nicht häufig. S. 199. Ist unbekannt und ohne Nutzen; hingegen die Färberröthe, eine Art davon, desto nützlicher. S. 200. Dieser letzten vielvermehrende Wirkung. S. 201. und nützliche Anbauung. S. 202. Anmerkung der kleinen Kinder halber; S. 203. Sollen sorgfältiger erzogen, und in ihren Krankheiten anders verfahren werden. S. 204. Erinnerung zur Cur der Blattern. S. 205. Was im Anfang dieser Krankheit zu thun und zu unterlassen. S. 206. Was beym Herauskommen und Verschwären der Blattern. S. 207. Was beym Abdorren, wann sich ein Durchbruch ereignet; wann Sichter entstehen; was wegen Geschwulst der Hände in Obacht zu nehmen. S. 208. Was bey Nachcur wegen den Augen, und daß die Kranke nicht blattermasia werden, wann sich Schäden oder Geschwüre zeigen. S. 209. Wie die Diät anzuordnen. S. 210.

Wie die Cur der Masern einzurichten.



Der
Oeconomischen
Pflanzen - Historie
Sechster Theil.

Der sechszehende Spaziergang,
im Brachmonat, zu denen an Wegen
und Zäunen befindlichen Pflanzen.

S. I.

Billich richten wir, bey denen in diesem
Monate anzustellenden Spaziergän-
gen, unser Augenmerk zuerst auf die
an Wegen und Zäunen wachsende
Pflanzen, weil diese uns, so bald wir nur den
ersten Schritt aus der Stadt gethan haben, vor
allen andern zuerst begegnen. Sie sind sehr
VI. Band. A zahlreich,

zahlreich, und doch ist keine unter denselben zu finden, von der man sagen könnte, daß dieses ihr beständiger oder eigentlich rechter Geburtsort seye. Vielmehr sind sie alle Fremdlinge hieselbst, aber von so dauerhafter Art, daß sie mit allem Boden vorlieb nehmen, und daher gar leicht, vermittelst des durch Winde, Vögel, und andere Zufälle an diese Stelle von andern Orten her gebrachten Saamen, sich fortpflanzen können. Man findet sie deswegen auch hler nicht allein, sondern fast aller Orten, gleichwie sie ebenfalls aus allerley Gattungen, als Wiesen, Aecker, Wald ic. Pflanzen bestehen. Indessen gibt es doch viele von denen letztgedachten, welche hler niemals angetroffen werden. Ist die Ursache hievon, daß ihr Saame nicht eben sowohl als der andern jemals an diese Stellen gebracht worden? Wir sagen Nein, und halten vielmehr dafür, daß sie daselbst nicht fortkommen, und mithin die Wege zwar für viele, aber nicht für alle Pflanzen als ein Mittelort dergestalt zu betrachten seyen, daß manche Aecker-Pflanzen, welche auf den Wiesen, und einige Wiesen-Pflanzen, die auf den Aeckern ihre Nahrung nicht finden würden, hier gleichwohl beksammen stehen, und hinlänglich ernähret werden können.

§. 2.

Die erste, so wir von dieser Art in der Blüthe antreffen,

antreffen, heisset Gänserich, *Anserina* und *Potentilla*, oder der silberfarben Blätter wegen, *Argentina*, Silberkraut. Sie wächst sehr häufig nicht nur an allen Wassergräben, Wiesen und Gärten, sondern wird auch an manchen Orten auf denen Aeckerfeldern gefunden. Ihre Vermehrung ist sehr schnell, weil aus den Stengeln, da sie nicht, wie bey den meisten andern Gewächsen, in die Höhe gerichtet sind, sondern ganz platt auf der Erden kriechen, bey jedem Knoten neue Würzelein entspringen, wodurch sie das Vermögen erhält, in kurzer Zeit sich sehr weit auszubreiten, und einen grossen Platz einzunehmen, so, daß man sie daher, indem dadurch das Wachsthum des guten hohen Grases nicht wenig verhindert wird, auf denen Wiesen nicht gern siehet. Die ganze Pflanze gleicht übrigens dem Fünffingerkraut fast in allen Stücken. Sie trägt eben, wie dieses, auf kurzen blossen aufwärts gerichteten Stielen viele, schöne, gelbe, aus fünf Blättlein bestehende Blümlein, welche sehr weit geöffnet, und ganz flach anzusehen sind, bey Zeiten ausfallen, viele kleine Saamen nach sich lassen, die ohne weitere Beschirmung oder Saamen-Capsul auf dem flachen Kelch bis zu ihrer Reife stehen bleiben, und deswegen verursachen, daß diese Pflanze zu der fünfzehenden Classe, ad herbas semine nudo polyspermas, oder zu denen

Gewächsen, wovon jedes Blümlein viel, wenigstens mehr als vier, und bloße Säamenkörner nach sich läßt, gehört. Es haben daher viele von den neuern Botanicis kein Bedenken getragen, sie dem Geschlechte des Fünffingerskraut beizuzählen, unerachtet ein jedes Blat von jener nicht nur aus fünf Abtheilungen, wie bey diesem, sondern aus zehn bis zwölf paar bestehet, welche vermittelst einer gemeinschaftlichen Rippe auf beyden Seiten zusammen in eines gefügt sind, und also ein federformiges Blat vorstellen, statt, daß die fünf Abtheilungen, welche dem Fünffingerskraut den Namen geschöpft, zu oberst an dem Gipfel des Stieles beysammen stehen. Ueber dieses sind sie auch noch in Ansehung der Farbe von einander unterschieden; Denn die Blätter des Gänserichs sind auf der hintern oder untern Seite beständig mit einer zarten silberfarbenen Seidenwolle überzogen, und sehen daher an diesem Theile ganz weiß; wann hingegen die obere oder vordere Seite nur die gewöhnliche grüne Blätterfarbe hat. Bey dem Fünffingerskraut aber trifft man zwar auch ein paar Arten an, deren Blätter, in Ansehung dieser zweyerley Farben, hie mit übereinstimmen; sie sind aber sehr rar, so, daß sich hieraus kein Schluß auf die andere allgemeyne und gewöhnlichste Species machen läßt; als deren Natur es vielmehr mit sich bringet, daß ihre

Blätter

Blätter nur einerley Farbe haben, und daher entweder an allen Orten grün, oder aber beständig allenthalben silberfarben sind.

S. 3.

Unerachtet der Name *Potentilla* selbst daher entstanden ist, weil diese Pflanze für sehr viel vermögend gehalten worden; auch der durch die Chemische Zergliederung sich geoffenbarte tüchtig und wirksame innerliche Gehalt diesem nicht widerspricht: so ist doch ihr Arzneynutzen noch sehr gering; nicht zwar aus ihrer Schuld; dann der trocknende, etwas herbe, anziehende und gelind, salzige Geschmack erweist schon, daß es keine Muthmassungen seyn, was Geofroy, Tournefort, und andere mehr, uns von den saursalzigen Bestandtheilen desselben gelehret; viele berühmte Aerzte aber in neuern Zeiten durch die bey denen Kranken, auf dessen Gebrauch wahrgenommene Wirkung bestätigt haben: sondern allein deswegen, weil derselben Gebrauch noch nicht zur Mode geworden, und sie mithin auch in den meisten Apotheken gar nicht zu finden ist. Der Ursprung der Apotheken, ihre Einrichtung, und wo nicht alle, doch der größte Theil der darein aufgenommenen Arzneyen, rühren von den lieben Alten her, denen diese Pflanze, so viel man aus ihren hinterlassenen und uns übrig gebliebenen Schriften abnehmen kan, ganz unbekannt

war. Was ist es also Wunder, daß sie auch in denen meisten Apotheken noch heut zu Tage fehlet? Man trifft gar wenige dergleichen an, wie die Smelinische in Tübingen ist, dessen berühmte Vorsteher sich eine wahre Ehre davon machen, alles das in genugsamem Vorrathe darein anzuschaffen, was von Zeit zu Zeit in der Arzneywissenschaft neues entdeckt wird, nach dem Maas, als sie hinlängliche Wissenschaft davon haben. Es ist zwar, gleichwie in allen Wissenschaften, also auch vorzüglich in den meisten Theilen der Arzneykunst seit hundert Jahren gar vieles verbessert worden; nur allein die Apotheken, diese allgemeine Zeughäuser der Aerzte und Magazine der Kranken, sind hievon bisher ausgeschlossen gewesen. Sie prangern noch immer mit ihren alten, größtentheils unnützlichen Sla — und nehmen an den neuen Erfindungen, welche von Zeit zu Zeit viele berühmte Aerzte von den Arzneykräften einiger, unter der Zahl der Arzneypflanzen vorher noch nicht begriffen gewesener Gewächse machen, keinen Antheil. Wer demnach des Safts von dieser Pflanze unter Kockenmehl gemischt mit dem Timæus à Guldenklee vor Steinschmerzen; mit Fleischbrühe eingenommen, dem Tournefort nach, wider den weißen Fluß; aus Anrathen des Lobelius zu Stärkung der schwachen Eingeweide, Heilung böser Geschwüre und der Ruhr; oder der
Blätter

Blätter selbst, nach Anweisung des Boerhave, Boeckler, und anderer mehr, weil sie kühlend und anziehend sind, als ein Wund- und Fieber-Kraut, zu Zertheilung der Milch in Brüsten, Stillung der Blutflüsse, wider Zahnschmerzen und Mundfäule, sich bedienen will, der muß sie selbst sammeln, und, nach der verschiedenen Absicht, entweder gelind im Schatten dörren, und nachhero wie einen Thee zubereiten, oder zu zartem Pulver stossen; es sey dann, daß nur der Saft verlangt werde, welcher nach der schon im vorhergehenden fünften Theile gegebenen Anweisung zu verfertigen ist.

S. 4.

In der Haushaltung hat sie, noch ehe ihr Arzneynutzen genugsam bekandt ware, denen Schott- und Irländern Dienste geleistet bey Brodmangel. Sie sollen, nach dem Zeugnisse glaubwürdiger Männer, aus den Wurzeln ein Mehl gemacht haben. Es besitzen dieselbe auch wirklich einen Mehlfhaften Geschmack. Da sie aber sehr schmal und klein sind, und deswegen in grosser Menge hiezu erfordert werden: so lässet sich dieses nur in solchen Ländern mit Nutzen thun, wo sie eben so häufig als in unserm Schwabenlande zu finden ist. Nebst diesem sollen auch die Weiber in Engelland aus der ganzen Pflanze ein Wasser destilliren, und dasselbe vor

die Sommersprossen und die von der Sonne verursachte braune Farbe mit Nuzen äußerlich gebrauchen.

S. 5.

Das Zweyte, so uns hier vorkommt, ist eben die rechte Gartenrapunzel mit der Glockenformigen Blume, wovon im dritten Theile p. 25. 26. &c. schon vorläufig gedacht worden. Sie wird aber im lateinischen nicht *Rapunculus*, sondern, weil sie ihrer Bildung nach zu dem Geschlechte der Glocken gehört, *Campanula* genennt; und zwar ihrer eßbaren Wurzel wegen, und, um sie von den andern Arten zu unterscheiden, mit dem Zusatze: *radice esculenta*.

Ihre Blumen haben also, wie alle aus diesem Geschlechte, die Gestalt einer kleinen Glocke; bestehen aus einem Stücke, *flores monopetali*; sind unten eng, oben aber stark erweitert, und fast bis zur Hälfte in fünf ziemlich spizige Abschnitte getheilet; stehen in einem zarten aus fünf schmalen, langen, Abtheilungen bestehenden Kelche; enthalten fünf Winkel, worein sie sich Abends falten oder zusammen ziehen; und besitzen gewöhnlich eine bloße Violetsfarbe, ob sie schon bisweilen auch weiß gefunden werden.

Der Stengel ist mehr glatt als rauh, und fast ohne Blätter, als welche meistens zu unterst stehen, und das absonderliche Saamengehäus, wo
mit

mit das Glockengeschlecht versehen, und deswegen zur 19. Classe, ad herbas vasculiferas, gehört, ist inwendig in drey Kammern getheilt.

§. 6.

Da fast niemand unbekannt ist, daß die Arten dieses Pflanzengeschlechts sehr zahlreich und mancherley sind; ja einige derselben dieser unserer Kapunzel, der äußerlichen Gestalt nach, sehr ähnlich sehen; so wollen wir diejenige Species, welche ihr am nächsten gleichen, hier erzählen, und ihre Abweichung, zu desto besserer Erkenntniß, kürzlich mittheilen.

Es sind derselben hauptsächlich drey. Der Geburtsort der ersten ist einerley mit dieser; sie wird eben sowohl an Bergen und Zäunen, und zwar noch häufiger gefunden; ihre Blumen, derselben Kelch, der Stengel, sind von der nemlichen Farbe, Grösse, Höhe und Gestalt; sie kan daher um so viel leichter mit der rechten verwechselt oder dafür angesehen werden. Doch unterscheidet sie sich merklich und deutlich an den Blättern, als womit hier der ganze Stengel sehr häufig auf allen Seiten besetzt ist; da hingegen zu unterst oder am Boden gar keine stehen, statt, daß bey dieser gerade das Gegentheil zu finden; desgleichen sind sie hier ziemlich lang und nur sehr schmal, den Blättlein des Leins oder Leinskrauts, Lini aut Linaria, ganz gleich; sie ge-

ben bewegen auch dieser Art den Unterscheidungs-
Namen, *Campanula linifolia*, statt, daß bey
der Kapunzel die unterste Blättlein, *folia radi-
calia*, welche den meisten Theil ausmachen, viel
breiter, und nicht so lang sind.

Die zweyte Gattung wächst am liebsten auf
Wiesen; sie wird *Campanula vulgaris minor*,
die kleine gemeine Glocke genannt, und kan daran
erkannt werden, daß sie kaum halb so hoch, ja
oft nicht über eine Spanne lang wächst, ihre Blüm-
lein etwas kleiner, von Farbe himmelblau, und
die nur zu unterst am Stiele stehende Blättlein der
vorigen ersten nächten Art gleich, ganz schmal
oder grasartig sind.

Die dritte Gattung wächst auf Aeckern;
man nennet sie daher: *Campanula arvensis mi-
nima*. Ihre Blättlein sind an Breite und übriger
Bildung den Blättern dieser, der rechten Ka-
punzel, ziemlich gleich; unterscheiden sich aber
deutlich in Ansehung des Orts oder der Lage, als
welche hier den ganzen Stengel, doch nicht allent-
halben, ohne Ordnung und Unterschied, als wie
bey dem ersten Geschlechte, sondern nur bey dem
Ausbruche eines jeden Nebienstengels, bekleiden.
Den größten Unterschied geben die Blümlein und
derselben Kelche, als wovon die ersten viel kleiner
und flacher, die letzten aber um so viel desto grö-
ßer sind, dergestalt, daß sie auch über die Blüm-
lein

lein selbst sich hinaus erstrecken und oben hervorragen.

S. 7.

Ausser diesen dreyerley Arten von Glocken-Pflanzen gibt es noch sehr viele andere, theils inn- theils ausländische, so, daß diese Familie eine der zahlreichsten unter allen Gewächsen ist: Sie gehen aber alle, auch nur dem ersten Anblicke nach, noch weiter von dieser unserer Kapunzel ab, und können daher um so viel leichter davon unterschieden werden. Wir übergehen, deswegen ein mehrers davon zu gedenken, gleichwie wir die Beschaffenheit und den Haushaltungsnutzen der Kapunzelglocke selbst und derselben Würzelein, des vornehmsten, ja einig nuzbaren Stückes der ganzen Pflanze deswegen hier weiter zu erörtern unterlassen, weil dieses schon, wie oben gesagt worden, im dritten Theile hinlänglich geschehen ist.

S. 8.

Geranium Robertianum, *Gratia Dei*, *Herba Roberti*, deutsch: Gottes Gnab, Rupprechtskraut, Rothlaufkraut, oder, (und zwar am gewöhnlichsten, der ähnlichen Gestalt des Saamens wegen,) Storckenschnabel, *Bec de Ciconie*, *Bec de Gruë*, heisset die dritte Pflanze.

Sie erwächset zwar gar nicht an Wegen, sondern liebet vielmehr schattigte Orte, besonders
aber

aber altes Maurwerk, zwischen deren Ritzen sie am festesten oft ohne alle Erde hervorbricht, zur Verwunderung über die Allmacht Gottes und zum kräftigen Beweise, daß Er auch aus Steinen seinen Creaturen Nahrung schaffen könne, und daß nichts in der Welt, so gering es auch scheint, sey, welches nicht seinen besondern Nutzen habe. Indessen wird sie doch, obchon nicht oft und häufig, doch bisweilen unter denen Zäunen gefunden, woselbst sie, manchmal mit etlichen, mehrentheils aber nur mit einem, schlanken, rauhen Stengel, der viele Zweige hat, eher auf dem Boden kriechet als aufrecht stehet, und manchmal über eine Elle lang wird, erwächset; zarte, subtil ausgezakte, dem Körbel und Mutterkraut, der Gestalt nach, ziemlich gleichende Blätter hat, welche am ganzen Stengel hinauf ohne beständige Ordnung, bald wechselweis, bald gepaart, doch nur bey dem Ursprunge eines jeden Zweiges an eigenen langen Stielen stehen, und mit zarten Härlein besetzt sind.

Die hell purpurrothe, etwas gestreifte, nicht gar grosse Blümelein machen den Beschluß sowohl an dem Hauptstengel als an denselben Zweigen. Es ist niemals eines allein zu finden, sondern es sind derselben mehrentheils zwey, bisweilen, aber nur sehr selten, auch drey beyammen. Sie bestehen aus fünff Blättlein, welche eben so viel Saamen-

Körnlein

Körnlein nach sich lassen, die theils von dem sich fest anschliessenden Kelche, noch mehr aber von einer eigenen, in fünf Fächer getheilten Capsul bis zu ihrer Reife aufs beste verwahrt bleiben. Ein jedes Fach dieser Saamen Capsul hat einen langen sehr schmalen Ansat, welche über den Kelch hervorragen, und durch ihre Zusammenfügung mit dem Griffel einen Spitz, dem Schnabel eines Storken gleich, bilden.

S. 9.

Zum öftern wird nicht nur der Stengel, sondern selbst die Blätter und Blumenkelche, ganz roth gefunden. Es unterscheidet sich hierdurch diese Pflanze, unerachtet dieses keine unzertrennliche oder beständige Eigenschaft ist, dennoch von allen übrigen seines Geschlechts am deutlichsten, so, daß wir uns nicht zu erinnern wissen, jemals eine andere, es sey eine inn. oder ausländische Species, auf gleiche zufällige Weise gefärbt gefunden zu haben. Doch geschlehet diese Verwandlung der grünen Farbe in roth viel gewöhnlicher und häufiger bey dieser Pflanze, wenn sie aus altem Maurwerk, und nicht aus dem allgemeinen Erdo reich erwächst. Sollte dieses nicht zu einem Beweis dienen, daß dasjenige, was Geofroy durch die Chemische Zerq.iederung belehret von dessen saur anziehender Natur geschrieben, ganz wohl gegründet sey? Sollte aber nicht auch zugleich
noch

noch ferner die Art dieser Säure daraus können geschlossen, ergründet, ja ganz gewiß bestimmt werden? Uns dünket dieses sehr wahrscheinlich und leicht zu seyn: denn es ist ja bekannt genug, daß an alten Mauern der meiste Salpeter, und viel mehr als in der allgemeinen Erde, sonst aber keine andere Säure, noch irgend ein Salz erzeugt werde; Desgleichen, daß daseibst die Hitze stärker, mithin auch die Ausdünstung der wässerigen, Verdickung, und daraus folgende Schärfe, Concentratio, der salzigten Theile größer sey. Wenn aber dieses noch nicht hinlänglich überzeugen kan zu glauben, daß das Saure in dieser Pflanze und das zufällige Rothwerden derselben von der mehr oder wenigern Quantität und Concentration des mit dem Nahrungssaft eingeschluckten Salpeters herrühre, der nehme die Chemischen Erfahrungen zu Hülfe, so wird daraus erhellen, daß die Salpetersäure zu Hervorbringung der rothen Farbe Vermögen genug besitze: dann nicht nur ist der Salpetergeist an sich selbst, wenn er in einen Dunst resolvirt worden, vollkommen roth, welches von den übrigen, dem Vitriol und Meersalzgeist, nicht kan gesagt werden; sondern er ist auch geschickt, andern Körpern diese Farbe mitzutheilen, wie solches aus dem rothen Präcipitat des Quecksilbers, Mercurio præcipitato rubro, erhellet; da hingegen die
Säure

Säure des Vitriols das Quecksilber bey Bereitung des Turbethi mineralis nur gelb färbet, und diejenige im Meer, oder Küchensalz, dasselbe gar nicht an seiner Farb verändert, wie solches der weisse Sublimat, Præcipitat, Spiesglasbutter, und daraus durch zugegossenes Wasser bereitete Mercurius Vitæ gründlich beweisen.

Zwar ist nicht zu läugnen, daß auch der Schwefel eben diesem halb Metall in dem Zinnober eine rothe Farbe gebe; allein man siehet gar leicht, daß solches mehr von dem brennbaren als vitrioischen Säuren des Schwefels herrühre; nicht zu gedenken, daß die Vitriolsäure wegen seiner Schwere und wenigern Flüchtigkeit im Pflanzenreiche der allerrareste Vogel, die vom Meersalz aber auch nicht, als nur bey denen See-Gewächsen anzutreffen seye.

S. 10.

Sowohl Tournefortius als unser Rajus rechnen das Storkenschnabelgeschlecht unter die Pflanzen mit fünf Blumenblättlein, und nehmen dieses vor das allgemeine erste Haupt-Kennzeichen an. Wann aber gegründet wäre, was Philipp Müller in seinem Englischen Gärtner-Lexico sagt, daß die Africanischen Arten nur vier Blumenblättlein haben, und mithin daraus folgen würde, daß die Anzahl der Blättlein nur etwas zufälliges seye, so stünde dieses erste Haupt-Kennzeichen

Kenntzeichen auf sehr schwachen Füßen. Wir zweifeln aber gar sehr daran; wenigstens ist unter allen Arten, die wir gesehen, keine gewesen, die nur vier Blättlein gehabt hätte.

S. II.

Es finden sich übrigens von dieser Pflanze sehr viele andere Species fast allenthalben, so, daß dieses Geschlecht mit dem vorhergehenden der Glocken eines von den weitläufigsten ist. Die Wälder, die Wiesen, die Felder, die Gärten, alle Orte prangen damit, weil sie zum Theil sehr schöne Blumen haben; auch sind einige derselben sehr stark von einander unterschieden, ob sie gleich in dem Haupt Charakter der fünf Blumenblättlein und des, wie ein spitziger Schnabel, formirten Saamengehäuses, beständig miteinander übereinkommen. Denn, wann einige innländische kaum Spannen hoch sind: so finden sich dagegen viele ausländische, besonders Africanische, die einem kleinen Baumlein eher, als einer gemeinen Pflanze gleichen; haben manche einen stinkenden Geruch, so riechen andere desto lieblicher; sind bey vielen die Blumenblättlein einander an Größe und Gestalt gleich, so gibt es auch nicht wenige, die ungleiche Blättlein haben; des grossen Unterschieds in Ansehung der Stengel und Wurzeln, wie auch der Farb der Blumen und Gestalt der Blätter nicht zu gedenken; als welche letztere insonderheit bald

bald gestreift, bald einfärbig; bald denen Blättern der Pappeln, des Schirlings, des Corianders, des Eibisch, des Sinau, der Haselwurz, des Schelkrauts, bald wieder andern gleich. Hingegen sind die meisten, sowohl aus, als inländische darinnen einander ähnlich, daß sie perenniren, und also nicht nur durch den Saamen, sondern auch vermittelst der Wurzeln sich fortpflanzen können.

§. 12.

Viele von denjenigen ausländischen, welche, um der Schönheit ihrer Blumen und Blätter willen, einen guten Theil der Erde unserer Gärten ausmachen, besonders aber alle staudige aus Africa, lassen sich auch durch abgeschnittene Zweiglein vermehren, wenn sie im Sommer in frische gute Erde gesetzt, begossen, und im Schatten gehalten werden, bis sie gewurzelt haben; hingegen geschieht die Vermehrung durch die Wurzeln, vermittelst der Theilung derselben am süglichsten vor Ende des Herbsts oder bey angehenden Frühlings, damit sie Zeit haben, einzuwurzeln, ehe der Winter oder die allzustarcke Sonnenwärme einbricht; wo man aber, theils weil die Beschaffenheit einiger Arten es nothwendig also erfordert, da etliche derselben nur jährliche Pflanzen sind, *plantæ annuæ*, und also auf keine andere Weise gezogen werden können; theils um

besserer Vermehrung willen, auch die perennirende durch den Saamen fortzupflanzen willens ist, da thut man am besten, man säe denselben im Frühjahre in ein temperirtes Mistbeet, und verlese nachhero die jungen Pflänzlein, wann sie Daumens hoch gewachsen, einen halben Schuh voneinander, in ein ander Beet, welches unten mit gutem Dung verlesen worden; lasse sie daselbst allgemach die freye Luft gewöhnen, und verpflanze sie sodann mitten im Sommer, wann sie Wurzeln bekommen haben, in Töpfe von felscher leichter Erde, lasse aber so viel von der alten Erde an den Wurzeln, als möglich ist, stelle sie in Schatten, bis sie eingewurzelt, und begieße sie bey trockener Witterung fleißig, so können sie nachhero, biß die Nächte anfangen kalt zu werden, an der freyen Luft bleiben. Uebrigens ist wohl, auch bey denen schon etlich Jahr alten Stöcken, darauf zu sehen, daß sie bey Zeiten ins Gewächshaus gebracht werden: dann sie können, besonders die Africanischen, welche doch den größten Theil ausmachen, sehr wenig Kälte vertragen; doch sollen sie ganz nahe an die Fenster gesetzt, dieselbe auch so lang als möglich offen gehalten werden, damit die freye Luft, welche diese Pflanzen sehr lieben, hinein dringen könne. Auch ist nöthig, sie den Winter hindurch öfters, aber nicht zu viel auf einmal, zu begießen, ihnen nicht

nicht gar warm zu machen, und die welke halbsauale Blätter wegzunehmen, damit die Luft im Gewächshause nicht davon angesteckt werde, sondern desto reiner bleiben möge, als wodurch alle übrige Gewächse Schaden leiden könnten. Dergleichen sollen sie so gesetzt werden, daß sie die Wipfel anderer Pflanzen nicht bedecken, weil sie leicht davon ersticken könnten. Diejenige Arten, welche eine knollichte Wurzel haben, als da sind: die bey Nacht wohlriechende Aethiopische mit schmalen Myrrhentörbel-Blättern; die Africainische wohlriechende mit dem rauen Weinblatt; und die Africanische mit fleischfarber Blum und Anemone-Blättern, werden von vielen andern, der Schönheit ihrer Blumen und des angenehmen Geruchs wegen, den sie Abends nach der Sonnen Untergang von sich geben, in den Gärten geliebet und hochgeachtet. Sie erwachsen aber sehr langsam aus den Wurzeln, müssen daher, wenn man einen Vorrath davon haben will, aus dem Saamen gezogen werden; können auch die Masse weniger als die andere ertragen, weil ihre Wurzeln lieber faulen. Es ist deswegen wohlgethan, daß man sie bey anhaltendem Regenwetter unter Dach bringe, und auf den Boden der Töpfe, ehe sie darein versetzt werden, etliche Steine oder Lumpen lege, damit das Wasser besser ablauffen könne; überhaupt aber in einen

leichten sandigten Boden, der nicht zu viel Dung hat, setze. Der englische Gärtner hat folgende hierzu vorgeschlagen und am besten gefunden:
 „Nehmet frische Erde von einer Weide, die et-
 „was sandigt ist, und so man Zeit hat, den Wa-
 „sen faulen zu lassen, ehe man sie braucht, kan
 „solcher mitgenommen werden; hernach mischet
 „den dritten oder vierten Theil so viel Seesand
 „dazu, nachdem nemlich die Erde leicht ist;
 „diesem setzet noch etwan den vierten Theil so viel
 „faule Kox bey; mischet alles wohl unterein-
 „ander, und lasset es zwey oder drey Monate
 „lang vor dem Gebrauche liegen, mit Beobach-
 „tung, daß man es zwey bis dreyimal umwende,
 „damit alles besser gemischt und vermengt werde;
 „lasset ihr nun selbige auch, ehe man sich ihrer
 „bedient, durch ein grobes Sieb lauffen, um
 „alle grosse Steine und Wurzeln, ic. daraus zu
 „bringen; so ist es um so viel besser. Keines-
 „wegs aber soll man die Erde zart sieben, wie
 „ihrer viele zu thun pflegen: dann ich bin ge-
 „wiß, daß solches viel Schaden bringen würde. „

S. 13.

In der Arzney ist sonst keine Sorte als eben die obenbeschriebene allgemeinste bekannt; auch findet sich unter allen in Deutschland wildwachsenden sonst keine, die einen mercklichen Geruch hätte; nur allein diese ist mit einem ganz besondern, widerlichen,

widerlichen, den stinkenden Taubnesseln fast ähnlichem Geruch begabt, welches genugsam anzeigt, daß sie würksamer Natur ist. Doch da ihr Nutzen nicht sonderlich bekannt ist, so ist sie auch nicht stark im Gebrauch, und daher in denen Apotheken nichts, als etwan ein kleiner Rest von einem alten durren Kraut zu finden. Indessen weiß man doch von ihr, daß sie eine kräftig zersetzende Kraft besitze, dergestalt, daß sie auch nur äußerlich, als ein Ueberschlag warm über die Nieren und Blase gelegt, den verstopften Urin treibe; wie dann dieses auch einigen Viehhirten nicht unbekannt ist, als welche dieses Kraut dem Rindvieh mit Salz zu lecken geben, wann der Harn verstopft ist, und mit Wasser absieden, wann sich ein Blut-Harnen zeigt. Sie ist daher von vielen als ein herrliches Wundkraut befunden worden, welches das gestockte Geblüt sowohl äußerlich als innerlich zersethet; die Geschwulsten, Milch in denen Brüsten, wann sie gestockt, das Rothlauff, vertreibet; und die schmerzhaftesten Rissen oder Spalten an denen Warzlein der Säugenden, dergleichen auch die Bräune, sie sey von einer Entzündung oder Verstopfung der kleinen Schlunddrüßlein entstanden, ausheilet. Wie leicht könnte demnach auch hier der Landmann sich mit geringer Mühe und ohne alle Kosten, da diese Pflanze eben so gemein und überall zu finden ist,

als oft die obangeführte Gebrechen entstehen, eine gute und sichere Arznei anschaffen, und dadurch viele tödtliche Krankheiten, als da insonderheit sind: Krebs der Brüste und zehrende Fieber, welche gar leichtlich, ja fast ganz gewiß erfolgen müssen, wann entweder die Milch in denen Brüsten, oder das Blut in einigen edlen Theilen des Leibes, als Leber, Milz, Nieren, Gefäße, u.d.g. stockt oder versigen bleibt, abwenden, wenn er diese sehr geringe Erkenntniß hätte, statt daß er ohne dieselbe früh oder spät ein Schlachtopfer der herumstreichenden Quacksalber wird.

§. 14.

Gallium album Caillelait, Unser Frauen Bettstroh, Wellstroh, Meger und Manerkraut, Butterstiehl, nennet sich das vierte unsers diesmaligen Spazierganges. Dieß ist ein uraltes berühmtes Milchkräutlein mit tiefgehenden Wurzeln, schlanken, dünnen, viereckigten, zwey bis drey Schuh langen Stengeln, sehr vielen kleinen, kreuzförmigen, weißen Blümlein, und fünf bis sechs um jeden Knoten des Stengels stehenden gestirnten Blättlein, folia stellata. Es ist also, mit einem Wort, dem Klebkraut, Aparine, dessen Bildung wir im vorhergehenden fünften Theil ausführlicher beschrieben haben, fast in allem gleich, ausgenommen, daß es mehrere und weißere Blümlein, etwas breitere, kürzere und stumpfere

stumpfsere Blättlein, auch keinen sogar hohen Stengel, insonderheit aber, weder an denen Blättern, Stengel, noch sonst irgendwo einige Naeue oder Stacheln hat, sondern allenthalben ganz glatt ist, statt, daß dieses hingegen vom Kopf bis auf den Fuß überall mit kleinen Stacheln bewasnet steht.

S. 15.

In denen Apotheken ist weder diese, noch die andere Art mit gelben Blumen zu finden. Indessen sind doch ihre Eigenschaften, besonders der letztern, eben so bekannt, als wichtig: denn diese, ob sie gleich am Geschmack nicht saur ist, so besizet sie doch, nach dem Zeugnisse und der Erfahrung des ehemaligen Straßburgischen Lehrers der Chemie, Bockler, mehr saures Wesen, als selbst der sehr merklich saurschmeckende Sauampfer, Acetosa. Olaus Borrichius lehret daher, wie man durch die Destillation einen Essig aus den gelben Blüthen bereiten könne. Er hat selbst eine Probe davon gemacht, und aus etlichen Händen voll frischgetrockneter Blüthen, welche er in einen gläsernen Koiben gethan, und ohne Vermischung irgend einer Feuchtigkeits gehörig daraus destillirt, etliche Unzen Essig von lieblichem Geschmack erhalten. Thomas Bartholinus, König, und andere mehr, stimmen dieser Erfahrung bey, und die besondere Wirkung,

kung, welche diese Pflanze bey der Milch ausübt, da sie dieselbe gerinnen macht, wann die Blüthen darunter gemischt werden, bestätigt diese chemische Wahrnehmungen noch mehr, und bezeuget, gemeinschaftlich mit dem lieblichen Geschmack dieses durch die Destillation erhaltenen Essigs, zugleich gründlich, daß das saure Wesen schon in dem Kraute gegenwärtig sey, und nicht erst durch das Feuer, vermittelst Zerstörung des vorigen Körpers, geböhren werde, wie bey vielen Vegetabilien geschieht: dann sonst würde jenes bey der Milch nicht erfolgen, und dieser nicht lieblich, sondern brenzlich schmecken.

§. 16.

Es haben daher schon einige von den ehrwürdigen Alten, als Galenus und Dioscorides dieser Pflanze eine trocknende Kraft zugeschrieben, und sie zu Heilung der Brandschäden und Stillung der Blutflüsse dienlich erachtet, wenn die Blüthen derselben, nach Schwencckfelds Rath, gestossen, und äußerlich aufgelegt werden.

In neuern Zeiten aber sind ihre Arzneykräfte noch weiter erforschet, und zu Tilgung mehr anderer Gebrechen tüchtig gefunden worden: wie dann Gesnerus sie vor die Schuppenformige Unreinigkeiten der Haut oder den Erbgrind, contra impetigines; Taurvy wider die fallende Sucht, Epilepsia; Andere aber, das Aufwallen

Aufwallen des Geblüts damit zu stillen, das Podagra zu lindern, wenn Dampfbäder davon bereitet werden, ja gar vor den Krebs und krebshafte Geschwüre anrathen.

S. 17.

In der Haushaltung bedienen sich die Landleute einiger Landschafften, besonders in Frankreich und Engelland, derselben zum Käse machen: denn weil, wie schon oben gesagt worden ist, diese Blüthen die Eigenschaft haben, die Milch zu gerinnen, so vermischen sie dieselbe mit den Molken, und erhalten auf diese Weise viel mehr Käse als sonst gewöhnlich. Auch sollen die auf diese Art bereitete Käse viel besser und höher geachtet seyn, als die andern. Ueber dieses hat sie ehedessen, und vielleicht noch heut zu Tage, die Zahl der abergläubischen Alten, Weiber, Mittel vermehret. Dieselbe haben sie den kleinen Kindern in die Wiegen gelegt, in der Hofnung, alles Uebel, so nach der Meynung dieser Leute die Hexen den kleinen Kindern bisweilen zufügen können, dadurch abzuwenden. Wäre dieses nicht schon vermögend genug, alle gute Eigenschaften, welche man von diesem Gewächs erfahren, und wir oben erzählt haben, verdächtig zu machen, und derselben Glaubwürdigkeit zu schwächen? Gewiß! doch ist das, was einige noch weiter davon vorgeben, und Hoffmann bey Schroedero

B 5

erzählet,

erzählet, noch viel ärger. Diesem zufolge soll eine Trunkgesellschaft ohne Ausnahm, sollte sie auch aus den besten Freunden bestehen, einander in die Haar und Bart fallen, so bald dieses Kraut in der Trunkstube auf den Ofen, bis es erwarmet, gelegt worden. Wahrscheinlicher hingegen und begreiflicher ist des Camerarii Zeugniß, daß die gelbe Blüthen, welche gewöhnlich eben nicht allzu stark noch lieblich riechen, bei Entstehung eines Regenbogens und vor Eaubrechung der Gewitter einen viel stärkern und lieblichern Geruch von sich geben, so, daß sie dadurch diese gleichsam vorher verkündigen sollen.

§. 18.

Das Benedictkraut zu dem wir jezo fortschreiten, hat im Französischen den eben dieses bedeutenden Namen Benoite erhalten, und im lateinischen wird es Caryophyllata genannt. Diese letzte Benennung rühret von dem Geruch der Wurzeln her, als welcher bisweilen, vorzüglich aber im ersten Frühling, denen Gewürznelken in etwas gleicht. Es wird ihm auch daher an manchen Orten der Name, Negeleinkraut, gegeben. Es ist aber dieser Geruch bei weitem nicht so stark und kräftig, als viele Kräuterbeschreiber vorgeben, sondern am gewöhnlichsten gar nicht zu spüren, es sey dann, man sage es jemand vorher, und nehme sodann die Einbildung mit zu Hülfe.

Hülfe. Schade! daß wir dieses hier selbst bekennen müssen, wir hätten sonst die beste Gelegenheit an der Hand, denen Moluccischen Gewürz-Melken jetzt den Abschied zu geben, und unsern Landsleuten anzurathen, dieselbe denen phlegmatischen Holländern, durch deren Hände wir sie erhalten, selbst allein zu überlassen. Wir könnten dieses mit desto mehrerm Rechte thun, da ohnehin dieses Gewürz nur um des Geruchs willen zu den Speisen gebraucht wird, und das Erhitzende dabei, ob es gleich nicht in Erwägung kommt, doch bey vielen Personen nach und nach, wie Dr. Junker bezeugt, die Gesundheit verderbt.

§. 19.

Wenn wir also diesem fremden Gewürze in Ansehung der Wurzeln unserer Benedictpflanze zwar einen Freyheitsbrief zugestehen müssen; so können wir doch dieses nicht thun in Absicht einer andern ausländischen Frucht, welche nach der wahrscheinlichsten Meinung von einem Myrtenartigen Americanischen Baume kommt, dessen Rinden einen Nägelein-Geruch haben, und der deswegen im Lateinischen einen gleichen Nahmen hat. Es ist das bekannte Amomum; ein rund schwarzer Saamen, an Grösse und Gestalt dem gemeinem Pfeffer sehr ähnlich; Er ist aber milder im Geschmack, und hat den Geruch der Nelken vollkommen. Ein viertel Pfund davon kostet

kostet kaum so viel als ein einiges Loth von diesen. Er ist dabey nicht so erhitzend, und deswegen für die Gesundheit tauglicher. Er läßet sich aber unter alle Speisen, denen der Melkengengeruch wohl anstehet, eben sowohl als diese gebrauchen, ohne ihnen einen besondern Geschmack oder Geruch, als deren sie ausser obgenanntem keinen haben, mitzutheilen. Er ist also diesen in allem gleich, nur daß er wohlfeiler, nicht so erhitzend, und etwas schwächer am Geruch ist. Doch, da man die Holländer, und vielleicht mit Recht, im Verdacht hat, daß sie diejenige Gewürznelken, aus welchen das Del vorher gezogen worden, wieder unter die gute zum Verkauf bestimmte mischen; so gehet diesen hierdurch eben so viel ab, als das Amomum an sich selbst weniger hat.

S. 20.

Unsere Blätter sind der Haushaltung gewidmet, und mithin bestimmt, alles aufzusuchen und anzuzeigen, was die Kosten derselben verringern, oder auf andere Art zu ihrer Verbesserung etwas beitragen mag: Wie sollten wir also einen so augenscheinlichen Nutzen, sowohl vor den Beutel als die Gesundheit, mit Stillschweigen übergehen, und nicht vielmehr daher Gelegenheit nehmen wollen, diejenige gute Haushälterinnen, welche allhier in Memmingen bereits die wohlausgefallene Probe, bey Bereitung der sogenannten

Leckerlen

Leckerlen und anderm Confect damit gemacht,
höchstens dafür zu preisen !

S. 21.

Wir kehren zu unserer Pflanze zurück. Sie erwächst am liebsten an schattigten und doch nicht allzufeuchten Orten; hat eine zaserichte, harte, knollichte Wurzel, welche aussenher braun und inwendig röthlich ist. Hieraus entspringt ein einziger, ein bis zwey, bisweilen auch drey Schuh hoher Stengel, der oben meistens in zwey oder drey Zweige getheilt, und mit einzeln stehenden Blättern von unten an bis zu oberst wohl versehen ist. Auf jedem derselben sowohl als an dem Gipfel eines jeden Zweiges steht nur ein einziges Blümlein. Dieses ist klein, von gelber Farbe, den Blümlein des Wiesenhahnenfusses ziemlich gleich; hat fünf Blättlein, einen vielfach getheilten zurückgebogenen Kelch, und hinterlässt ein Büschelein Saamen, davon ein jedes Korn einen linden Stachel hat, und so in die Runde mit seinen andern Kameraden zusammen gefügt ist, daß alle gemeinschaftlich mitelinander wie eine kleine Kette anzusehen sind. Diese Saamenkugel stehet bloß auf dem zurück gebogenen Kelch, und verursacht dadurch, mit Beyhülff der fünf Blumenblättlein, daß diese Pflanze unter eben die Classe, und dieselbe Abtheilung gehört, worunter die obenbeschriebene Anserina, Gänserich, stehet.

Die

Die Blätter sind, im Vergleich der sehr kleinen Blumen, ziemlich groß, etwas rau, und tief gefurrt. Ein jedes derselben besteht aus fünf Abtheilungen, Lobis, davon die zwey unterste am kleinsten sind, dem Stengel genau anliegen, und von den übrigen ganz abgesondert stehen. Die übrigen hängen näher zusammen, und endigen sich vornen spitzig.

§. 22.

Ihr Wachsthum ist nicht häufig; man trifft daher selten viele beisammen an, sondern müssen einzeln mit Mühe gesucht werden. Doch ist sie perennirend, und kan daher sowohl durch die sehr dauerhafte Wurzeln, als auch vermittelst des Saamens fortgepflanzt und vermehrt werden.

§. 23.

Der einheimischen *Species* sind nicht viel: denn ausser einigen derselben, die auf Gebürgen, besonders in der Schweiz und in Tyrol wachsen, worzu auch die mit dem Samanderleinblatt zu rechnen, ist nur noch eine einige wildwachsende Art zu finden. Diese wächst aber um so viel häufiger, und wird daher nicht selten, wo nicht fast überall, von denen Wurzelmännern und Kräuterkweibern statt der rechten in die Apotheken zum Verkauf getragen. Sie unterscheidet sich aber von dieser, theils nach ihrer Geburtsstelle, theils in Ansehung der Bildung gar merklich. Sie wächst

wächst nirgend als an dem Ufer der Bächlein kleiner Flüsse, die keinen Sand auswerfen, Wasserwiesen oder sonst sehr feuchten Orten, und ihre Blumen sind von ganz anderer Gestalt, noch einmal so groß, und an Farbe bläuroth oder Fleischfarb gestreift. Sie hängen unter sich, und sind, weil ihre Blättlein gerade stehen, glockenförmig, flach, daß bey jenen die Richtung der Blättlein flach ist, und die Blümlin aufrecht stehen. Doch bemerkt man an den Wurzeln keinen grossen Unterschied, sowohl nach dem innern Gehalt als der äusserlichen Gestalt, welches, da von der ganzen Pflanze in der Haushaltung gar nichts, in der Medicin aber nur allein die Wurzel genutzt wird, um so viel besser ist; wir würden uns sonst verpflichtet erachten, die Herren Apotheker zu bitten, statt dieser die rechte zu erwählen, und ihre Handlanger in Erkennung derselben besser zu unterrichten.

§. 24.

In der Arzney ist sie ziemlich berühmt, und daselbst schon lange im Gebrauch, ob man gleich nicht gewiß bestimmen kan, ob sie den Alten bekannt, und unter was vor einem Nahmen sie dieses gewesen sey?

So, wie ihr Geschmack bitterlecht und anzlehend; also ist sie auch nach ihrer Wirkung trocknend und stärkend. Sie dienet daher vor schwächliche

liche und phlegmatische Naturen zu einer Frühlingskur sehr wohl, besonders, wann etwas Tausendguldenkraut, Cardobenedicten, PomeranzensChalen, Zimmet und Anis darzu gethan, alles zusammen 2. Tag lang mit gutem Meckar: Franken, oder, welches noch besser, Rheinwein angesetzt, und nachhero Morgens und Abends ein Spitzgläßlein voll davon getrunken wird. Dessen gleichen kan sie auch mit gutem Nutzen frisch unter Kräuterbrühen genommen werden. Sie stärket den Magen, das Haupt, ja selbst, nach dem Zeugniß der Kaiserlich: Leopoldinischen Naturforscher, die Geburtslieder. Man kan daher in Bauch: und Blutflüssen, der Ruhr, am Ende der kalten Fieber, im Schwindel ic. sich ihrer mit Vortheil bedienen.

S. 25.

Wir gelangen jetzt zu der Wall: oder Schwarzwurz, welche bisweilen auch Leinwell und Schmerwurz, im lateinischen aber Symphitum und Consolida major, genannt wird. Sie liebet gewöhnlich nur feuchte Stellen, doch kan sie auch in den Gärten an schattigten Orten gepflanzt werden. Wenn sie daher an denen Wegen von selbst erwächst; so geschiehet es allein an dem Rande der daselbst befindlichen Wassergräben, woselbst sowohl, als an andern feuchten Gegenden, fast in ganz Deutschland ihrer gemeinlich

nöglich eine gute Anzahl beisammen zu finden ist. Ihre Wurzel ist sehr groß, aussenher ganz schwarz, inwendig weiß, schlüpfferich, zart, nicht zähe, sondern leicht zerbrechlich, und theilet sich schon ganz oben in etlich gerade, lange, Fingersdicke Theile; aus dieser erwächst ein starker gerader, ein bis zwey Schuh langer Stengel, der von unten an bis zu oberst, wo er sich mit zwey Blätter endet, und die Blumenstiel anfangen, mit einer Blatartigen Einfassung auf beyden Seiten bekleidet ist. Diese Blatartige Einfassung scheinet ganz allein von den obersten zwey Blättern herzurühren, und derselben Fortsatz oder Anhang zu seyn. Zu oberst, wo dieser sich endiget, erschelnet ein Büschelein rothfleischfarbener oder weisser Blümlein, die von einem gemeinschaftlichen, sehr rauhen, fast Fingers langen, ganz bloßen Stiel getragen werden; aus einem Stücke gebildet, unter sich geneigt, flores nutantes, nicht gar groß und Trichterformig sind. Auf jedes derselben folgen vier Saamenkörner. Diese glänzen, auf Art des Meerhirs, und stehen im Viereck in dem nach Abfallung der Blume in etwas erweiterten scharf fünfgetheilten Kelch. Die Blätter sind groß, einer Handlang und fast halb so breit. Sie werden gegen vornen immer schmaler, und endigen sich spitzig. Sie sind, wie alle Theile der ganzen Pflanze, die Blumen ausge-

VI. Band. E nommen,

nommen, rau anzufühlen, und verursachen das durch, daß diese Pflanze unter der dreyzehenden Classe, oder unter den Gewächsen mit rauen Blättern stehet, woben das untersichhangen und die Trichterform der Blumen, nebst dem Glänzen des Saamen, das hauptsächlichste Unterscheidungszeichen von andern dieser Art: als der Ohsenzung, Lungenkaut und den Borrägen ic. ist.

S. 26.

Es ist diese Pflanze sehr leicht zu vermehren. Das kleinste Stücklein der Wurzel pflegt, wann es in der Erde gelassen, oder in taugliche versetzt worden ist, wieder auszuschlagen. Sie hat ganz keinen Geruch, und nur einen schleimigen, mithin fast eben so wenig, Geschmack. Ihr Nutzen, den sie bringet, erstreckt sich allein auf die Wurzel, welche im Frühling, ehe der Stengel zu treiben anfängt, am kräftigsten und nützlichsten zum Gebrauche ist; doch können die jungen, welche noch keinen Stengel getrieben haben, auch noch spät im Herbst geграben werden.

S. 27.

Die Alten, sowohl Griechen als Lateiner, haben sie schon sehr wohl gekannt, und zum Theil mit grossen Lobsprüchen erhoben; der gemeine Schwarm aber der nachfolgenden Kräutersammler und Ackerärzte hat ihr, wiewohl ganz unrecht, gleiche Eigenschaften mit der Guldengunsel, Bugula,

gula, und denen Gans, oder Monatblümlein, *Bellis minor*, bengelegt, und deswegen alle drey mit einerley Namen bezeichnet, ob sie schon, nach ihrem botanischen Character, einander nicht einmal verwandt, vielweniger gleich sind. Diesem zufolge wurde unsere Wallwurz, *Consolida major*, die gulden Gansel, *Consolida media*, und das Monatblümlein, *Consolida minor*, genannt. Es sind aber diese zwey letzte Benennungen in den Apotheken, wo sie sonst ehemals am bekanntesten waren, dermassen veraltet, und in Vergessenheit gekommen, daß selbst mancher Apotheker könnte zu finden seyn, der gar nicht weiß, was für Pflanzen darunter verstanden werden, statt, daß gleichwohl die Wallwurz diesen Namen noch am gewöhnlichsten führt, und darunter überall bekannt ist.

S. 28.

Ihre Arzneykraft ist eben dieselbe, welche alle schleimige Sachen haben: dann die Wurzel besizet, ausser einem sehr zähen Schleim, sonst gar nichts. Es ist aber dieser Schleim dermassen klebricht, daß er denen Leichtgläubigen zu vielen lächerlichen Geschichten Anlaß gegeben hat, wobei am merkwürdigsten ist, daß selbst bey den meisten alten, zum Theil sehr erfahrenen, Medicis, einerley Nährlein vorkommt. Diesen zufolge sollen die Wurzeln die Kraft haben, daß

das in etliche Stücke zerschnittene Fleisch in dem Hafen wieder zusammen wachse, wenn es damit gekocht worden.

Wir lernen hleraus erkennen, daß es nicht lauter eigene Erfahrungen sind, was ein jeder von den Alten uns in Schriften hinterlassen, sondern, daß sie vieles ohne Untersuchung voneinander entlehnet haben.

S. 29.

Indessen ist doch gewiß, daß kraft dieses Schleims viel nützliches in manchen Krankheiten könne ausgerichtet werden, besonders in solchen, wo innerlich ein krampfhaftes Spannen zu lindern, die scharfe Feuchtigkeiten und ihr Netz zu brechen, oder das wallende hitzige Geblüte zu temperiren ist. Die Alten haben es daher schon vor die Ruhr, Blutflüsse, schwindelartige Husten und dergleichen angerühmt; denen die Erfahrungen ihrer Nachfolger bis auf den heutigen Tag nicht nur hierinnen beystimmen, sondern den Nutzen hievon noch dahin vorzüglich erweitern, daß auch äußerlich, wo etwas hartes oder entzündetes zu erweichen und zu zertheilen ist, augenscheinliche Hülfe zu hoffen sey, wenn die frische Wurzeln, als ein Ueberschlag, warm auf den schadhafsten Ort gelegt werden: dann in dieser Absicht hat schon Suchsius dieselbe unter sein zertheilendes und erweichendes Cataplasma genommen; und obgleich

obgleich bey denen Brüchen, sowohl der weichen als festen Theilen, sie auf die Art der Alten als ein Pulver unter Bruchpflaster gemengt, ganz keine Wirkung zeigen, noch einigen Nutzen schaffen; so haben doch neuere Erfahrungen erwiesen, daß das frischgestossene Pulver mit starkem Brantwein zu einem Müßlein angerührt und über die Darmbrüche der Kinder gelegt, dieselbe vertreibe.

Inzwischen verrichtet sie alles dieses gleichwohl nicht, wie die Alten dafür gehalten, vermittelt ihrer anziehend, und trocknenden Kraft: als deren sie keine besitzen; sondern ganz allein, wie schon oben gesagt worden, kraft des schleimigen Wesens, worinnen sie dem Eibisch gleich, den Pappeln aber, Weismurz und Alandwurz noch vorgehen. Man hat daher, obgleich selbst einige Medici der neuern Zeiten das Gegentheil behaupten, am allerwenigsten zu befürchten, daß sie wegen allzu stark stopfender und anziehender Kraft gefährlich zu gebrauchen seyn. Die Erfahrung und nähere Erforschung ihres innern Gehalts hat schon längst diesen Irrthum entdeckt, und uns diese Pflanze dadurch gemeinnütziger gemacht.

Wenn demnach in der wahren Schwind- oder Lungensucht, Phthisis, und in andern Arten von salzigen Catharrhusten, einiger Nutzen davon erhalten wird, so geschieht es in jenem Fall allein, vermittelt Linderung der Spannung, Erweichung

des in denen unreifen Geschwüren enthaltenen Eiters, und desselben dadurch beförderten Auswurfes; in diesem Fall aber, gleichwie auch in der Ruhr, wegen gelinderter Schärfe. Zu diesem Endzwecke hat Boyle, Tournefort, Sernel und andere mehr, jeder einen besondern Sirup davon zu bereiten gelehret, woben das merkwürdigste ist, daß die meisten dem schleimigen Wesen unserer Wallwurzeln anziehend und stopfende Dinge; als Betonien, Wegerich, ic. beigemischt; Cohansen aber einen Thee mit Tormentill vermischt wider das Blutharnen trinken lassen. Ist dieses ein Zeichen, daß diese berühmte Männer, nach dem Beispiel ihrer Vorfahren, sie vor anziehend gehalten? Oder war ihre Absicht dabey, durch das schleimig erweichende Wesen die anziehende Kraft der beigemischten Dinge zu verringern? Es sey der Beweggrund hlerzu beschaffen, wie er wolle, so ist es nicht nach unserm Sinn.

S. 30.

In der Wundarzneey insbesondere ist diese Pflanze ehemals sehr hoch geachtet worden. Die eingebilbete stark zusammen ziehend und leimende Eigenschaft, durch welche sogar das in Stücken zerschnittene Fleisch wieder zusammen wachsen solle, hat die Meinung erzeugt, daß auch die zerbrochene Beine dadurch wieder zusammen wachsen müssen. Die Schrifften unserer Vorfahren sind daher ganz
voll

voll von dieser wunderbaren Kraft, ja der gleiche Name, Symphitum, der lateinische, Consolida, und der deutsche, Beinwell, hat selbst daher seinen Ursprung. Es wären aber alle, die das Unglück haben, ein Bein zu zerbrechen, höchstens zu bedauern, wann sie keine andere, als diese Hülfe, zu hoffen hätten, und nicht der ausschweifende Beinfast, ein geschickter Verband, und die nöthige Ruhe des Glieds, ein mehrers, ja alles zu ihrer Genesung beitragen würden. Indessen kan sie doch gute Dienste leisten in Wunden und Quetichungen der flechsigten Theile, die wegen ihrer grossen Reizbarkeit weder hitzige noch scharfe Sachen ertragen können; dergleichen, wie Camerarius bezeuget, in Hüft- und andern Schmerzen dieser Art, wenn sie warm äusserlich überschlagen, und dadurch das krampfhafte Spannen, der meisten Schmerzen nächste Ursache, gemildert wird.

S. 31.

In der Haushaltung scheint sie keine grosse Dienste zu thun: dann obwohl Lomier davor hält, daß sie den Secklern nützlich sey, weil das mit dem ausgekochten Schleim geschmierte Leder nimmermehr hart werde; so können dieses doch andere schleimige Sachen, die wohlfeiler und leichter zu haben sind: als zum Exempel: Kalbs-Knochen, eben sowohl verrichten; und der von Glorez angepriesene Nutzen, die verlohrene oder

Schadhafte Jungferschaften mit einem hievon bereiteten Bade wieder ergänzen und flicken zu können, geht, nach abgelegtem Vorurtheile, welches man von der zusammenziehenden Kraft dieser Pflanze hatte, zugleich gänzlich verlohren.

S. 32.

Die von den Deutschen also genannte welsche Bibernell, zu der wir jezo gelangen, hat im lateinischen den Namen, Sanguisorba, entweder allein, oder mit dem vorgesetzten Wort Pimpinella, gleichwie im französischen Pimprenelle. Sie erwächst aus einer braunröthlichen Federkiel dicken Wurzel, woran bisweilen an einigen Orten ein rothes Körnlein zu finden seyn soll, welche die Färber, nach dem Bericht des Herrn von Rohr, zu der Carmosinfarb zu brauchen pflegen. Weinmann hat dergleichen Cochenillkörner an der weissen Bibernell, dem Knawel, und nebst Rojo auch, jedoch in geringerer Zahl, an den Mausohrlein gefunden. Es könnte also wohl hier ein Mißverstand seyn. Sie hat einen schwachen, glatten und bisweilen in etlich Zweige getheilten Stengel, an deren äußerstem Gipfel alle desselben Blümlein dermassen gedrungen an einem Knopfbensammen sitzen, daß sie von ferne nur eine einzige Blume auszumachen scheinen. Der Stengel stehet daher, wegen dem obensitzenden Uebergewichte mehrentheils gebogen, und der Blumen-

Kopf

Kopf neiget sich in etwas zur Erde. Die Blümlein sind sehr klein, weit geöfnet, und von dauerhaftem Wesen. Ihre Blättlein, aus welchen, nebst denen vielen Staubfäden, einem kleinen Kelch und Griffel, dieselbe zusammen gesetzt sind, bestehen zwar, weil sie am Grund aneinander gewachsen, nur aus einem Stücke. Es ist aber dieses so tief in vier Theile gespalten, daß man der Natur weniger Gewalt anthut, wann man diese Pflanze unter die Classe der vierblättrigten Gewächse rechnet, als daß man sie zu den einblättrigten setzt. Rajus verdienet deswegen, da Er dieses, seiner Gewohnheit nach, gethan hat, weniger Vorwurf, als Paulus Hermannus, Magnol, und andere, welche sie ganz ohne Blatt beschrieben, und mithin zu denen Pflanzen, die nur aus Staubfäden und einem Kelch bestehen, allein deswegen gezählt haben, weil die Blättlein derselben an Dauer dem Kelch gleichen, ohne zu bedenken, daß, wenn dieses genug wäre, nothwendig das Gnophalium, Elichrysium, Xeranthemum, und dergleichen mehrere, auch hierunter gerechnet werden müßten.

Aus denen Blümlein erwächst eine dürre, länglicht viereckigte Saamen-Capsul, welche zwey Saamentörnlein einschließt, mit dem Saamen abfällt, und demselben so genau anpasset, daß Rajus es für den Saamen selbst angesehen hat, und da-

her bewogen worden ist, diese Pflanze der zehenden Classe, oder denjenigen Gewächsen beizugesellen, deren jegliches Blümlein nur ein und zwar blosses Saamenkorn zeuget, *Herbæ flore perfectæ simplici semine nudo solitario*.

Die Blätter stehen mehrentheils unten am Boden beisammen, doch ist der Stengel nicht ganz davon beraubt, sondern hie und da eines einzeln daran anzutreffen. Ein jedes derselben besteht aus vielen kleinen, ovalrunden, am Rand scharf gezackten Blättlein, welche bald wechselsweis, bald gepaart, auf beyden Gegenseiten an einer gemeinschaftlichen Rippe sitzen, woran ein ungerades oben den Beschluß macht. Sie gleichen also zwar dem Laub der Eschen, des Holders, des Vogelbeerbaums, dem ersten Anschein nach, in etwas; sind aber, weil eine jede Abtheilung vor sich allein schon ein ganzes Blatt ausmacht, davon gleichwohl weit unterschieden: Dann da ein jedes dieser kleinen Blättlein mit seinem eignen kurzen Stielein an der gemeinschaftlichen Rippe angeheftet ist; diese Rippe selbst auch mehr einem Stiel, als der Rippe eines Blatts ähnlich siehet: so kan man nicht sagen, wie bey jenen, daß sie nur Abtheilungen eines einlgen Blatts seyn. Im übrigen stehen ihrer gemeiniglich sechs auch mehrere Paar beisammen, sind so, wie die ganze Pflanze, sehr dauerhaft, trocken, glatt, und von blaulicht grüner Farbe.

S. 33.

Der in unserm Deutschland wildwachsenden und bekannten Arten sind nur zwei, wovon die eine am liebsten auf Wassermiesen wächst, einen zwei Schuhlangen Stengel, dunkelbraune röthliche Blümlein, und eben also gefärbte glatte Blätterstiel hat.

Die andere hingegen unterscheidet sich von dieser, daß sie besser an Wegen, trockenen und sandigten Stellen fortkommt; niedrigere und mehrere Stengel aus einer Wurzel treibt; kleinere Blumenknöpfe erhält, welche im Anfang grünlich sehen, im Alter aber gleichwohl röthlich werden; mehrere Staubfäden, auch weib- und männliche Blümlein zugleich und raue Blätter, Rippen hat. Diese wird daher auch *Sanguisorba minor*, jene aber *Sanguisorba major* flore spadiceo genannt.

Beede werden in denen Apotheken, doch diese lieber als jene, mehr und öfter, als recht ist, gebraucht: dann es verhält sich mit dieser Pflanze eben so, wie wir oben von der Benedictwurz zu klagen bemüßiget worden. Sie wird in vielen Apotheken aus Irrthum und Veranlassung einiger Aehnlichkeit in den Blättern, vor die rechte weiße Bibernell gehalten, obgleich ihre Bildung ganz nicht damit übereinstimmt. Leonhard Fuchs, ein ehemals berühmter Kräuterkenner und Lehrer
auf

auf der hohen Schule zu Tübingen, hat schon vor mehr als zweyhundert Jahren darüber geklagt, und wir sind selbst durch eigene Erfahrung von der Wahrheit seiner Klage schon zum öftern überzeugt worden.

Es ist aber diese Verwechslung hier um so viel schädlicher, weil die Wirkungen dieser zweyerley Arten weit unterschieden, ja einander fast gänzlich entgegen gesetzt sind.

S. 34.

Indessen ist gleichwohl unsere Sanguisorba an guten Eigenschaften nicht geringer, als die andere mit den weissen Doldenblumen. Sie ist ein Wundkraut, zieht zusammen, und hat einen lieblichen Geschmack. Sie kan daher auch in der Haushaltung unter Salat oder zu Brühen, nach dem Beyspiel der Franzosen, welche sie auf diese Weise brauchen, und sehr lieben sollen, genuzet werden. Gesner hat die Wurzel davon mit der Tormentill, und Paulus Hermannus mit der Benedictwurze verglichen. Vornehmlich aber soll sie zur Blutstillung dermassen tauglich seyn, daß einige davor gehalten, der Blutfluß lasse sogleich nach, wann nur etwas davon in der bloßen Hand gehalten werde. Doch, da dieses nach den aberglaubigen Zeiten gar zu sehr riecht, so verdienet es auch keinen Glauben, ob man ihr schon diese Eigenschaft nicht ganz absprechen kan, wann es
auf

auf gehörige Weise gebraucht wird. Tabernemontanus lobt sie für die Würme der Pferde; es soll aber die Wurzel zugleich mit dem Kraut, jenes unter dem Futter, dieses aber in den Trunk eingeweicht, denselben gegeben werden; und einige Schriftsteller des vorigen Jahrhundert schreiben ihr eine grosse Kraft vor die Wasserscheu bey; eine, wie bekannt, aus dem tollen Hundsbiß entstehende erbarmenswürdige Krankheit. Sie soll dieselbe nicht nur, als das allerbeste Präservativ, ganz und gar abwenden, wenn sie nur etliche Morgen, entweder als Salat, oder auf andere Weise gegessen wird, sondern selbst die gegenwärtige glücklich dadurch schon curirt worden seyn.

So ungewiß dieser wichtige Dienst, so wahrscheinlich ist es hergegen, daß unsere Pflanze nirgends besser, als zu dem Gebrauch der bekannten Frühlingskräuterweine, oder sogenannten Kräuter-Säcklein taue. Sie wird darzu angerühmt, und auch würcklich mit Nutzen zum öftern gebraucht. Da ihre Kraft stärkend, trocknend und anziehend ist, und sie mithin nichts schleimigtes in ihrem Wesen hat, so schickt sie sich am besten zum Wein.

Wir verstehen aber hierunter nicht die zum Mißbrauch wordene, aus laxirenden und stärkend bittern Dingen, größtentheils zusammen gesetzt allgemeine Kräutersäcklein: Denn wir verabscheuen die Zusammenmischung solcher Arzneyen, deren

deren Kräfte einander entgegen gesetzt sind, allzusehr, ob sie gleich zur Reinigung des Geblüts oft selbst von privilegirten Aerzten also verordnet worden. Wenn der Bauer zu Markte fahren will, so spannet er niemals auch Pferde hinter den Wagen, nur damit die vordern den Wagen nicht allzuschnell fortziehen; wo er ja dieses vor nöthig befindet; so spannt er lieber ein paar von den vordern aus, oder nimmt gleich im Anfang weniger. Was thut aber der Arzt anders, wenn er stärkende und laxierende Dinge mit einander vermengt, als daß er seine Pferde vor und hinter den Wagen zugleich spannt? und was Wunder ist es daher, wann man oft klagen hört, das Kräutersäcklein habe nicht laxirt?

S. 35.

Wenn wir also unsere welsche Bibernell hier zum Gebrauch der Kräuterweine anrathen: so ist unsere Meynung, daß man dieselbe frisch oder frisch gedörft, entweder allein, oder mit andern seines gleichen, wie wir bey der Benedictwurz schon gesagt haben, vermischt, etliche Tage am Wein stehen lasse, alsdann wohl ausdrücke, und von dem Wein Morgens nüchtern und Nachmittags ein Spitzgläslein voll nehme; wobey von selbst klar ist, daß es nicht für jedermann ohne Unterschied dienlich seyn könne, sondern nur vor schwächliche Personen, oder solche, die einen blö-

den

den Magen, schwammichtes Fleisch, oder öfters
 Bauch- und Blutflüsse haben. Ein also zugerich-
 teter Wein bekommt dadurch eine sehr liebliche
 Farbe und einen angenehmen Geschmack. Sein
 fleissiger Gebrauch ermuntert das Gemüthe; doch
 ist dieses nichts besonders. Der Wein hat diese
 Eigenschaft schon allein zu Salomons Zeiten ge-
 habt; sie scheint daher auch hier, wie Paulus
 Hermannus dafür gehalten, mehr von diesem
 als dem bengewirkten Kraut herzurühren.

S. 36.

Nunmehr wollen wir unser Augenmerk
 auch auf die verschiedene Sträucher selbst rich-
 ten, aus denen die Zäune meistens bestehen,
 nachdem wir sieben, theils unter derselben Schat-
 ten, theils an der Strasse wachsende Pflanzen ge-
 nugsam, so viel unsere Absicht war, haben ken-
 nen lernen.

Das wilde Dürlichen oder Cornellbäum-
 lein kommt hier, weil es bey uns unter allen am
 häufigsten anzutreffen ist, vorzüglich in Betrach-
 tung. Es ist dieses ein mittelmäßig acht bis zehn
 Schuh hoher Strauch mit ziemlich langenerten
 oder Zweigen. Er wird im lateinischen *Cornus*
foemina und *Virga sanguinea* deswegen genant,
 weil seine Blätter dem Laub der bekannten Cornell-
 Kirschchen ziemlich ähnlich sind, und die etwas ver-
 altete Zweige ganz roth, als wären sie mit Blut
 getränkt,

geträncket, aussehen, oder, was diese letzte Benennung anbetrifft, weil, wie einige der Alten das für gehalten, mit diesen Ruthen die Mörder gewöhnlich, ehe sie zum Tode geführt wurden, gezüchtigt, und sie also mit derselben Blut angefeuchtet und gesärbt worden sind. Es wird daher auch im französischen dieser Strauch Sanguin, im deutschen aber an theil Orten Schießbeers Holz, genannt.

Dieser letzte Name hat zu vieler Verwirrung Anlaß gegeben. Unter den neuen berühmten Beschreibern der Bäume und Sträucher ist fast keiner mit dem andern einstimmig. Fast ein jeder derselben versteht einen andern Strauch unter diesem Namen. Bey denen Herren von Carlos witz und Leopold wird der Faul, oder Hundsbäum, *Alnus nigra*, *frangula*, also genannt, und Herz von Rohr berichtet uns, daß er in Thüringen zwey Sträucher von ganz verschiedener Art gesehen, die von dem dasigen Landvolke Schießbeerenholz genennet worden, und von ganz anderer Gestalt, als die unter diesem Namen sonst bekannte Art, gewesen seyn. Er beschreibt hierauf diese zwey Arten zwar kurz, doch läßt sich deutlich daraus abnehmen und erkennen, daß die zweyte Species eben unser Cornellbaum, *Cornus foemina*, sey. Andere hingegen verstehen die Rhein-Weiden und Kreuzbeere hierunter, oder vermengen gar

gar den wilden Cornellbaum mit dem ersten, Ligustrum, und halten ihn theils vor einerley Strauch, wie aus dem Oeconomischen Lexico zu ersehen, oder legen ihm doch im deutschen, wie Lonicer gethan, einerley Namen bey.

Gleichwohl scheint der Name Schießbeerholz am allerehesten und süglichsten dem Faulbaum, Frangula, zuzukommen, dann sein Holz soll zum Schießpulver am tauglichsten seyn, und daher von denen Pulvermachern fleißig aufgesucht werden.

S. 37.

Es unterscheidet sich aber unser wilder Cornell von allen diesen hauptsächlich darinnen, daß, obgleich sein Laub auch ovalrund, vornen zugespitzt, am Rande ganz oder uneingeschnitten, und also dem Laube des Faulbaums in etwas gleich ist; er doch in Ansehung der Blumen, als welche an einem Dolden, in Umbella. beisammen stehen, merklich davon abgehe, weil bey dem Faulbaum nur etliche beisammen aus den Winkeln der Blätter hervor brechen, welche viel kleiner, als diese sind, und eine weiß gelbliche Farbe haben, übrigens aber den Blüthen des Kreuzdorns ziemlich gleichen, statt, daß bey unserm Strauche sehr viele ganz weiße Blümlein in einen Kopf gesammelt sind.

Die Rhelnweide hingegen hat zwar auch ganz weiße Blüthen, sie stehen aber, gleichwie

auch die nachfolgende Beere, Traubenwels benze-
sammen, und riechen angenehm, wo jene eher
stinken, auch haben sie ein ganz ander Laub. Es
ist bey diesen weder so groß, noch rund, sondern
ziemlich schmal, hart, daurchast, und den Weiden-
Blättern ähnlich.

Uebrigens bekommen zwar diese jetztgemeldte
Sträuche alle schwarze Beere, die einander dem
äusserlichen Anschein nach ziemlich gleichen, sie un-
terscheiden sich aber dennoch in der Anzahl der
darinnen enthaltenen Steinlein oder der Saamen-
Kerne: dann die der wilden Cornell haben nur
ein einiges rundes; des Faulbaums zwey platte;
und des Hartriegels und Kreuzdorns mehrentheils
vier, die auf einer Seite erhaben, auf der andern
aber flach sind.

S. 38.

Das Holz von dem Cornell soll sehr hart
seyn, wenigstens hat Lonicer ihm deswegen den
lateinischen Namen *Ossea* bengelegt. Wann
aber der in Virginien und Florida häufig wach-
sende bekannte Cassafrasbaum, wie fürgegeben
wird, eine Art davon ist; wo bleibt alsdann bey
diesem die Härte? Wir sind nie so glücklich ge-
wesen, diesen Baum selbst zu sehen, müssen
uns daher nur auf die Zeugnisse anderer verlas-
sen. Aber sollte das jedermann in die Augen fal-
lende leichte und gar nicht daurchaste Wesen des
Cassafras,

Sassafrasholz nicht hinlänglich seyn, den begründeten Zweifel zu erwecken, ob auch dieser Baum aus dem Geschlechte des Cornus sey, da ihm die Haupteigenschaft desselben, die Härte des Holzes, fehlet?

S. 39.

Eine halbe Stunde von hier, nicht fern vom Grünenfurch, findet man eine grosse Menge dergleichen Laub, mit untermischten ganz kleinen Zweigen, unter der Erden. Sie liegen nicht tief, kaum 4. oder 5. Schuh in einem Lustboden; auch sind sie nicht versteinert, wie diejenige Theile von Thieren und Vögeln, die auf Bergen und in Felsen gefunden werden; sondern nur incrustirt, oder mit einer sandsteinigten Rinde überzogen. Sie gleichen also denen in Flüssen bisweilen anzutreffenden incrustirten Blättern und Holzstengeln fast gänzlich; doch ist das Wesen der Blätter und des Holzes längst ausgewittert, und nichts mehr davon anzutreffen. Das Merkwürdigste ist hiebei, daß, so zahlreich, ja recht hauffenweis übereinander, auch diese wilde Cornusblätter an bemeldtem Orte zu finden sind, gleichwohl nicht die geringste Spur von einem Laub eines andern Strauchs darunter befindlich ist. Ist die Ursache hievon, daß bey der Uberschwemmung nur allein jene hier zusammen gehäuft, und mit Sand überschüttet worden sind,

oder sind sie wegen ihrer mehrern Daurhaftigkeit, trockenem Wesen, und wenigern Feuchtigkeit allein tüchtig gewesen übrig zu bleiben, und uns zum lebhaftesten Zeugnisse einer ehemaligen Strafe Gottes noch nach viel hundert Jahren zu werden, statt, daß die übrige, die damit vermischet waren, ihrer wässerigern, welchern, und der Verwesung schneller unterworfenen Substanz wegen, vorhero versault sind, ehe sie mit der steinigsten Materie überzogen werden können? Wir wollen es nicht genauer untersuchen. Doch ist das letztere wahrscheinlicher.

Indessen lernen wir wenigstens daraus so viel, daß 1.) der wilde Cornell schon ein alter Einwohner von unserm Landstriche sey; 2.) die Erdofläche unserer Gegend, hauptsächlich gegen Mitternacht, ehemalen um etliche Schuh niedriger war, und 3.) die nur in dieser Gegend und sonst nirgend, auch daselbst nur an erhabenen Stellen, häufig zu findende weisse Lust, oder Kreidenerde, welche allhier weiß Oehrt genennet wird, nicht ursprünglich da gewesen, sondern erst durch eine Ueberschwemmung hergebracht und zusammen gehäuffet worden sey

S. 40.

In der Arzney ist dieser Strauch gar nicht bekannt. Die Beere, welche, wie alle dergleichen, im Anfang grün sind, und erst beym Reifen schwarz

schwarz werden, enthalten ein grünes Fleisch oder Mark in sich von sehr grosser Bitterkeit und widerlich stark anziehendem Geschmacke. Sie sind daher weder für Menschen noch Vieh sicher zu gebrauchen.

Inzwischen sollen sie doch in der Haushaltung dienen: Denn Mathiolus und Joh. Bauhin berichten uns, daß in dem Tridentinischen ein Brennöl zu denen Lampen aus diesen Beeren, vermittelt der Kochung in Wasser und Auspressung derselben, zubereitet werde.

Wir wollen aber hier nicht entscheiden, ob dieses Lampenöl eben hieraus, und nicht vielmehr aus den Früchten des Spindelbaums komme? Das 1^{te} behauptet Evelyn, und es ist deswegen eher zu glauben, als das erste, weil diese Früchte einen Muschartigen Kern in sich halten, und also zum Oelpressen viel geschickter sind, als die wasserigten Beere des wilden Cornus.

S. 41.

Der Hartriegel, zu dem wir jetzt fortschreiten, wird lateinisch *Ligustrum* französisch, Troëne, und im deutschen an theils Orten, auch Rhelns weiden oder Beinholz genannt; ein Strauch, der einen guten Theil der lebendigen Zäune ausmacht, und an Höhe dem vorhergehenden ganz gleich ist. Er trägt, wie schon gemeldet worden, weisse wohlriechende Blüthen, wovon die in vier Blättlein

gespaltene Blümlein, auf Art der Weinreben, Büschelweise hintereinander am Gipfel eines jeden Zweiges hängen, aber nicht mehr als zwey Staubfäden, und also nur halb so viel als der Einschnitt sind, haben.

Die Blätter stehen theils gepaart am Zweige, theils auch vier bis sechs und noch mehr an einem Strauß beisammen. Sie sind hart, glatt, glänzend, etwas kürzer als das Weidenlaub, und gleichen den Blättern des Delbaums. Die schwarze Beere enthalten auch schwarze Saamenkörner in sich, deren Zahl nicht beständig gleich ist; in manchen sind es nur zwey, bisweilen aber vier. Das Mark derselben ist mit einem braunröthlichen Saft angefüllt, und sehr bitter am Geschmack. Die Rinde ist grau oder Aschenfarbig, und die Zweige sehr biegsam, obgleich das Holz des Stamms an sich selbst, wann es dürre worden, so hart ist, daß es sich schwerlich verarbeiten oder durchbohren läßt. Die beyde deutsche Namen, Hartriegel und Weinholz, kommen davon her, so, wie der lateinische, Ligustrum, von der Zähigkeit, und andern guten Eigenschaften zum Binden, entsprungen ist.

S. 42.

Es fallen zwar die Blätter im Herbst ab, doch bleiben die Beere fast den ganzen Winter über, bis das neue Laub, welches im Frühling eines

eines mit von den ersten ist, ausschlägt, stehen. Also weislich hat es der Schöpfer der Natur geordnet, daß Er den Vögeln, wenn zur nöthigen Ruhe des Erdbodens alles mit Schnee bedeckt und verschlossen ist, gleichwohl über demselben ihre Speise darreicht, und sie erhält. Wo-
bey dieses gewiß nicht das geringste Stück der göulichen Weisheit und Vorsorge ist, daß eben diese Früchte von solcher Eigenschaft sind, daß sie von Menschen weder genossen werden, noch sonst auf andere Art ihnen grossen Nutzen schaffen könnten: denn wäre dieses nicht, so würde das unersättliche menschliche Herz, welches nie genug bekommen kan, gern alles für sich allein behält, und sich grösstentheils wenig darum bekümmert, ob seinem Nächsten, geschweige denn den ihm unterworfenen übrigen Creaturen, auch ihr nöthiger Anthell übrig bleibt, gewiß auch diese Gabe, wider die Absicht des Schöpfers, verschlingen, und mithin die Vögel ihrer nöthigen Winternahrung grösstentheils berauben.

S. 43.

Wir dürfen uns also nicht wundern, wenn wir weder von diesem und den vorhergehenden noch auch andern Arten der Staudenbeere viel nütliches zu sagen wissen.

Doch da der allerwelseste Schöpfer aller Dinge einem jeden Wesen einen vielfältigen Nu-

ken beylegen wollen; Er auch zum voraus sehen müssen, daß die Menschen diese Gewächse bald gar austrotten und vertilgen würden, wenn sie ihnen gar keinen Dienst leisten könnten: so hat Er diesen Stauden noch eine Eigenschaft gegeben, wodurch sie nicht nur vor der Vertilgung sicher gestellt, sondern die Menschen selbst zu derselben mehrern Pflanzung angereizet werden.

Ihr schneller Wächsthum, festes Holz und dauerhaft schönes Laub macht, daß sie zu Gehägen oder lebendigen Zäunen sehr wohl taugen. Wie nothwendig hat aber nicht der Mensch diese, um sich und seine Feldgüter vor den räuberischen Menschen und wilden Thieren zu bewahren! Unter den Sträuchen, die hierzu tauglich sind, hat unser Hartriegel vor vielen andern noch einen Vorzug, besonders die ausländische Arten; als der breitblätterigte höhere, und die mit den Silber und Goldfarb gestreiften Blättlein; jener, weil seine Blätter auch über den Winter dauern; diese aber wegen der Zierde ihres Laubs.

S. 44.

Ueber dieses können auch noch, sowohl die Blüten und das Laub, als auch die Beere einige kleine Dienste, theils in der Arzney, theils in der Haushaltung leisten. Weil alles anziehend und herb an diesem Strauche ist, so bedient man sich des Laubs und der Blüthe zu Gurgelwassern
bey

ben Schleim, oder Wassergeschwulsten, lockerm Zahnfleisch, Zahnschmerzen, und dergleichen, mit gutem Nutzen. Desgleichen werden die Beere manchmal gebraucht, den rothen Weinen dadurch eine stärkere und dickere Farbe zu geben. Auch soll, nach dem Zeugnisse des Tragus, eine blaue Farbe daraus können bereitet werden.

Da aber alles dieses leicht zu entbehren, so ist es kein Wunder, wenn, außer dem Plinio und Virgilio, die Alten hievon gar nichts gedacht haben, so, daß man billig zweifeln muß, ob auch dieser Strauch den Griechen und Arabern bekannt gewesen seye?

S. 45.

Ganz anders verhält es sich mit dem jetzt folgenden Saurach: denn aus nachstehendem werden wir mit mehrerm hören, daß dieses Staudengewächs uns in allerley Absicht eben so nützlich, ja nöthig sey, als leicht entbehrlich die zwey vorhergehende waren.

Es hat im Deutschen, nebst dem obigen, Saurach, noch vielerley Namen, worunter Verbisbeere, Erbsel, Erbselen, Erbshöfen, Saurdorn die bekanntesten sind, von welchem letzterm die französische Uebersetzung Epine vine-
te, desgleichen die griechische und lateinische, Oxyacantha und Spina acida herrühret. Zwar wird der Name Oxyacantha gewöhnlich auch dem

Weiß, oder Hagdorn, *Spina alba*, *Chespilus apii folio*, bengelegt. Es geschieht aber dieses mit ganz keinem Rechte, und selbst wider den Verstand dieses Wortes. Der gewöhnlichste lateinische Name, welcher aus dem Arabischen entsprungen zu seyn scheint, ist gleichwohl *Berberis*. Der Strauch selbst erreicht selten die Höhe der zwey vorhergehenden, doch wächst er unter ihnen vermischt gern auf eben dem Erdreich, und macht wegen der schönen gelben Blumen zwischen den weissen Blüthen dieser daselbst eine liebliche Veränderung der Farben. Er hat weitkriechende, viele, sattgelbe Wurzeln, und einen Stamm, der mit einer dünnen, aschfarben und rauhen Rinde bekleidet ist. Das Holz darunter ist spröde, leicht zerbrechlich und gelb an der Farbe, doch nicht so dunkel als dasjenige von den Wurzeln.

Mehr als die halbe Länge der Zweige ist auf allen Seiten mit gelben, in Trauben ähnliche Büschelein gesammelte Blümlein geziert, deren jedes sechs ovalrunde Blättlein hat, und wie gefüllt anzusehen ist. Diese Büschelein erwachsen mit ihrem eigenen Stiel unmittelbar aus dem Zweige selbst, und stehen wechselsweise an demselben. Sie sind unten an dem Ort ihres Ursprungs mit einem Büschelein grüner, kleiner, fast ovalrunder, stumpf gespitzter, am Rand scharf, aber nicht tief, gezählter, *marginé acutissime dentato*,

tato, Blättlein, und einem dreyzehn eckigten, stark und scharfen Stachel, versehen oder bewafnet.

Nach ihrem Abfallen erscheinen, wie bekannt, rothe langrechte Beerlein, die ein paar Kernlein und einen scharf sauren rothen Saft in sich halten.

Eine andere Gattung von diesem Strauche, die bisweilen zur Curiosität in die Gärten gepflanzt wird, trägt ihre Beere ohne Kern. Schade! daß sie nicht eben so viele Früchte hat, und eben so leicht zu erziehen ist, als die gemeine wildwachsende. Diese Beere wären sonst zum Einmachen sehr tauglich, besonders von derjenigen Art, wo von Herr Ellis gedenkt, daß es dergleichen gebe, welche zweymal so groß seyen als die gemeinen.

S. 46.

In Engelland sollen sie bisweilen in ziemlich grosse Stämme, die bis 12. Schuh im Durchschnit haben, (vielleicht ist es ein Schreib- oder Druckfehler, und soll 12. Zoll heißen: dann dieses wäre schon was ausser der Ordnung und ungewöhnlich:) erwachsen, aber daselbst in einem üblen Ruf deswegen stehen, weil das gemeine Volk der Meinung ist, sie verursache den Brand in dem nahe dabey stehenden Korn. Obgedachter Herr Ellis erzählt, um die Gewißheit dieses Vorurtheils desto besser zu beweisen, eine Historie von einem gewissen Pächter, der aus diesem Grund einen solchen Haß wider diesen Strauch faßte, daß
er

er im Jahr 1720. einen solchen, der sehr groß und einem Baum ähnlich war, deswegen zu vertilgen suchte, weil er auf dem Feld seines Nachbarn, und also nicht weit von seinen Feldern stand. Er goß zu diesem Ende in der Nacht zu verschiedenen Zeiten einige Gefäße voll siedendes Wasser an die Wurzeln, bis der Baum eingehen mußte.

S. 47.

Sowohl in der Haushaltung als Medicin ist dieser Strauch von vielfältigem Nutzen. Es ist kein Theil an ihm, der nicht seinen besondern Dienst leistete. Das Holz, die Wurzeln, derselben Rinden, die Blüthen, hauptsächlich aber die Beere, ein jedes trägt das Seine zu besserer Bequemlichkeit unsers Lebens bey. Das Holz können die Tischler oder Schreiner bequem zu eingelegten Arbeiten brauchen. Die Rinde aber desselben, insonderheit diejenige von den Wurzeln, geben eine schöne gelbe Farbe, wann sie in Wasser gesotten, oder in Lauge eingebeizt werden, womit man allerley hölzerne Geräthe anstreichen, und so hell und glänzend machen kan, als wären sie mit Firniß überzogen. Dergleichen wird sie für die Gelbsucht von den meisten, auch neuern Practicis, angerühmt. Es möchte zwar scheinen, als bestünde diese Wirkung nur in der Einbildung, und sey noch ein Ueberbleibsel des leichtgläubigen Alterthums, welches gern die Kräfte der Pflanzen nach den

den äusserlichen Eigenschaften derselben bestimmte, worzu es hier wegen der gelben Farbe guten Grund haben konnte: Allein, es bestätigt diese, allen alten Weibern bekannte Kraft, nicht nur derselben innerlicher Gehalt, sondern sie ist selbst durch angestellte Versuche und vielfältige Erfahrungen zur völligen Gewißheit worden: denn diese Rinde ist bey ihrer gelben Farbe auch zugleich bitter am Geschmack; und Clusius hat anmerkt, daß die mittlere oder diejenige Rinde, welche zwischen der äussern und der dem Holz zunächst anliegenden ist, eine stark laxierende Eigenschaft habe, wenn sie in ein Tüchlein gebunden, und drey Stunden lang in weissen Wein geweicht, von dem Wein aber nachhero getrunken werde. Wem ist aber unbekannt, daß meistens alle bittere Dinge, besonders, wann sie zugleich laxieren, für die Gelbsucht dienlich sind? Hiernebst hat Niedlin, ein im vorigen Sæculo berühmt gewesener Augspurgischer Medicus, aus Ulm gebürtig, uns ein merkwürdiges, und bey nahe das erste Exempel von einer Gelbsuchtcure, welche bloß allein hiemit verrichtet worden, aufgezeichnet hinterlassen. Eine Dame, schreibt er, von etlich und vierzig Jahren, welche dem Trunk etwas ergeben war, und sich dadurch ein übel beschaffenes Geblüt und schwachen Leib zugezogen hatte, verfiel endlich in eine Gelbsucht mit geschwellenen Füßen. Unter
den

den vielen Rächlein, welche ihr von den besuchenden Frau Baasen, nach eingeführter Gewohnheit, ertheilt wurden, war auch dieses folgende von einer Hebamme begriffen, welche bezeugte, daß nicht nur schon viele andere, sondern sie auch selbst damit curirt worden sey, nachdem sie vieles vorhero vergeblich gebraucht hätte. Sie sollte diesemnach eine Handvoll obgedachter mittlern Rinde in eine Flasche thun, eine Maaß Neckarwein darüber giessen, die Flasche wohl verschlossen in ein siedend Wasser stellen, und vermittelst dessen den Wein an den Rinden kochen lassen; von diesem Wein aber nachhero täglich zweymal einen Trunk nehmen, jedesmal vor dem Speisen.

S. 48.

So nützlich aber diese Entdeckung seyn mag, weil die Gelbsucht keine seltene Krankheit und oft sehr hartnäckig ist: so geringschelmig ist sie gleichwohl, wenn sie mit dem vielfältigen Nutzen der Beere dieses Strauchs verglichen wird: denn hier zeigt sich wegen der herrlichen Säure ein solcher Ueberfluß von guten Diensten, sowohl in kranken als gesunden Tagen, zur Nothdurft als Erquickung, daß die Güte des Schöpfers nicht nur deswegen, sondern vorzüglich noch darum, daß Er diesen Strauch fast in der ganzen bekannten Welt hat wollen wachsen lassen; sich recht merklich abermals offenbaret. Möchte man hier nicht

nicht die Frage vorlegen: Was den Schöpfer bewogen habe, daß Er manche Gewächse in allen Ländern so allgemein gemacht, und überall hervorwachsen heissen, manche aber nur an gewisse Gegenden gebunden, so, daß ein jedes Land viele allgemeine und doch auch fast eine jede Stadt ein paar ganz eigene besitzet? Ist es nicht deswegen geschehen, weil auch manche Krankheiten und andere Zufälle allen Menschen gemein, manche aber nur diesem und jenem Lande oder Stadt eigen sind?

Es wäre zu weitläufig, alle Fälle hier zu erzählen, in welchen diese Beere dem Landmann zu einer herrlichen Hausarznei dienen können. Wir wollen, statt dessen, weil das meiste ohnehin schon ausführlicher im vorhergehenden Theil, bey Gelegenheit des mit diesen Früchten nahe verwandten Saurampfers, gesagt worden, nur des wichtigsten gedenken.

Hier ist überhaupt zu merken, daß, weil die allerconcentrirteste Säure, welche im Gewächs reich, und ohne Beyhülfe der Kunst zu finden ist, darinnen enthalten ist, sie eine vorzüglich kühlende, Herz- und Magenstärkende, Durstlöschende, Appetit. erweckende, der Gall und Fäulung widerstehende Eigenschaft haben, und daher in hitzigen, besonders Gallenfiebern, ja selbst in der Pest, grossen Nutzen bringen können: denn also, was das letzte betrifft, hat uns Prosper Alpinus be-
richtet,

richtet, daß sie in Aegypten hierzu stark im Gebrauch seyn, und der berühmte Kräuterkenner, Simon Pauli, ist selbst dadurch von einem Gallenfieber befreiet worden. Doch muß man auch hier, wie allenthalben, die Kunst zu unterscheiden wohl verstehen. Nicht bey allen hitzigen Fiebern sind saure und hitzige Dinge sicher zu gebrauchen. Sie verhindern die Transpiration, und die davon abhängende Absonderung des Unreinen oder Schädlichen aus dem Geblüte allzusehr. Selbst Boerhave lobt zwar die Säure dieser unserer Beere auch in Petechiis, dessen ungeachtet aber bleibt doch gewiß, daß bey allen Arten von Fiebern, welche ihre Crisis, mittelst eines Ausschlags, haben, das kühlende behutsam, im Friesel aber, besonders bey schwächlichen Personen, fast gar nicht, und eben so wenig, als das übereilte Mode-Adelassen, statt finde. Es wäre viel hiervon zu sagen; es leidet es aber die Absicht unserer Blätter nicht, hierinnen etwas weltläufiger zu seyn; wir müssen uns daher begnügen, bloß anzeigen zu können, daß die ehemalige allgemeine Gewohnheit, die Hitze durch Schweißtreibende Arzneyen zu brechen, nicht schädlicher gewesen sey, als die heutige der symptomatischen Aerzte und der Bader ist, welche alles mit Kühlmilchen ausrichten wollen.

Die Conservirung dieser sauren Früchte und ihres Saft geschieht auf mancherley Art. Sie werden entweder gedörret, oder frisch mit Zucker eingemacht, oder es wird der Saft allein davon aufbehalten, und derselbe mit Zucker entweder zu einem Syrup, Gelz und Lattwerg gekocht, oder zu Morsellen und Täfeln gegossen.

Weil diese Dinge so vielfach genutzt werden können, ihre Zubereitung sehr leicht ist, und diese Beere allenthalben in Menge zu haben sind, so wollen wir, dem Landmann zur Nachricht, die Art, wie damit am füglichsten zu verfahren ist, kürzlich berühren.

Ueberhaupt ist nöthig, daß die Beere nicht eher gesammelt werden, als bis sie recht dunkelroth worden; wer aber etwas davon aufdörren will, der thut wohl, wann er sie so lang am Stocke stehen läßt, bis sie ein paarmal vom Reifen getroffen worden. Man schneidet sodann von denen Früchtlein die größten Stiel hinweg, streut sie nicht all zu dick aufeinander in ein Sieb, stellt dieses an einen warmen Ort, am besten oben auf einen warmen Beckenofen, läßt sie daselbst so lange, bis die Beere vollkommen dürr sind, und verwahrt sie sodann an einen wohltrockenen Ort, damit sie von der Feuchte nicht anlauffen oder schimmlicht werden. Diese gedörrete Beere halten sich etliche Jahre, und können im Fall der

Noth zu einem lieblichen und gesunden Trank in allen Krankheiten dienen, welche von oben angeführten Ursachen herrühren, wenn ein paar Loth davon mit einer Handvoll rohen Gersten und zwey Maaß Wasser eine viertel oder halbe Stund gesotten worden. Hierdurch erlangt also der Landmann schon ein Hauptstück zu der Cur aller dieser Krankheiten, weßwegen er meistens am ersten so besorgt ist, daß man nicht selten von ihm klagen und fragen hört, er wisse nicht, was er trinken solle? Verlangt er bey starker Hitze, Durst und Entkräftung etwas zur Herzstärkung, welches fast durchgehends seine zweyte Sorge ist, so können ihm diese mit Zucker frisch eingemachte Beere abermals seinen Wunsch erfüllen. Man erhält dieselbe, wenn ein gewisses Maaß frischer Beere sauber von den Stielen gereiniget, in ein Glas gethan, und gekochter Zucker darüber gegossen wird. Der Zucker muß weder zu dick, noch zu dünn gesotten seyn, sondern ungefehr Honigdicke haben, auch muß er nicht warm darüber gegossen werden, sonst schrumpfen die Beere ein, und wenn er ein paar Tage daran gestanden, und durch den ausaezogenen Saft der Beere dünner worden ist, muß man ihn noch ein oder zweymal, oder so oft, bis er seine vorige Dicke behält, und von dem Saft der Beere weiter nicht mehr verdünnet wird, abgießen, zur vorigen Honigdicke kochen, und wieder aufgießen.

Diese

Diese also zubereitete Beere können, nebst dem, daß sie dem Kranken zu einer guten Erquickung dienen, auch in der Küche und als Confect zum Nachtsch mit Nutzen gebraucht werden, weil sie tauglich sind allerley Füllen von Bachwerk und Dörten davon zuzurichten.

Will man aber den Saft nur allein haben, so ist nöthig, die wohlreife Beere in einem steinern, oder, wo dergleichen nicht zu haben, auch in einem eisernen Mörser, besser aber noch, in einem hölzernen Trog erstlich wohl zu zerquetschen, nachher in einem zinnernen oder erdenen Gefäße über einem Kohlfeuer unter beständigem Umrühren wohl warm werden zu lassen, und also erwärmet in einem starken leinenen Sack vermittelst einer Presse den Saft davon auszupressen. Diesen Saft füllt man sodann in gläserne Flaschen oder Bouteillen, mit einem engen Hals, ganz voll bis oben an, gleßt ein wenig Baum- oder ander rein Del darauf, und verwahrt ihn an einem kühlen Ort.

Will man nun ferner hieraus einen Syrup kochen, so nimmt man doppelt so viel Zucker, läßt ihn über dem Feuer mit dem Saft zerschmelzen, und nur ein einzigmal auffieden, seiget ihn sodann durch ein dünnes wollenes Tuch, daß die Unreinigkeit des Zuckers und Safts davon gesondert werde, und verwahrt ihn nach dem Erkalten an einem temperirten Ort. Dieser Syrup ist sehr

tauglich bey heißer Witterung, die abgemattete Kräfte wieder zu ersetzen, und den Durst zu stillen, wenn davon ein paar Löffel voll unter das ordinari Trinkwasser gemischt wird. Man hat dabey den Vortheil, daß ein solcher Kühltrank oder Zulep in einem Augenblick allenthalben, wo nur frisch Wasser zu haben ist, versfertiget werden kan, und daß man nicht erst auf das Kochen, wie bey dem aus Beeren bereiteten, warten darf; er dabey aber gleichwohl wegen dem beygemischten Zucker sehr lieblich ist.

Die ferner noch aus dem frischen, rohen Saft von dem Zucker, oder Süßbecken zu bereiten gewohnte Mor sellen oder Täfelein und Zeltlein sind eben das in trockener Gestalt, was dieser Syrup in flüssiger ist. Man nimmt zart gestossenen Zucker, röstet ihn über Kohlsfeur in einer Pfanne oder Kessel so lang unter beständigem Umrühren, bis er nicht mehr aneinander ballt und wohl heiß ist, welches ohngefähr in einer Viertelstunde geschehen seyn wird; gießet sodann von dem rohen Verbisbeerlast allgemach, bey fortdaurendem schnellem Umrühren, so viel darzu, daß es zusammen die Consistenz eines dünnen Taigleins, welches füglich ausgegossen werden kan, erhalte, und schüttet es in eine Mor sellenform, oder, wann Täfelein daraus verlangt werden, gießet es in grossen Tropfen, vermittelst eines bequiem hierzu gerichteten

gerächten Spatels, auf ein kupfern Blech. Jene müssen sodann gleich nach dem Erka ten und ehe sie unten vertrocknen, in Stücklein geschnitten und abgenommen, bey diesen aber das Blech über eine Glut gehalten und erwärmet werden, damit sie leichter davon abgehen. Die Selz wird ebenfalls aus dem frischen Saft mit Zucker, fast wie der Syrup, bereitet; nur mit dem Unterschied, daß zu vier Theilen des Safts nur ein Theil Zucker genommen, und damit so lang gesotten wird, bis er so dick als Honig worden.

Ben Bereitung der Lattwerg hingegen sieht man mehr auf das süßig marklige Wesen der Beere selbst, als auf derselben Saft. Um dieses zu erhalten, muß man eine gute Quantität von diesen Beeren ein paar Stunden lang mit Wasser sieden, nachher durch einen Sack stark auspressen, zu der ausgepreßten Brühe eben so viel Zucker thun, und miteinander so lang kochen, bis es die gehörige Dicke einer Lattwerg bekommt.

Ueber jetzt erzählte Haushaltungs- und Arzneystücke, lehret uns der berühmte Kräuterkenner, Simon Pauli, welcher selbst durch Hülfe dieser Beere von einem hitzigen Gallenfieber befreuet worden, auch noch ein besonderes Salz aus obgedachtem derselben Saft bereiten. Es ist das selbe zwar weder in denen Apotheken, noch sonst irgendwo in der Deconomie bekannt, da es aber

an beyden Orten mit Vortheil könnte genutzt werden, so verdienet es, seiner Zubereitung mit wenigem zu gedenken. Man nimmt hierzu des frischen Safts, so viel man will, mischt den zwölften Theil Citronensaft darunter, läßt es bey gelindem Feuer bis auf die Hälfte oder so lang einsieden, bis es oben eine Haut bekommt, seiget es alsdann so schnell als möglich und je wärmer je besser durch ein wollenes Tuch, sehet es sogleich in einen kalten Keller, und läßt es daselbst etliche Tage ruhig stehen, so werden, während dieser Zeit, am Boden und denen Seiten des Gefäßes sich Salzcrystallen anlegen, welche dem gereinigten Weinstein etwas ähnlich sind, und nach Abgießung des Safts herausgenommen, getrocknet, und zum Gebrauch aufbewahret werden können. Den abgegossenen Saft siedet man alsdann noch mehrers ein, und verfährt damit wie das erstemal, so bekommt man immer noch mehrer Salz. Da es ganz klar, daß dieses Salz eben das in trockener Gestalt sey, was das Saure im Saft ist, so lange es mit dem wässerigten vereinigt bleibt; und dasselbe bloß daher entstehe, und in trockener Gestalt erscheine, weil es seines Vehiculi, in dessen Pores es vorhero aufgelöst schwamm, durch das Ausdünsten bey dem Einkochen ist beraubt worden; so ist auch leicht zu begreifen, daß das saure Wesen viel concentrirter darinnen seyn müsse,

se, als in dem Saft selbst. Es könnte daher eben sowohl, wie das viel theurere Saurkleesalz, Sal Acetosellæ, welches auf gleiche Art bereitet wird, und von gleichem Wesen ist, sowohl in der Arzney als Haushaltung genukt werden. In der Arzney, in Fällen, wo kein flüssiges Saures taugt, sondern dasselbe in trockener Gestalt erfordert wird; in der Haushaltung aber hauptsächlich zu Vertilgung der Dintenflecken in der weißen Wäsche oder in dem leinenen Geräth, weßwegen das Frauenzimmer oft so viel Kummer und Arbeit hat, und worzu das Saurkleesalz so bekannt, als berühmt und vortreflich ist, aber wegen seiner Theure, wenn die Flecken groß, und ihrer viel sind, nicht allezeit kan gebraucht werden. In diesem Falle dürfte man nur etwas von diesem Verblisbeer-salz zart zu Pulver reiben, den Dintenfleck aber, wann er vorher wohl angefeuchtet worden ist, über ein umgekehrtes warm gemachtes Zitterell ausspreiten, und vermittelst der Spitzen der Finger mit diesem Salz reiben, nachhero aber das Salz wieder auswaschen, so würden die größte und älteste Flecken in einem Augenblicke und eben so leicht als mit dem Saurkleesalze vertilget werden können.

S. 49.

Es scheint, es sey dem an Wunderwerken unerschöpflichen Schöpfer der Natur nicht genug

gewesen, daß er die zum Dienst der Zäune erschaffene Sträucher selbst mit so schönen Blumen geziert hat, weil er auch noch über dieses, um nur derselben und des Sommers Pracht und Lieblichkeit recht vollkommen und süßbar zu machen, solche Pflanzen hat erschaffen wollen, welche, zufolge ihres besondern Baues, sonst nirgends als daselbst fortkommen, ihre Blumen um die grüntapezirte Zweige schlingen, und dieselbe dadurch noch mehr zieren können: Dann also sehen wir nicht selten die schönste Blumen der Winden, *Convulvi*, der wilden Wicken, des Je länger je lieber, *Sulcamora*, von allerley Farben, mitten und bis zu oberst unter denselben prangen. Zu diesem Endzwecke kan mit allem Recht auch die *Waldrebe*, *Clematis*, welche sonst auch *Flammula jovis* oder *repens*; desgleichen im Deutschen an manchen Orten, *Klenen* genannt wird, gerechnet werden.

S. 50.

Sie erwächset an Wäldern, und überhaupt an allen Sträuchern und kleinem Schlagholz ebensohl als an Hecken und Zäunen mit einem schwachen und sehr langen Stengel, auf Art der *Phaseolen*. Ihre Zweige, die in grosser Anzahl auf allen Seiten hervorschießen, hängen sich mit Laub und Blüthen an die Zweige an, und verzweyeln sich daselbst dergestalt, daß, weil sie
immer

immer weiter kriechen, endlich der ganze Strauch davon eingenommen wird.

Die Blätter gleichen dem Laub der Bohnen, aber nicht *Fabarium*, sondern *Phaseolorum*, ziemlichermassen, nur daß sie hinten nicht so breit, sondern schmaler, etwas länger, und vornen spitziger sind. Es stehen derselben auch, wie bey diesen, zum östern nur drey beysammen; zwey gegen einander über an den Seiten und das dritte oben zum Beschluß, obgleich am gewöhnlichsten ihrer Fünfe, wovon jedes Paar weiter als sonst gewöhnlich von dem andern entfernt ist, erst einen ganzen Blätterstrauß ausmachen. Sie sind dunkelgrün, glatt, von harter, trockener Substanz, und am Rande nirgends weder gekerbt, noch sonst eingeschnitten. Die Blumen sind an einem weitläufigen Büschelein beysammen, doch stehen sie nicht nebeneinander, wie bey den Doldengewächsen, auch nicht Traubenformig, in racemis, sondern Staffelweis unter oder hintereinander an ihren eigenen ziemlich langen Stielen. Ein jedes derselben hat vier Blättlein, und eine Menge ganz kurzer Staubfäden, aber gar keinen Kelch. Sie sind weiß von Farbe, an der hintern Seite mit zarter Wolle überzogen, tomentosi, und biegen sich, wann sie einige Tage offen gestanden, etwas hinter sich, so, daß sie fast mehr die Eigenschaften der Blumenkelche als der Blättlein zu haben scheinen.

Doch, da sie vor Reifung der Saamen abfallen, und denselben bloß ohne Beschirmung zurücke lassen, auch in manchen ausländischen Gattungen schon blau oder roth find, so werden sie mit Recht von den besten Botanicis einstimmig vor Blättern gehalten.

Auf ein jedes folgen acht bis zehn Saamenkörner. Sie stehen bloß, wie schon gesagt worden, in einem Kopf beisammen, und haben an ihrem spitzigen Ende Haarzarte, Federähnliche, Silberfarbe Verlängerungen, die in einem Bogen gekrümmt, in einander geschlungen, und daher fast als wäre es eine eigene neue Blum, recht lieblich anzusehen sind.

S. 51.

Sonst ist diese Pflanze den wenigsten bekannt, obgleich die so schöne und Jedermann bekannte Anemonen ihr am allernächsten verwandt sind: denn sie gehört, wie diese, zu der fünfzehnten Classe, oder unter diejenigen Gewächse, die einen blossen Saamen haben, da auf jedes Blümlein mehr als vier Körner folgen, und zugleich ohne Reich ist, *Herbæ semine nudo, polyspermæ flore nudo*. Doch soll die ihr gegebene scharf beissend und brennende Eigenschaft den Strassenbettelern nicht unbekannt seyn, sondern die behalten unter denselben sollen sich vielmehr bisweilen dessen bedienen, sich damit Blattern und Geschwüre

Geschwüre zu ziehen, oder zu äßen, damit sie, durch Vorzeigung der eiterichten Haut, die Leute eher zum Mitleiden bewegen. Sie wird daher auch in Frankreich herbe aux Gueux, und im lateinischen, aus Veranlassung dieser dem Feuer gleich brennenden Kraft, Flammula, genannt.

S. 52.

Auch war diese beißende Eigenschaft den Alten nicht unbekannt: dann Dioscorides lobt die zerquetschte frische Blätter äußerlich vor den Ausatz; und der viel jüngere Tragus will sie mit Wasser, Wein und Salz abgesotten denen Wassersüchtigen, Mathiolus aber in denen Krankheiten, die von zähem dickem Schleim entstehen, in morbis frigidis, anrathen. Wir halten aber mit Thomel davor, daß es besser sey, sich des innerlichen Gebrauchs ganz zu enthalten, obschon aus dem Dänischen Johannes Rhodius ein Exempel aufgewlesen werden kan, wo es unter Salsen ohne allen Schaden genossen worden.

Hingegen wäre zu versuchen, ob es nach dem Vorgang des Chesneau, welcher sich dessen zum Blasenziehen bey Podagrischen glücklich bedient hat, nicht zu diesem Endzwecke gemeinnütziger könnte gemacht werden. Die spanische Mücken sind ohnehin, wie die meiste Sachen, welche aus andern Ländern gebracht werden, ziemlich theur. Wenn aber ja dieses nicht wichtig genug ist, so wäre

wäre es doch bequemer, und könnte der Mühe, erst ein Pflaster bey schnell vorfallender Noth zustreichen, überhoben seyn, da man statt dessen nur ein paar eingebeißte Blätter auslegen dürfte.

S. 53.

Wir müssen noch zu einem Schluß-Discurs, ehe wir diesen Spaziergang an die Wege und Zäune endigen, auch von der letztern nützlichen Zubereitung etwas weniges gedenken. Wir haben dabey zweyerley Absicht: als, 1.) die Ersparung des Holzes, und 2.) eine dauerhaftere und nicht allzukostbare Einschliessung oder Verwahrung unserer Gärten und Landgüter, zu unserm Augenmerke. Beides ist sehr nöthig. Ohne Umzäunung der Güter sind derselben Besitzer niemals ihres Genusses vollkommen versichert; und wenn auch eine so güldene Zeit wiederum erscheinen sollte, daß man sie sicher ohne Umzäunung lassen könnte, so würde es doch manchen Gütern auf eine andere Art zum Schaden gereichen: Dann es wird nicht nur das darinnen Gepflanzte vor der Verderbung von wilden und zahmen Thieren oder der Verraubung von diebischen Menschen dadurch beschützt, sondern es wird das Gut auch warm erhalten, und für denen kalten schneidenden Winden verwahrt, welche in strengen Wintern oft alles, sogar die besten Obstäume, verderben. Auch geben die solchergestalt versorgte Wiesen vielmehr

Heu

Heu als offene Felder und Landstücke, weil das Gras im Frühling viel eher zu wachsen anfangt. Engelland kan davon einen Beweis geben: dann Philipp Müller sagt, daß alle diejenige, die ihre Landstücke seit einigen Jahren einschließen lassen, eine merckliche Verbesserung der Güter und Zunahme der Renten gehabt haben. Mauern hierzu aufzuführen, ist an den meisten Orten, wo man nicht Bruch- und Feldsteine in grosser Menge hat, zumalen, wann sie hoch werden sollen, welches doch öfters nöthig ist, vor den Landmann allzu kostbar. Dieses aber mit Umzäunungen aus Planken, Pfählen, Stangen, oder anderm Holzwerk zu thun, muß nöthwendig einem jeden Land, wie solches schon von vielen Oeconomieverständigen sattsam erwiesen worden ist, zum größten Schaden gereichen. Fast zu spät hat man dieses erst seit wenigen Jahren nicht nur in den meisten Provinzen Deutschlands, sondern selbst in auswärtigen Königreichen, die sonst von der Natur mit dem größten Ueberfluß von Waldungen versehen waren, angemerkt, und deswegen diesem einreissenden empfindlichen Uebel mit Nachdruck zu steuern gesucht: Also ist auf hohe Verordnung an vielen Orten, besonders in denen Königlich-Preussischen und Sächsischen Staaten, ernstlich befohlen worden, zu Einfassung der Güter und Höfe kein Holz, sondern Erdwände

wände oder Gehäge von Sträuchen zu gebrauchen; und in Schweden, in diesem ehemals so schattigten und holzreichen Lande, besonders in der Provinz Ostgothland, und daselbst in dem District von Wadstenalehne, hat eben dieses den vornehmen Obersten und Ritter des Königlischen Schwerdtordens, Herrn Jacob Wennerstedt, bewogen, etwas auszufinden, wodurch die Güter gleichwohl umzäunt, das Holz aber dabey verschont bleiben möchte. Er ist auf die Erdwälle verfallen, und hat vor zwey Jahren derselben Bereitung zum allgemeinen Nutzen durch den Druck in denen bekannten und berühmten Schwedischen Abhandlungen bekannt gemacht.

Und wie nöthlig haben wir in unserm Schwaben, besonders in dem obern Theil desselben, und der Gegend unsers geseegneten Memmingens nicht, auch mit Ernst hieran um so mehr zu gedenken, da bekanntermassen das Holz noch alle Jahr bishero theurer worden, und seit 30. Jahren von 2. fl. schon bis auf 8. fl. gestiegen ist, weil viel verbraucht, und wenig gepflanzt wird.

S. 54.

Die lebendige Zäune und Erdwälle schicken sich also, zu Ersparung der Kosten, noch mehr aber des Holzes, am besten hierzu, und gehören unter die sicherste Mittel, wodurch dem Holzman gel in etwas abgeholfen werden kan. Von bey den

den wollen wir daher eine kurze Anmerkung, wie sie am nützlichsten und daurhaftesten zu bereiten, hier beifügen. Was die ersten anbetrifft, so ist überhaupt davon zu merken, daß sie folgende Eigenschaften haben sollen, und desto nützlicher seyn, je mehr sie von diesen besitzen. Sie müssen dick ineinander stehen; schnell erwachsen; mit Stacheln versehen seyn; immer grünen; und, wann es anders die Lage erlaubt, so, daß man die Hände räuberischer Menschen nicht zu fürchten hat, welche den Zaun selbst um der Früchte willen verderben würden, nutzbare Früchte tragen. Je mehr nun ein Strauch von diesen Eigenschaften hat, desto geschickter ist er hierzu.

Die besten innländischen scheinen demnach zu seyn: der Weiß- und Schwarzdorn, *Spina alba* und *Acacia*; der Saurdorn, *Berberis*; der Hartriegel oder Rheinweide, *Ligustrum*; und die Stechpalme, *Agriofolium*, weil sie zu niedrigen Gehägen am meisten von obig erfordernten Eigenschaften haben.

Hingegen taugen zu höhern Umzäunungen die Buchen; die Kuster; die wilde Pflaumen- und Birnbäume; saure Kirschbäume, Holzapfel; besonders aber auch der in denen Schwedischen Abhandlungen durch Herrn Prof. Ralm erst vor kurzer Zeit beschriebene Erbsentragende Baum, welcher in denen nördlichen Provinzen Asiens wild wächst;

wächst; in morastigen Gegenden aber die Stock-
weiden; die Pappelbäume; der Hollunder.

S. 55.

Vieles kommt dabei auf die Art des Bodens
an, und nachdem dieser beschaffen ist, muß auch
ein oder der andere Strauch und Baum ausge-
wählt werden.

In sandigtem Boden ist die Erziehung lebens-
diger Hecken schwer, und wollen die wenigsten das
selbst recht fortkommen; doch sagt Herr Forstmei-
ster Döbel in denen bekannten Deconomischen
Nachrichten, daß die Patschernen oder das Haus-
beerenholz im sandigen Boden eben so gut ein-
wurzle als die Weiden im Feuchten; dergleichen
sollen die Stechpalmen im Sand eben so gut an-
schlagen als in dem stärksten Boden; und von de-
nen Buchen sagt Herr Ellis, daß sie auf kalkich-
tem Grunde unter allen Sträuchen und Bäu-
men den allerbesten Zaun geben.

Hingegen nimmt der Weiß- und Schwarz-
dorn fast mit aller Erde, wann sie nur nicht gar
lauter Morast oder Sand ist, vorlieb. Diese
beide Sträucher erhalten noch immer ihr Lob,
daß sie sich zu Zäunen vorthellhaft schicken. Sie
streiten gleichsam um den Vorzug miteinander,
weil beide leicht zu haben, sehr dauerhaft, und mit
Stacheln wohl versehen sind; daher auch so
beschnitten werden können, daß sie unter allen
Stauden

Stauden den dicksten und stärcksten Zaun geben. Es wollen zwar einige jenen diesem vorzulehen, weil dieser weiter ausgebreitete Wurzeln treibt, und man sich auf sein Wachstum nicht so gewiß verlassen kan, sonderlich, wenn man die Pflanzen nicht recht jung einsetzt. Da aber das Gesträusse desselben daurchafter und stachlichter ist, auch vom Vieh nicht so leicht wie jenes abgefressen wird, so ersetzt ihm dieses wieder, was jener an andern guten Eigenschaften mehrers hat.

Der Saurdorn verdient seiner schönen gelben Blüthen, rother Früchten und starken Stacheln wegen einen Platz allhier; und die Hartriegel oder sogenannte Rheinweiden, theils in Ansehung der schönen wohlriechenden Blumen, besonders aber des schönen, daurchaftern, fast immer grünen und buschigen Laubs. Bey diesen Sträuchern, die dergleichen kleines Laub tragen, ist noch dieses vorzügliche zu bemerken, daß sie bey dem Beschneiden nicht so in Stücken zerschnitten werden, als wie das grosse Laub, und der Zaun daher nicht so zerrissen aussiehet.

Insbesondere aber haben die Stechpalmen in neuern Zeiten sich ein grosses und allgemeines Lob erworben. Herr Evelyn zieht sie allen andern Pflanzen vor, die den Winter über grün bleiben; und sie sind auch gewiß, theils dieserwegen, theils auch wegen ihrer wohlschmeckenden

rothen Beere, wohlriechenden Blüthen, des schönen grünen, glänzenden, stachelichten Laubs und nützlichen weissen Holzes, dessen sich die Kunstzischler in Engelland zu eingelegten Arbeiten mit Vortheil bedienen, eines vorzüglichen Lobes werth. Die Herren von Rohr, Ellis, Müller, ja fast alle berühmteste Schriftsteller, die zum Nutzen der Gärten und Güter etwas von lebendigen Zäunen geschrieben haben, stimmen hierinnen überein, und obgedachter Herr Evelyn druckt sich darüber mit folgenden aus dem Cowley entlehnten Worten also aus:

Gewiß kein andrer Zaun ist diesem zu vergleichen,

Sein wachsend Pflanzwerk zwingt den kühnsten Dieb zum Weichen.

Die Blätterreiche Pracht stellt stets den Frühling dar,

Sie trotzt dem strengsten Frost; nichts bringt ihr Gefahr.

Wollen wir noch mehrere Lobserhebungen davon hören, so dürfen wir nur den Herrn Houghton auftreten lassen. Er spricht: Ein gewisser Herr hielt einen solchen unerstelglichen Zaun für einen herrlichen Anblick in seinem Garten. Er war fast 300. Schuh lang, 9. Schuh hoch, und 5. Schuh dick. Seine gewafnete und gleichsam lackirte Blätter warfen einen angenehmen Schimmer

mer von sich. Die hohen Stämme, die in beständig gleicher Entfernung voneinander stunden, prangeten mit ihren natürlichen Corallen, und spotteten der stärksten Anfälle des Wetters, des Viehes und der Diebe. Es kan einen solchen Zaun auch Niemand verletzen, wer nicht selbst vorhero verletzt werden will.

S. 56.

Zu hohen Umzäunungen sind die Buchen und Rüstern, wegen ihres schön grünen und breiten Laubs, vielen Zweige, und derselben starken Ausbreitung; die Saurkischen, wilde Pflaumen, Birn- und Holzäpfel aber deswegen vielen andern vorzuziehen, weil sie schnell erwachsen, sich gut unter der Scheere halten, dauerhaft sind, buschicht oder sehr dichte ineinander stehen, und dabey Früchte tragen, die noch einigen Nutzen haben.

S. 57.

Wir wollen sowohl dieser als jener beste Pflanzungsart noch mit wenigem berühren: Man kan entweder die Beere, woraus man den Heckzaun ziehen will, selbst an denjenigen Ort, wo der Zaun stehen soll, säen, oder die junge Pflanzlein aus einer Baumschule nehmen, und dahin versetzen. In jenem Fall werden sie in wenig Jahren viel stärker wachsen als diejenige, die man versetzt, obgleich der Saame ein ganzes Jahr,

ehe er aufgeht, unter der Erde bleibt, und deswegen manche, sich dieser Art zu bedienen, abschrockt. Die Beere hlerzu sollen im Weinmonat gesammelt, und entweder sogleich ausgesäet, oder bis in Hornung im Sande wohl verwahrt behalten, sodann in ein gut gepflügtes Erdreich gebracht und eingeegget werden. Säet man hlerauf so viel klare Erde darüber, daß die Beere einen halben Zoll dick damit bedeckt und über diese Erde etwas Holzasche, oder, welches noch besser seyn soll, eine ganz dünne Lage von Ruß oder Leim, so verspricht Herr Ellis, daß der Saame sowohl vor Würmern, als auch vor dem Frost bewahrt bleiben, um so viel eher aufgehen, und geschwinder wachsen werde.

Will man aber den Zaun aus Reifern ziehen, so ist zuvorderst darauf zu sehen, von was Art der Boden seye, aus welchem man die Gewächse nehmen will: Denn, wenn das Land, aus welchem man sie nimmt, besser ist als dasjenige, in welches man sie pflanzen will, so kostet es mehr Mühe, sie wachsen zu machen.

Ist an der Stelle, wo der Zaun zu pflanzen ist, schon ein alter Zaun von Stangen vorhanden, so kan gleichwohl dieser mit angelegt werden, und ist nur um so viel besser, weil sich die junge Reiser hieran halten und befestiget werden können. Die Reiser selbst, die hlerzu genommen werden wollen, müssen

müssen eines Daumens dick, frisch gesammelt, gerad, gleich, wohlbewurzelt, von einerley Art seyn, 4. bis 5. Zoll unter der Erde abgeschnitten werden. Hierauf soll man den Platz wohl umgraben, in der Mitte mit dem Pflug eine Furche ziehen, und also eine Art Beete mit Graben und Wall bereiten, wovon die grüne Rosen mit der mit Gras bewachsenen Seite unterwärts an die Seite des Grabens, wo man die Hecke ziehen will, gelegt, und über dieselben etwas gute Misterde gestreut werden solle, um für die einzulegende Reiser ein Beet zu bereiten. Hat man nun vorher, wie es nöthig ist, den frischen Reisern die Spitzen abgeschnitten, so setze man sie in zwey Reihen anderthalb Schuh voneinander dergestalt ein, daß ein Reislein von dem andern 6. bis 8. Zoll weit entfernt sey, die erste oder unterste Reihe niedriger, die zweyte aber etwas höher stehe, und dabey beobachtet werde, daß jegliche Pflanze von der obern Reihe in die Mitte des Zwischenraums von der ersten oder untern Reihe zu stehen komme. Nach diesem Einlegen sollen sie mit frischer Erde so hoch bedeckt werden, daß die Gipfel nicht höher als ein paar Zoll über den Boden hervorragen. Will man zugleich in einer Weite von 30. Schuh junge Eichen, Ulmen, Buchen, u. wie Herr Philipp Müller anrathet, mitpflanzen, so wird es nicht übel gethan seyn.

Ist die Arbeit so weit verrichtet, so ist nöthig, sorgfältig darauf bedacht zu seyn, daß die junge Pflänzlein vor dem Vieh wohl verwahret werden, damit es dieselbe nicht abfreße, wann sie ausschlagen. Zu diesem Ende muß Gesträuch darüber gelegt, und überhaupt die neugepflanzte Hecke mit einem Zaun von Pfälen und umflochtenem langem Reissig versorgt werden. Sonsten rathet obgedachter englische Gärtner noch weiter an, bey Einlegung der Reiser wohl Acht zu haben, daß es weder zu tief und zu dick, noch auch zu hoch geschehe: Denn in jenem Fall, sagt er, gehe aller Saft in die Schossen, und die Flechtäste bleiben ohne Nahrung, auch werde wegen der Dicke die Hecke absterben; in diesem Fall aber werde sich just das Gegentheil äussern, nemlich, aller Saft sich in die Flechtzweige ziehen, und unten nur schlechte Schossen wachsen, dergestalt, daß der Zaun dadurch so dünn werden müsse, daß weder das Durchlauffen des Viehs, noch die von ihm zu befürchtende Abfrezung des frischen Laubs, verhindert werden könnte.

S. 58.

Auf diese Weise können nicht nur die obgenannte, sondern noch vielmehr andere Sträucher, die hlerzu nur einige erforderliche Eigenschaften haben, als der Faulbaum, Schlingbaum, die Erlen, der Kreuzdorn, die wilde Dürlichen, der Splinzelbaum,

delbaum, und so weiter, zu Heetzäunen gezogen werden; doch sind jene diesen deswegen jederzeit vorzuziehen, weil die meiste von diesen allzugrosse Blätter haben, und ganz ohne Stacheln sind; daher aber weder so dick ineinander wachsen, noch das Vieh genugsam abhalten können: dann je kleiner die Blättlein eines Strauchs sind, je dicker wird die Hecken, weil die Aeste aller Sorten von Bäumen in einer nach der Grösse ihrer Blätter proportionirten Weite voneinander wachsen, so, daß es gleichsam ein unveränderliches Gesetz zu seyn scheint, daß destomehr der Zweige werden, je weniger die Blätter derselben Raum einnehmen; wie solches aus dem Wachholder, Taxbaum, und anderm immer grünen Tangelholz sattsam erhellet: als welche, weil ihr Laub das kleinste, deswegen die meiste Zweige haben, und die dickste Hecken geben.

S. 59.

Hingegen muß man, bey der Pflanzung eines Zauns aus denen so hochgelobten Stechpalmen anderst verfahren; es sey dann, daß jemand Gedult genug zum warten und keine Schößlinge haben könne, in welchem Fall sie eben sowohl als die vorhergehende aus den Beeren und daraus erwachsenden jungen Pflänzlein, auf oben gezeigte Weise, gezogen werden müssen. Wir erinnern dieses deswegen, weil die Beere erst

in zwey Jahren nach dem Säen aufgehen, und die daraus endlich hervorkommende junge Pflanze, lein in den ersten Jahren nur sehr langsam wachsen, daher aber diese Art der Erziehung sehr langweilig und verdrießlich ist. Es rathen daher einige an, daß man lieber junge, ungefähr drey oder vierjährige Stöcke von Baumhändlern einkauffen, und dieselbe im zweyten Jahr, nachdem sie gepflanzt worden sind, ocullieren oder pspöpfen solle; oder aber bey Anlegung des Zauns sie unter andere Sträucher dergestalt vermischt setze, daß in die fünfte und sechste Stelle allemal eine junge Stechpalme komme, so werden sie unfehlbar mit den andern Pflanzen aufwachsen, für welche, wann diese sich auszubreiten anfangen, Platz gemacht, und die andere Sträucher nach und nach, bis die Stechpalmen die Oberhand gewonnen haben, ausgerottet werden sollen. Obgedachter Heckzaun, wovon Herr Houghton so schön gesprochen, soll auf diese Art durch eine recht anmuthige Verwandlung und ohne die Verbindung des Zauns im geringsten zu unterbrechen, angelegt, und nach und nach zu dieser Herrlichkeit gelangen seyn.

Ist man aber genöthiget, den Anfang aus dem Saamen zu machen, so rathet Herr von Rohr an, daß man denselben von allem flebrichten Wesen zuvor durch Abwaschen wohl reinige und wieder

der abtrockne. Sind die Körner aufgegangen, und die junge Pflänzlein zum versetzen zeitig, so muß dabey beobachtet werden, daß das Versetzen bey nasser Witterung zu Ende des Merz oder Anfangs April geschehe, und der Boden obenher mit Streu bedeckt bleibe, damit er für allzuschnel- ler Austrocknung beschützt und feucht erhalten werde; auch solle, wan trockenes Wetter einfielen, der Platz wenigstens wöchentlich einmal, bis die Wurzeln geschlagen haben, begossen werden.

Will man sie aus Schößlingen ziehen; so ist zu wissen, daß die dicksten am besten seyn; man die Erde rings herum zum öftern auflockern oder umstechen müsse, und nicht viel oder gar nicht, besonders mit ordinari Mist, als welchen sie nicht ertragen können, dunge, damit sie desto stärker und schneller treiben.

S. 60.

Ganz anderst verfährt man, wann ein hoher Zaun von obgemeldetem oder auch anderm hochstämmigen Laubholz gezogen werden will: Dann diese hat man nicht nöthig, erst anzusaen, oder aus Sektlingen, Keisern, Abschößlingen, zu pflanzen, und erst viele Jahre, biß sie nur erstarkt sind, zu warten; sondern man nimmt nur dicke starke Pfähle hlerzu, und kan schon in drey bis vier Jahren sich einen daurchhaften Zaun davon versprechen. Es kan dieses diejenige insonderheit

zu derselben Pflanzung aufmuntern, die es nur deswegen unterlassen, weil sie in den Gedanken stehen, sie müssen viele Jahre darauf warten, bis sie dieselbe zu Stand bringen, und inzwischend noch andere Zäune anlegen, wann sie ihre Grundstücke vor Menschen und Vieh verwahrt halten wollen.

Ein geschickter Apotheker in Schweden, Herr Johann Julius Salberg, hat schon An. 1740. in denen daselbstigen berühmten Abhandlungen Nachricht von dieser vortheilhaften Zubereitung gegeben, welche kürzlich diese ist: Man nehme Zaunpfähle, krumme und gerade untereinander, doch je gerader je besser, die ausser den obersten belaubten Spitzen, drey Ellen lang sind; schneide und bereite sie so zurecht, daß die Enden der Zweige an dem grossen Pfahl sitzen bleiben, nach unten zu aber der Pfahl nur an einer Seiten spitzig zugeschnitten werde, wenn er in die für ihn zubereitete Grube eingesetzt werden soll. Diese, die Gruben aber, bereite man mit einer eisernen Schippe, so, daß in dürrem und steinigtem Erdreich, dergleichen auch in morastigem und weichem sie einer Elle tief gearbeitet werden, damit die Pfähle in dem dürrem Erdreich Feuchtigkeits finden, in dem weichen aber nicht umfallen mögen. In guter und dichter Erde hingegen ist die Tiefe von einer halben Elle genug. Eine jede Grube mache

machte man 3. bis 4. Quartier von der andern entfernt, und setze einen Pfahl aufrecht darein. Sind sie alle eingesetzt, so verfahre man damit solchergestalt, daß die Rindenseite an den untersten Enden, wo der Pfahl abgeschnitten ist, sich niederwärts, der Schnitt aber, worauf keine Rinde ist, sich aufwärts nach der Erden neige; biesge alsdann etliche Pfähle zur Rechten und etliche zur Linken so gegeneinander, daß sie sich kreuzen, zusammen flechten lassen, und gleichsam ein Gegitter vorstellen, oder der eine Pfahl ein, der ander aber auswärts komme; Binde hierauf die obersten Enden der Pfähle, je zwey und zwey, wo sie sich zusammen biegen, aneinander, doch nur ganz los, damit das Wachstum in den zarten Zweigen nicht gehindert werde, und lasse an den Enden des Zauns einen Pfahl gerade aufwärts gesetzt, auf daß die nächsten Pfähle daran fest gebunden werden können. Endlich fülle man alle Gruben mit frischer Erde zu, und trete sie, damit die Pfähle fest stehen, dicht zusammen. Will man, sonderheitlich bey steinigtem Erdreich, die Gruben mit vermodertem Dünger ausfüllen, so ist es desto besser, weil sodann das Laub und die Zweige desto geschwinder treiben, und die Hecke dichter machen. Auf diese Art soll man in wenigen Jahren einen schönen dicken Zaun bekommen.

S. 61.

Sollte es sich auch zutragen, daß die Hecken unten nicht genug belaubt oder helle würden, und deswegen, weil allerley klein Vieh durchkriechen könnte, zur Beschützung des Guts nicht zureichend wären; so ist schon dafür gesorgt worden, wie diesem Uebel abzuhelpen: dann entweder kan man ander klein Gesträuß darunter hinsäen, worzu die vor einigen Jahren zu Zäunen so berühmt gewordene, aber nicht allenthalben gut angeschlagene stachlichte Genista, wie auch das Hauhechelkraut, Anonis, allerley Distel, worunter die von Herrn von Rohr vorgeschlagene, aus der Moldau und Wallachen, am besten zu seyn scheint, weil sie in kurzer Zeit über 3. bis 4. Ellen hoch wächst, und perennirend ist. Desgleichen die Brombeer, Stachelbeer und Himbeerstaude ic. am tauglichsten seyn könnten; oder welches noch besser, man muß mit dem Beschneiden behutsam verfahren, und nicht so, wie die Gärtner mit denen Hecken der Lustgärten pflegen, welche sie fleissig mit der Scheer unter dem Schnitt halten: dann hierdurch bekommen sie zwar ein lustig und schönes Ansehen, weil sie sich oben und an den Seiten reichlich belauben, und dagegen unten helle werden. Es taugt aber dieses zu Umzäunungen vor den Landmann nicht. Er muß mehr auf den Nutzen als auf die Pracht sehen, und würde wenig Dienst von einem solchen Heckzaun

Heckjaun haben, der unten nicht dichte wäre, wann er auch oben noch so schön prangete.

Herr Döbel rathet daher, statt des unzeitigen Beschneldens, an, daß man, wann die Hecken angewachsen, im Frühling die Reiser, sowohl die hoch hinauf, als an den Seiten hinaus schleffen, in die Heckwand ordentlich, die kreuz und die quere, einbeuge, und dieselbe mit kleinen Bindwenden anbinde, damit solchergestalt auch die obern Aeste unter sich wachsen müssen, und die Hecke ihre Dichtigkeit unten bekomme.

S. 62.

Mit Pflanzung des Holders und der Weiden verhält man sich fast eben so. Man pflanzt sie nicht gern, besonders die ersten zu Umzäunungen, es sey dann, das Gut liege an einer Wasserseite oder Ufer eines Flusses, als in welchem Fall er sowohl deswegen, weil sein Wachstum daselbst am hurtigsten und leichtesten ist, als auch, weil er am besten verhindern kan, daß das Wasser das Erdreich nicht wegsühle, mit Nutzen gebraucht wird: denn da er beständig aus den untern Wurzeln Schossen treibt, so ist er am geschicktesten, das Erdreich zusammen zu halten.

Sonsten aber wird er an andern Stellen nicht sonderlich geacht, weil er gar zu schnell aufschießt, nur sehr weiche und markige Schossen treibt, und daher niemals recht dicht, von dem Vieh hingegen gern

gern abgefressen wird. Der englische Gärtner hält daher für gut, daß, wo ja schon dergleichen gepflanzt seyn, man sie alle drey Jahr nahe am Boden abhaue; und Herr Döbel rathet dieses auch bey anderm Laubholz an, wann mit der Zeit, in zwölf oder fünfzehn Jahren, die Umzäunungen unten zu hell werden sollten. Er versichert dabey, daß in vier oder fünf Jahren die Hecke wieder so dick seyn werde, als sie vorhero gewesen ist.

Uebrigens steckt man bey der Pflanzung dieser Wasserzäune, sowohl aus Holder als Weiden, eben so, wie oben von den höhern Umzäunungen gesagt worden ist, die vier bis fünf Schuh lange Stäbe oder Ruthen auch nur in die Quer in den Boden, daß sie einander kreuzen, und befestiget sie aneinander, so können sie schon in ein paar Jahren einen, zur Beschützung hinlänglich dienlichen Zaun geben.

S. 63.

Nach vier oder sechs Jahren, je nach Unterschied des Strauchs und desselben mehr oder wenigerm Wachstume, können sie das erstemal beschnitten, und ein paar Jahre hernach gehörig geflochten werden. Dieses geschieht am besten, entweder gleich im Anfange des Frühlings, noch im Hornung, oder spät im Herbst. Man muß dem Schossen, den man flechten will, wann er gebogen ist,

ist, mit dem Schnittmesser einen Schnitt schräg unterwärts geben; ihn hernach um die Pfähle flechten, und die kleine überflüssige Zweige, die an beyden Seiten der Hecke zuweit herfür ragen, wegnehmen. Die Flechtzweige müssen nicht zu stark eingeschnitten, und keiner überhaupt jemals tiefer als der neue Wuchs ist, beschnitten werden; sondern bey den ersten nur so viel als nöthig ist, daß sie sich wohl biegen lassen, im andern Falle aber nur die Spitzen, sonst stehen sie ab. Auch muß man sie nicht zu gerad, sondern mehr nach der Fläche legen, so wird der Saft an mehrern Orten durchbrechen, und nicht ganz allein noch so stark den Enden zulaufen, mithin der Zaun belaubter und dicker werden.

Ist ein solcher Heckezaun zwanzig bis dreißig Jahre gestanden, und also ganz alt worden, dergestalt, daß sich zwischen den frischen Schossen viel alte Störren befunden, so kan man die alte Störren zwey bis drey Zoll tief innerhalb des Bodens abschneiden, und nur hin und wieder, damit sie statt der Pfähle dienen, etliche der stärksten stehen lassen; an den leeren Platz aber neue Reiser setzen, und bis die Schossen von diesen zum Flechten hoch genug sind, mit einem todten Zaun, worzu der Schwarzdorn am besten und dauerhaftesten ist, wohl verwahren.

§. 64.

An die Seite eines von Erde aufgeworfenen Damms dergleichen Zäune anzulegen und zu pflanzen hält man nicht vor gut noch sicher genug, macht auch kein schönes Ansehen, und ist doch kostbar: dann dergleichen Dämme werden leichtlich und zum öftern weggespült, so, daß, wenn man sie nicht alle Jahr ausbessern würde, die Wurzel in kurzer Zeit von der Erde ganz entbloßt werden, und dadurch die Hecke ihre nöthige Nahrung verlieren müßte. Ferner ist darauf zu sehen, daß der Heckzaun, so viel möglich, aus einerley Strauch, oder, wo dieses nicht seyn kan, doch aus lauter solchen Sträuchen gezogen werde, die einander im Wachsthum gleich sind, und gleiche Höhe erlangen. Der Zaun wird hlerdurch wegen seiner Gleichheit in der Höhe nicht nur viel schöner werden, sondern es wird auch dadurch vorgebauet, daß kein Strauch den andern abtreibe, und der Zaun dadurch Lücken bekommen. Dann setzt man zwischen die obgenannte schwächere Sträucher auch größere oder stärkere, als Pappeln, Weiden, Buchen, Haselstauden, Ahornen, u. s. w. so gewinnen die Wurzeln dieser stärkern Gewächse leicht die Oberhand über jene, und verursachen, daß sie eingehen müssen.

§. 65.

Hat Jemand Lust mit der schon vor dreßsig Jahren

Jahren durch die Engelländer bekannt und berühmt gewordenen stachlichten Pfriemen-Staude, oder Genst, Genster, Scorpio-Kraut, Genista spinosa, einen Versuch zu machen, so kann ihm die Nachricht des Hrn. von Rohr zum grossen Vortheil gereichen: Dann dieser vornehme Kenner der Bäume und Sträucher hat, durch eigene Erfahrung belehrt, gefunden, daß dieser neuen Zaun-Staude allzuviel Lob, wie es mit allen neuen Waaren zu geschehen pflegt, beigelegt worden sey: Also ist sich nicht darauf zu verlassen, wann die englische Schriftsteller ihr das Lob beylegen, daß sie in dürrer sandigten Boden, wo sonst keine andere Sträucher fortkommen wollen, eben so gut erwachse, als auf gutem Grund; noch auch, daß sie in kurzer Zeit zu solcher Höhe und Breite gelange, daß kein Reuter mit dem Pferd würde durchbrechen können: Weilen, was das erste anbelangt, der Ausgang gewiesen hat, daß sie in gutem Erdreich viel besser, in sandigtem oder magerm aber ganz schlecht und elend worden sey. Die zweite davon angerühmte gute Eigenschaft aber hat sich auch nicht bestätigt, sondern es ist vielmehr durch viele Versuche bekannt worden, daß mehrere Jahre zum Wachsen erfordert werden, bis sie zur gehörigen Grösse und Stärke eines Zauns gelange. Wir wollen gleichwohl die Art ihrer Pflanzung kürzlich berühren, weil doch

auch nicht zu leugnen ist, daß sie an manchen Orten sehr gut angeschlagen hat, wie die Breslauerische Sammlungen bezeugen und obgedachter Hr. von Rohr, dem wir diese Nachricht vorzüglich zu danken haben, selbst deswegen zu fernerer Anbauung anmahnet.

Man reinige den Boden, in welchen der Heckezaun kommen soll, wohl von Unkraut und lockere ihn oben etwas auf; ziehe hernach Furchen darauf nach der Schnur etliche hinter einander, und streue den Saamen dünn darein. Nach dem englischen Vorgeben soll es schon genug seyn, wenn drey Quersfinger von einander nur ein Korn gelegt werde. Ueberziehe sodann die Furchen mit einem Rechen, auf daß der Saame mit Erde bedeckt werde. Es muß dieses aber bey trockenem Wetter geschehen: denn wenn bald nach dem Säen nasses Wetter einfällt, so springen die Saamen auf. Sind die Pflänzlein aufgegangen, so müssen sie vom Unkraut fleißig gereinigt und vor dem Abfressen des Viehes sorgfältig verwahrt werden so können sie, wenn die Saat im Mayen geschehen, im Herbst schon zur Blüthe gelangen. Man muß den Saamen gleich dahin säen, wo der Zaun angelegt werden will, wellen sie sich nicht wohl versetzen lassen, und seiten, wo dieses, auch wenn sie noch ganz jung sind, geschicht, wohl fortkommen.

Im dritten Jahr sollen sie das erste mal beschnitten, und so jährlich damit fortgefahen werden, damit sie desto dichter werden; doch muß das Beschneiden nicht bey trockenem Wetter geschehen, auch nicht zu spät im Herbst, noch zu früh im Frühling: Denn hierdurch steht er leicht fleckweiß ob, und hernach ist nicht mehr zu helfen.

Es wächst diese Staude in grosser Menge wild in Engelland und zwar an ganz durren Orten; gleichwol will sie bey uns den Winter über nicht allenthalben gut thun, besonders wenn er hart ist, sondern gehet gern zu Grund. Doch läßt uns die ziemliche Gleichheit der Witterung unsers teutschen Vaterlandes mit Engelland nicht zweifeln, sie werde endlich, wenn sie erst das fremde Erdreich besser hat gewohnen lernen, noch guten Nutzen schaffen, und die Hofnung des Hrn. von Rohr erfüllen können.

S. 60.

Ein gleiches läßt sich auch von dem obgenannten besondern Erbsenbaum aus Nord-Asien vermuthen. Die Gewächse aus kälteren Gegenden kommen ohnehin besser und leichter fort, wenn sie in wärmere versetzt werden, als wenn man das Gegentheil erzwingen will, und doch ist auch dieses nichts seltenes mehr. Wer sollte jeko nur vermuthen oder leichtlich glauben können, daß unsere meisten zahmen Früchte aus weit entfernten

ten Ländern ursprünglich abstammen, und doch ist es sehr wahrscheinlich und mit guten Gründen erwiesen worden, daß Lucullus nach dem Kriege mit dem Mithridates die erste Kirschen aus Pontus nach Italien gebracht hat, und die Römer durchgehends ihre Feigen ehemalen aus dem Orient geholet: Wie denn Kayser Julianus, als er noch Landpfleger von Gallien war, die erste nach Paris, wo er seinen Aufenthalt hatte, gebracht, und sie im Winter mit Stroh zu bedecken, erfunden haben soll; ja daß selber unser allgemeinstes Obst, die Äpfel und Pflaumen, diese aus Armenien und jene aus Syrien zu uns gekommen seyn; der Apricosen, Pfersich, Granaten, Citronen nicht zu gedenken.

Es würde aber dieser Erbsen tragende Baum um so viel nützlicher seyn, weil er, nebst dem daß er vortreflich gute Zäune geben soll, auch ein Laub trägt, welches zu einer schmackhaften Fütterung vor Zug und Hornvieh tauget, und die Erbsenfrüchte über dieses eine nahrhafte Speise vor die Menschen sind.

S. 67.

In der Americanischen Provinz Georgien soll ebenfalls, wie wir aus dem Hamburgischen Magazin ansehen, ein Pflaumen tragender Strauch wachsen, von welchem man anrühmt, daß er sich vortreflich wohl zu Pflanzung lebendiger

diger Zäune schicke. Seine Früchte sollen zwar unsern gemeinen Spillingen, hier zu Land Schlupfen genannt, ziemlich gleichen, aber viel gesünder seyn, und Cheroky Pflaumen deswegen heißen, weil sie bey den Cheroky Indianer am meisten zu finden seyn.

Die vornehmste Eigenschaft aber, weswegen er zu Heckzäunen geschickt ist, besteht darinnen, daß er auf dem schlechtesten Erdreich, gleich den Dornen, doch sehr freudig wächst, und wegen der weit umlauffenden Wurzeln sehr viele junge Bäumlein treibt, so daß er nicht leicht wieder ausgerottet werden kan.

s. 68.

Von obengemeldtem stachelichten Pfrlema-Strauch hat auch Teutschland eine Art, die sich vielleicht zu niedrigen Zäunen gar wohl ziehen liesse. Sie ist zwar um viel niedriger als jene englische und französische; indessen wächst sie doch sehr buschigt dick in einander, ist mit dauerhaften Stacheln an den ganzen sowohl Haupt. als Nebenstengeln zahlreich besetzt, und wäre nicht zu zweifeln, sie würde, wann man sie gehörig pflanzen wollte, leichtlich zu mehrerer Höhe gebracht werden können. Man hätte dabey den Vortheil, daß man den Saamen nicht erst von ferne kommen lassen, noch so theur bezahlen dürfte. Sie wird in den Wäldern unserer Nachbarschaft bis,

weilen, besonders an den bebushen Hügel nechst Kehlminz, noch häuffiger aber in theils Gegen den des Württenberger Landes, sonst aber auch in Franken, und vielleicht in den meisten andern Provinzen Teutschlands gefunden. Dürre steinigste Orte sind ihre liebste Geburtsstellen. Sie hat also hierinnen eine Gleichheit mit dem englischen, ist aber unsern Erdboden und Winter schon gewohnt, und mithin mehrere Dauerhaftigkeit in diesem, wann er auch hart seyn sollte, davon zu hoffen.

S. 69.

Noch müssen wir auf dem Heimwege von unserm dismaligen Spaziergange ein paar nützliche Anmerkungen von den lebendigen Zäunen bepfügen. Man findet in manchen Provinzen Teutschlands fast gar keine Spur davon; in andern hingegen, als im Voigtlande, im Fürstenthum Altenburg, im Chursächsischen Gebürge, nach dem Bericht des Hrn. von Rohr, sind sie nicht so selten. *)

Unser Memmingen pranget vorzüglich mit einem guten Theil, welche ihr Alterthum aus den Stämmen beweisen. Eine Strecke von mehr als
einer

*) In den Fürstlich-Braunschweigischen Landen sind vor einigen Jahren auf Herzoglichen Befehl allenthalben lebendige Zäune oder Hecken wegen des Holzmangels angelegt worden.

einer Stunde lang ist rings um die Stadt gleich vor den Thoren zu sehen. In neuern Jahren sind zwar wenig neue angebaut worden, sondern ihr erster Anfang schreibt sich mehrentheils von unsern Ahnen her: Doch sind die von ihnen angelegte bishero sorgfältig von ihren Nachkömmlingen unterhalten und fortgepflanzt worden. Jezzo rathet man sie größtentheils deswegen an, damit des Holzes gesonet werde. Sie, unsere liebe Vorfahren, dachten daran nicht: Dann sie hatten es bey so grossem Ueberflusse von Holz nicht nöthig, und doch beflissen sie sich mehrers auf die Erziehung derselben, als selbst wir, ihre an Holz Mangel leidende Nachfolger. Ist nicht dieses schon ein satzsamer Beweis, daß diese Zäune noch mehrers vorzügliche für denen hölzernen haben, als nur die Ersparung des Holzes? Und ist nicht daraus klar am Tage, daß unsere Voreltern uns gleichwohl, ob man ihnen schon dieses Lob nicht beylegen will, es auch vielleicht, ohne diese Absicht dabey zu haben, geschehen ist, viel Holz ersparet haben. Was würden diese weltläuffige Umzäunungen seit so vielen Jahren nicht vor Holz gefressen haben, wenn sie aus Planken, Pfählen, Stangen bishero würden unterhalten worden seyn? Wie viel würde aber mehrers und könnte noch täglich ersparet werden, wenn in Städten, die zu keinen Vestungen angebaut sind,

und deren Inwohner Glück es nicht wäre, wenn sie mehrers als vor den ersten Anlauf befestiget würden, statt der Pallisaden ebenfalls hohe lebendige Zäune gezogen würden? Die Befestigung litte gewiß hlerdurch keinen Schaden, sondern würde eher vermehrt werden, weil es wahrscheinlich ist, daß diese hohe Heckzäune, wann sie sorgfältig und dicht genug gezogen werden, weniger und schwerer zu ersteigen sind, als selbst die sehr hohe Pallisaden.

Aber was vor einen schönen grünen Prospect; was für eine Zierde würde eine Stadt dadurch erhalten, und wie viel Holz würde dabey erspart werden! In einem mittelmäßig grossen Walde kann kaum jährlich so viel Holz erwachsen, als eine Pallisadenwand von einer Stunde Wegs, wo man ihrer Höhe wegen zu jedem Stück einen ganzen Stamm von einem in der besten Blüthe stehenden Baum nöthig hat, zu jährlicher Ergänzung erfordert. Wenn man auch nicht gar zu viel zusammen kommen und die Einsassung fast zu Grunde gehen lassen will, so werden doch alle Jahr etlich hundert dergleichen Stämme hierzu nöthig seyn. Diese kommen Niemanden zu gut. Sie sind ein wirklicher Verlust für das gemelne Wesen, weil sie alle zwölf Jahre von Regen und Sonnenschein gefressen werden, und dabey als so viel ausgewachsene Stämme anzusehen sind:
Denn

Denn wenn sie in dem Walde würden stehen geblieben seyn, so wären sie endlich ohne unser Zuthun, Bemühung und Kosten, in grosse Stämme erwachsen, und hätten, wo nicht uns, doch unsern Kindern den Holzmangel verringert.

Man hat zwar schon vielfältig die Einwendung gemacht, daß dergleichen Umzäunungen allzu mühsam und kostbar zu unterhalten seyn. Also pflegte man zu sagen als das Holz noch sehr wohlfeil war, und man mit geringen Kosten eine Holz-Wand aufführen konnte; jezo aber sollte wohl niemand mehr daran gedenken, nachdem das Holz um so viel theurer worden ist. Zugeschweigen, daß ein solcher Kosten kein wirklicher Verlust vor das gemeine Wesen ist. Der Verdienst bleibt unter den Inwohnern; er verliert sich nicht und geht zu Grunde, als wie das Holz; es giebt ihn eine Hand der andern und zuletzt kommt er zu seinem Ursprunge wiederum zurück.

Wie! wenn ein solcher Zaun von obgedachten Stechpalmen angelegt würde? Wie! wenn er durch Fleiß zu der Schönheit, als Hr. Houghton oben einen beschrieben hat, in 10. oder 12. Jahren gelangen sollte? Was für Vergnügen und Freude würden nicht die Erbauer desselben aus dieser ihrer Geburt noch erleben können, und was vor Dank und Ruhm müßte ihnen nicht die Nachwelt zinsen, vor eine so haushälterische und

G 5

doch,

doch so schöne Sparsamkeit des Holzes. Und wie leicht könnte dieses nicht allenthalben ins Werk gerichtet werden! Diese Sträucher scheinen ohnehin ziemlich dauerhaft zu seyn, weil sie fast in der ganzen Welt wachsen. Die kalte Europäische Provinzen bringen sie eben sowohl hervor, als die wärmste. In Engelland wachsen sie wild eben so gut, als die Scharlachbeere, welche eine Art davon sind, wovon der Alkermes kommt, wie auch in der Provence, Spanien und Portugal. Teutschland hat ebenfalls seinen Theil: Dann wir haben sie in der Gegend des berühmten Deinacher Sauerbrunnens bey Calw im Würtenberger Land selbst zum öftern, ohne sie zu suchen, von ohngefähr angetroffen. Und daß sie in America auch wachsen, ersieht man aus der in dem Hamburgischen Magazin befindlichen Liste der Baumgewächse von Georgien. Diese letzte scheinen insonderheit zu Zäunen vortreflich wohl zu taugen: Denn sie sollen von unten auf voller Aeste werden; der Stamm eines Fuß dick seyn, und nicht gar zu hoch aufschließen; dabey rothe Beere und ein dickes mit Stacheln ringsum besetztes Laub haben.

Wenn man also jährlich nur halb so viel Pallisaden einsetzte, als sonst gewöhnlich war, den Gehalt der übrigen Hälfte aber, an dergleichen Zäune zu ziehen anwendte, so würde man eine vier,

viertmal so lange Strecke damit bestreken können. Man setze sie hinter die Pallisaden, und mache den Anfang bey denen die noch nicht ganz veraltet, auch nicht ganz neu sind, sondern noch einige Jahr ausdauren können. Man fahre alle Jahr so fort, bis man zu den neuesten kömmt, oder der ganze Bezirk besetzt ist, so wird in Zeit von fünf bis sechs Jahren eine Strecke von einer Stunde gepflanzt seyn können, so daß man nicht weiter mehr nöthig haben wird an Pallisaden, sondern ganz allein an fleißige Ausputzung, Beschneidung und Einbindung des neuen Zauns zu gedenken. Die Pallisaden werden sodann, bis sie alle von selbst eingehen, noch viele Jahre und gewiß eben so lang, als der Zaun derselben Schirm nöthig hat, dauren, in zehn Jahren aber, vom ersten Anfang gerechnet, wird der Zaun vollkommen seyn.

Wird man noch ferner jährlich alsdann den Beytrag, was die Recroutirung der Pallisaden ohngefehr gekostet haben würde, zu Unterhaltung dieses Zauns anwenden; so wird er immer schöner werden und so lange die Welt stehet, dauren können; die Wälder aber um viele tausend Stämme reicher und wir doch nicht ärmer seyn, weil das darzu angewendte Geld dadurch nur mehrere Freyhelt erhält, seiner Schuldigkeit, wozu es geprägt worden, besser nachzukommen; das

das ist: Nach geendigter Gefangenschaft lebhafter zu circuliren.

§. 70.

Es ist also die Ersparung des Holzes nicht der einlige Nutzen, den man von diesen Zäunen hat; sondern es erhellet selbst aus denen von unsern Vorfahren hiez zu gemachten Anstalten, daß sie eine andere Absicht hierbey müssen gehabt haben, wellen, wie wir schon oben angezeigt haben, das Holz von ihnen sehr wenig geachtet wurde: Denn also sind sie ein bequemes Mittel, der Armuth etwas zu thun zu geben und der Betteley dadurch zu steuren, da man wahrgenommen hat, daß unter denen Einwohnern, wo die größte Armuth ist, auch die meiste Faulheit herrscht. Engelland kan uns zu einem Beweise dienen, daß die Vermehrung der Arbeit auch der Einwohner Nahrung vermehre: Dann ehe in Worcesterhire und einigen andern nicht weit von London entlegenen Grasschaften die Umzäunung der Güter eingeführt wurde, hatte das Land lauter Gemeinanger, auf welchen sich die armen Leute Hütten von leimernen Wänden machten, in welchen sie mit einen oder zwey Kühen und etlichen Schweinen vorlieb nahmen. Diejenigen aber, welche emsiger als die andern waren, arbeiteten alle Frühling in der Nachbarschaft von London, wo selbst man ihnen den Sommer über in denen Gärten

ten

ten und Feldern zu thun gab; im Herbst aber giengen sie wieder in ihre Heilmath und lebten im Winter von demjenigen Geld, so sie im Sommer erspart hatten. Seit dem sie aber ihre Wüsten, neyen und Gemeinanger eingeschlossen haben, suchen weniger Einwohner dieser Gegend, gegen sonsten, Arbeit zu London, und die meisten die nunmehr der Arbeit wegen nach London kommen, sind entweder aus Wales oder aus andern entlegenen Grasschaften, wo diese Verbesserung noch nicht eingeführt ist.

Nebst diesem können diese Heckzäune, wenn sie aus Fruchtbäumen bestehen, dem Landmann zur Nahrung und Unterhalt im Sommer und Winter was beitragen. Sie geben dem Viehe auf der Weide vor der brennenden Sonnenhitze Schatten. Man erhält davon etwas Holz zum Brennen, und die Güter werden besser dadurch verwahrt, als durch andere Umzäunungen, weil sie viel undurchdringlicher sind, und man nicht so leicht darüber hinsteißen kann.

Wenn man alle diese und noch mehrere Vortheile, die uns die lebendige Zäune vor den andern leisten, zusammen nimmt; so ist es dem Hrn. von Rohr gewiß nicht zu verargen, daß er angerathen hat, man solle die Landleute, oder überhaupt alle diejenige, die Güter besitzen, bey Strafe darzu anhalten und die Pflanzung derselben anbe-

anbefehlen; auch denen hierzu ungeschickten und Unwissenden durch andere geschicktere eine Anleitung geben lassen, wie sie dieselbe auf das bequemste und vortheilhafteste anlegen sollen, weil sonst die meisten Landleute vor sich selbst zu faul, nachlässig und unerfahren seyn, dergleichen wachsende Zäune anzugeben und anzulegen, oder mit dem Auspuken, Beschneiden, Einbinden, welches doch alle Jahr nöthig ist, nicht gerne zu thun haben mögen.

S. 71.

Nun müssen wir noch mit wenigem der Umzäunungen aus Erdwällen gedenken, wovon wir schon oben gesagt haben, daß sie nicht nur in unterschiedlichen Orten Deutschlands, sondern selbst in Schweden, erst seit zwey Jahren, allein in der Absicht, damit das Holz verschont bleiben möge, angepriesen worden seyn. Doch, da die deutsche Bereitungsart schon hinlänglich bekannt, oder wenigstens aus denen seit einigen Jahren der Haushaltungskunst gewidmeten vielen Schriften sattsam zu ersehen ist; so wollen wir hier ganz allein der schwedischen Manier, und zwar mit den eigenen Worten des vornehmen Erfinders, Erwähnung thun.

„Nachdem man eine zulängliche Menge von
 „Steinen, schreibt er, herzugeführt hat; es
 „mögen grosse oder kleine seyn, (da man aber
 „die

„die allzugrossen zerschlägt, zersprengt oder
„brennt) wird eine Linie abgesteckt, so lang als
„der Wall erfordert, und ohngefehr sieben Ellen
„durchgängig breit. Von dieser Breite der sie-
„ben Ellen und von der ganzen Länge durchge-
„hends, nimmt man den Rasen sorgfältig mit
„dem Spaden weg; man schneidet jedes Rasen-
„stück eine halbe Elle lang und neun Zoll breit,
„ein Viertel dick. Den dritten Theil davon
„legt man an die Seite, wo der Stein liegt,
„zwen Drittheile auf die andere Seite, wo kein
„Stein hinkommt. Nach diesem gräbt man
„die Erde ganz auf, eine Elle tief, mit einer klei-
„nen Schiefe an den Seiten, wo der Stein an
„den Wall lehnen soll, aber viel stärker an der
„äussern Seite. Die Erde des Grabens wird
„auf der Seite aufgeworfen, wo der Wall wer-
„den soll. Darnach fängt man an, Steine in
„eine Linie mitten in den Graben hin, andert-
„halb Ellen von dem einem Rand des Grabens
„zu legen; die größten Steine zu unterst, und
„die kleineren oben darauf, bis sie anderthalb El-
„len hoch gesetzt worden sind, worüber kein
„Schwein kommen und den Wall unterwühlen
„oder beschädigen kann. Wo die grossen Stei-
„ne nicht dichte zusammen passen, müssen kleine
„dazwischen gelegt werden, damit die Erde nicht
„fortschliessen kann. Andere Arbeiter graben,
„füll

„füllen und besetzen den Wall mit Rasen ge-
„gen die andere Seite zu, woben sie es so ein-
„richten, daß man ihnen nachkommen kann.
„Wenn die Steinlage hoch genug ist, leget man
„Rasen darauf, bis der Wall zehn Viertel hoch
„wird. Im Boden wird der Wall vlerthhalb
„Ellen, zuoberst aber nur eine Elle breit. Die
„Seite, welche mit Rasen belegt ist, wird nicht
„so steil gemacht, als die mit Steinen, damit
„der Rasen desto besser liegen bleibt, und desto
„eher zusammen wächst. Man legt den Rasen
„dergestalt, wie man Ziegelsteine zum Mauers-
„werk zusammen setzt, daß er sich wohl verbind-
„et. Wer nicht festen Rasen und Erdreich
„hat, kann durch jedes Rasenstück einen Pfahl
„einer Elle lang schlagen, wie bey Festungswäl-
„len zu geschehen pflegt.

„Wenn man den Wall zwischen Getralde-
„feld macht, oder da Schweine darzu kommen
„können, muß er auf beyden Seiten mit Stei-
„nen besetzt werden. Eine Steinlage von fünf
„Viertheln breit, ist vollkommen zulänglich.

„Die zwente Art welsset einen dergleichen
„Wall ohne Steine zu machen, von Rasen und
„mit gleicher Böschung auf beyden Seiten;
„einen nicht so breiten Graben an der einen Sei-
„te und weniger Breite am Fuß. Wenn man
„mit diesem Wall zwey Ellen weit gekommen ist,
„wird

„wird Wachholberreisig darauf gelegt, so, daß die
 „großen Enden zu beyden Seiten eine Viertels-
 „elle zum Wall herausragen. Das Wachhol-
 „berreisig bedeckt man nachhero mit ein paar
 „Schichten Rasen, daß der Wall neun oder zeh-
 „nen Viertels hoch wird, so kann kein Vieh dar-
 „über. Dieser Wall dienet, Wiesen und Weiden
 „welchen von einander zu sondern.

„Man sollte glauben, solche Wälle würden
 „viel Graswuchs wegnehmen, aber darauf ist die
 „Antwort, daß auf denen drey hundert Klaff-
 „tern Wall, welche ich im May und Junius je-
 „zigen Jahrs habe machen lassen, diesen Som-
 „mer so häufig Gras gewachsen ist, daß meine
 „Leute Heu davon erndten wollten, welches ich
 „ihnen aber verbot, damit die Graswurzeln den
 „Rasen desto stärker verbinden sollten. Aber
 „nach Verlauf einiger Jahre, und wenn sich der
 „Graben befestiget hat, wird man von dem Wall
 „und dem Graben wohl so viel Gras wieder be-
 „kommen, als vor dem auf diesem Platze
 „gewachsen ist.



Der
siebenzehende Spaziergang,
im Brachmonat, zu denen auf Wiesen,
Wasserbrühen und an Wassern
blühenden Pflanzen.

S. 72.

Wir gelangen abermals an unsern Lieblingsort, auf eine Wiese, den Sammelplatz natürlicher Schönheiten, wo von in den vorigen Monaten bey gleicher Gelegenheit so viel Merkwürdiges schon gesagt worden ist, daß man meynen sollte, es sey uns vor dieses mal nichts übrig geblieben: Allein! hätte unser vor Freude, bey Betrachtung der Ordnung und Schönheit der Natur, übergehendes Herz sich länger zurücke halten können, unsern Nebenmenschen je eher je lieber einzuladen, an diesem wohlfeilen und höchstgesunden Vergnügen Antheil zu nehmen; hätte die Grösse der Dankbegierde, welche wir nach zurück gelegtem Winter und dem damit verknüpften verdrüßlichen Stubensitzen empfunden, als wir das erstemal aus dem frischen Grün die alles so sorgfältig erhaltende liebreiche Hand Gottes so deutlich wieder wahrnehmen und fühlen konnten, uns nicht gezwungen, daß der Mund schon damals davon übergehen müssen, dessen das Herz voll war; so wür-

würden wir jezo zeigen können, daß um diese Zeit, in diesem Monat, alles vorgesagte erst zur rechten Vollkommenheit gelangt: Denn sind nicht die meisten und schönsten Futterpflanzen erst in diesem Monat, da sie der Sichel am nächsten, in ihrem schönsten Schmucke? Prangen nicht der wilde Scharlach, die Scabiose, die wilde Ochsenzunge mit ihren himmelblauen Blumen; die purpurfarbene Glockenblume und der Guckgucksspielchel mit ihren erhabenen Häuption, unter den goldfarbenen Habichtkräutern, gefüllten Ranunkeln, den Wassereisen mit dem schnee weissen hochwachsenden Wasserkreuz und den silberfarbenen Kronen des Kummels vermischt, zwischen dem grünen Laub und Gras, jezo am herrlichsten? Und ist Lasur, Gold, Purpur, Perlen, auf einem Grunde von grünem Smaragd, nicht vermögend, durch ihre wol geordnete Schattirung den Augen ein Vergnügen zu erwecken? Hat es aber hiebei schon sein Bewenden? Bestehet die Lust, der Nutzen, das Angenehme nur im Anschauen, und wird sonst kein Sinn als dieser dadurch ergötzt? Mit nichten: Eben dieses ist die Zeit, in welcher, da die Augen nach aller Lust sich satt sehen können, auch der Geruch und vermittelst desselben der ganze Mensch erquicket wird. Eben dieses ist allein der Monat, in welchem die reif gewordene Pflanzen ihren Balsam am häufigsten von

sich hauchen, und den Menschen um so mehr gleichsam neu beleben, da auch zugleich die an andern Stellen zu dieser Zeit brennende Luft durch ihn und das feuchte Erdreich etwas gedämpft und eine angenehme Kühlung erzeugt wird. Es ist kaum auszusprechen, wie sehr unterschieden dieser Geruch sey von dem kostbaren Geruch der ausländischen Balsame der Apotheker, so wohl nach seiner Empfindung als Wirkung. Er belebet, er ermuntert, er stärket alle Theile des Leibes dermassen, daß ein Wandersmann, der sich den ganzen Tag müde gegangen, augenscheinliche Vermehrung der Kräfte empfindet, wenn ihn zum Glück der Weg über eine Wiese führet. Niemals ist diese Wirkung und derselben Empfindung grösser als Morgens früh und Abends. Man spürt sie, ohne daß man sagen oder bestimmen kan, was sie sey, und wie sie entstehe. Wenn andere Balsam das Geblüt erhitzen, den Kopf betäuben oder berauschen und die Werkzeuge des Geruchs stark reizen, so erzeiget sich just hier das Gegentheil: Denn dieser ungekünstelte und doch so herrliche Duft schärft zwar alle Sinne, aber er mäßiget, er mildert, er ermuntert auch dabey. O! möchten doch alle träge, schwache, niedergeschlagene Menschen sich öfters dieses jedermann umsonst von dem gütigen Schöpfer angebotenen angenehmen Hülfsmittels bedienen, und alle, die wegen ver-

lohr,

lohrnen Appetit das ganze Jahr so viele bittere Apotheker Essenzen, Lattwergen, Pillen, oft mit größtem Widerwillen einnehmen, uns auf unsern Spaziergängen morgens früh begleiten! so würden sie erfahren, wie kräftig dieses die Natur stärke, ermuntere, und den Appetit erwecke. Sie würden sich, wenn wir ein paar Stunden um diese Eltsälsche Felder, unter dem Gesange der Vögel herum spazieret, gar gern bey uns auf ein frisch Stück von Käse und Brod oder frischen Butter, kalten Braten von selbst zu Gaste laden, und dabey bekennen müssen, daß ihnen diese Frühmahlzeit unter freyem Himmel auf einem Stein, Holzkloß, oder wohl gar blosser Erden, besser geschmeckt, als vorhin zu Haus die best gedeckte Tafel.

S. 73.

Scabiosa, Scabieuse, Apostem und Grindkraut, heisset die erste von denen oben angeführten Pflanzen, die wir jezo ein jede ins besondere genauer betrachten wollen. Sie streckt ihr röthlich blaue Blumen über die andern hinaus und giebt sich dadurch selbst den Vorzug. Sie gehört zu neunten Classe, das ist, unter diejenige, wo viele Blümlein beisammen an einem runden Kopfe stehen, die in einem gemeinschaftlichen Kelch enthalten und von ungleicher Bildung oder Gestalt sind. Denn also verhält es sich mit dieser; die Blümlein, welche in der Mitte oder im

Centro eines jeden Kopfs sich befinden, sind kleiner, Trichterförmig, oben viergetheilt und regelmässiger gebildet, als diejenige, die um den Rand herumstehen, weil diese grösser, und in den meisten Gattungen, eben so wie in dieser gemeinsten der Wiesen, lippenförmig sind, bilabiati. Ein jedes ist vor sich eine ganze Blume, weil ein jedes einen eigenen Griffel, vier Staubfäden und einen Kelch hat, ohngeachtet alle zusammen von einem gemeinschaftlichen blätterhaften Kelch eingefasst werden. Ihre Gestalt ist wie kleine Röhrlein, auf deren jedes nach dem Abfallen ein geflügeltes raues Saamenkorn folgt, welches in eben dem Fach, worauf vorhin das Blümlein gestanden, enthalten. Der Stengel ist, gleichwie auch die Blätter und der Kelch, rau, zwey bis drey Schuh hoch, hat mehrentheils zwey gegen einander überstehende Seitenstengel, welche an dem Ort ihres Ursprungs mit ein paar Blätter begleitet werden. Ausser diesen ist an der ganzen Länge desselben mehrentheils kein Blatt zu sehen. Die Blätter selbst sind Daumenlang, bey dieser auf den Wiesen wachsenden Gattung manchmal fast ganz und gar ohne Einschnitte, meistens aber, oder bey den mehresten Gattungen, sehr tief und fast bis auf die mittellste Rippe zerkerbt; enden sich vornen spitzig und stehen gern zu unterst am Boden an einen Büschlein beysammen. Die

wenig

wenige, welche bey dem Anfang der Seitenstengel stehen, sind viel tiefer und subtiler ausgeschnitten, als die untere. Die Natur hat allhier die allgemeine Ordnung umgekehrt: Dann die Blätter am Boden sind bekannter maassen bey den meisten Pflanzen sonst tiefer, und die am Stengel weniger gekerbt.

S. 74.

Es hat diese Pflanze perennirende Wurzeln, doch giebt es auch einige ausländische Arten, die alle Jahr angesäet, und also nur durch den Saamen allein müssen fortgepflanzt werden. Vielleicht ist aber nur das ungewohnte Erdreich daran Schuld, weil unter den inländischen vielen Arten keine einzige zu finden, von der man dieses sagen könnte.

Sie kan zwar gedüngten Boden gar wohl ertragen, kommt aber gleichwohl auf trockenem und etwas magern besser fort; am allerwenigsten kan sie gar zu feucht leiden; man trifft daher auch keine grosse Anzahl davon auf Wasserriesen an.

S. 75.

Der Gattungen sind sehr viele sowohl von in- als ausländischen. Unter den letztern verdienen der schönen Blumen und des lieblichen Geruchs wegen, die indianischen Bisam-Scabiosen, besonders die mit der hochroth, und purpurfarbenen Blume, vorzüglich angemerkt zu werden.

Sie gereichen den Lustgärten zu einer schönen Zierde; sind leicht fortzubringen und zu vermehren. Es geschieht dieses durch den Saamen, welchen die Gärtnerkunst erfahrene erst zu Ende des Mayen oder Anfang des Junii, und nicht alsobald bey angehenden Frühling, in eine schattigte Rabatte von frischer Erde zu säen anrathen, damit die Pflanzen noch vor dem Winter erstarken und an dem Aufgehen durch allzustarken Sonnenschein und daraus folgender Dürre, nicht verhindert werde. Sie sollen sodenn, wenn sie nicht früher als um diese Zeit gesäet worden sind, erst auf den künftigen Frühling ihren Blumenstengel treiben, der aber viel stärker werde, mehr Zweige und Blumen bringe, welche vom Junio bis in September beständig auf einander folgen und viel reifen Saamen nach sich lassen; statt daß wenn man sie mit Eingang des Frühlinges säet, die Blumen zwar noch im selbigem Jahr im Herbst erscheinen, derselben aber viel weniger werden, und ihr Saame, wegen bald einbrechenden Winter, nicht zur Reife gelange.

S. 76.

So unbekannt dieses Gewächs denen Alten gewesen, so bekannt und berühmt ist es hingegen seit etlichen Seculis worden. Einen Beweis davon können nachstehende Verse, welche der heilige Urbanus verfertiget haben soll, abgeben:

Urba-

Urbanus pro se nescit pretium Scabiosæ:

Nam purgat pectus, quod comprimit ægra senectus.

Lenit pulmonem, purgat laterum regionem.

Abscessus frangit, si locum bibita tangit.

Tribus uncta foris anthracem liberat horis.

Selbsten Boerhave, und mit, vor und nach ihm, sehr viele berühmte Aerzte haben es für die Krankheit der Brust, besonders für Lungengeschwüre und derselben zum öftern allererste Ursache, dem Seitenstechen, sehr hoch erhoben. Der deutsche Name, Apostemkraut, rühret auch ganz allein von dieser ihm zugeschriebenen Wirkung her, so wie der andere Grindkraut und der lateinliche, Scabiosa von der reinigenden, heilenden und die Raude vertilgenden Kraft entsprungen: Denn es wird diese Pflanze mit unter die Mittel gezählet, die das Geblüt vorzüglich reinigen, besonders aber die äußerliche Unreinigkeiten der Haut äußerlich gebraucht vertreiben solle. In dieser Absicht recommendirt Tournefort ein davon bereitetes warmes decoctum, womit man die Geflechten, oder die kleine beißende, weitherausumkriechende Raude öfters einen Monat lang abwaschen solle. Andere aber halten ein davon bereitetes Bad für dienlicher, oder nehmen wohl gar den frisch ausgepreßten Saft und bestreichen die unreine Geschwüre und Flecken der Haut damit.

Für die Pestseuche und zu Zertheilung und Heilung der Beulen, Carbunculi, womit diejege, welche von der Pest angesteckt worden, behaftet sind, soll sie ebenfalls vortreflich dienen: Denn nicht nur sollen die Pestbeulen, wenn Salpeter und Schweinenschmalz damit vermischt und darüber gelegt wird, dadurch zertheilt, sondern das Gift selbst alles, wenn gesalzerner Eyerdotter darzu gethan worden, ausgezogen werden; ja der innerlich eingenommene Saft soll nicht nur für der Pest präserviren, sondern auch die schon damit angesteckte, innerhalb zwölf Stunden völlig davon befreyen. Gott bewahre unser Vaterland noch ferner vor diesem grausamen Uebel, und gebe, daß wir niemals Gelegenheit haben müssen, selbst zu prüfen und zu erfahren, in wie weit diese vortrefliche Eigenschaft gegründet seye! Doch halten wir dafür, daß uns in diesem Falle übel gerathen wäre, wenn wir keine andere als diese Hülfe zu hoffen hätten. Fast ein gleiches werden wir zu sagen bemüßiget, von der Kraft, die Geschwäre der Lungen reif zu machen und das gestockte im Seltenstechen zu zertheilen; wenigstens ist gewiß, daß ein Decoct von Gundelreben, Körbelkraut und Huflattich mit Honig fleißig warm genommen, besonders wenn kein starkes Fieber damit verknüpft, hierzu viel kräftiger und dienlicher sey. Hingegen geben wir gerne

ne

ne zu und haben selbst erfahren, daß nach schon reif gewordenem und ausgeführtem Exter diese Pflanze zu Reinigung und Aushelung der Stelle, welche den Exter enthalten hat; desgleichen in Unreinigkeiten der Haut, alten Geschwären, oder wo etwas zu trocknen, zu heilen, oder gelind zusammen zu ziehen ist, äußerlich und innerlich vorzüglich wirksam sey: denn sie ist ein gutes Wundkraut. Schon aus dem äußerlichen Ansehen und denen dadurch erkännlichen Eigenschaften, läßt sich dieses wahrscheinlich mutmassen, noch mehr aber und gewiß, theils aus der mit einem Salmiakartigen Salz verbundenen Bitterkeit, theils aus den gemachten Proben, bestimmen.

S. 77.

Die Art, dasselbe zu gebrauchen, ist am gewöhnlichsten als ein starker Thee. Man hat zu diesem Ende die gedörrte Blumen, vorzüglich aber das Kraut, welches wie ein anderer Thee zubereitet wird, das ganze Jahr in denen Apotheken im Vorrath und in Bereitschaft; doch halten wir den aus dem frischen Kraut ausgepreßten Saft für kräftiger sowohl zum äußerlichen als innerlichen Gebrauch, wenn er mit warmer Fleischbrühe eingenommen, oder äußerlich als eine Bähung mit warmen Tüchern überschlagen wird; da im Gegentheil das in denen Apotheken

theßen davon eingeführte destillirte Wasser, welches von Zorn vor so vielerley Gebrechen und unter diesen besonders auch zu Heraustreibung der Pocken und Masern angepriesen, vom Zaccutus Lusitanus aber vor Herzstärkend gehalten wird, nach unserm Urtheile nicht viel besser als gemein Regenwasser ist. Wir haben schon im vorhergegangenen fünften Theile die Ursache, warum dergleichen destillirte Wasser, welche aus Kräutern, die ohne Geruch sind, bereitet werden, ohne Wirkung seyn, erörtert; wollen also den geneigten Leser dorthin verweisen.

S. 78.

Horminum, oder Sclarea pratense, Scharlachkraut, Wiesenfalben, Französisch Ormin, ist eine Pflanze mit einem viereckigten rauhen Stengel, langen, rauhen, am Rand ungleich gezähnten, vornen spitzig zugehenden Blättern, vielen schön himmelblauen Blumen, welche die obere Hälfte des Stengels ganz allein, ohne daß ein Blat darzwischen wäre, besetzen, und aus einem Stück bestehen. Sie haben die Gestalt eines aufgesperrten Rachen: denn sie sind Lippenblumen, flores labiati, und zwar von derjenigen Gattung, welche Wirtelförmig ganz nahe am Stengel stehen, und wovon die obere Lippe lang, schmal, und wie ein Helm krumm gebogen und ausgehöhlt, der untere Theil aber viel kleiner und

und in drey gespalten ist, doch also, daß der mittlere Theil viel grösser, tiefer und wie ein Löffel ausgehöhlt, die zwey Seitenthelle aber ganz klein sind.

S. 79.

Es bekommt also diese Pflanze der vielen Blumen wegen ein sehr schönes Ansehen, um so mehr wenn, wie gewöhnlich geschiehet, zugleich etliche Nebestengel sich zeigen. Es hinterlässt ein jedes Blümlein vier Saamenkörner, welche im Viereck ohne weitere Beschirmung bloß in dem zurückgebliebenen Kelche sitzen und daselbst reifen. Die Blätter stehen unten, eben so wie bey der vorhergehenden Scabiosa, fast alle beyammen. Sie sind zwey starke quer Finger breit, und zwey bis drey mal so lang. Am Stiel sind sie sehr sparsam und viel kleiner, doch ist bey jeder Reihe von Blümlein ein paar ganz kleine, scharf zugespitzte, bleiche Blättlein von ganz anderer Art befindlich, worauf die Blümlein sitzen und dadurch gleichsam beschützt werden.

S. 80.

Der Geruch aller Theile desselben ist so wie ihre Vermehrung sehr stark. Sie kan durch die Wurzeln fortgepflanzt werden, weil sie perennirend ist, und enthält ein flüchtig aromatisches Del, welches das Vermögen hat, Kopfweh zu erregen und denselben, auch nur vermittelst des

Ger

Geruchs, wenn man ihn zu lang und zu stark an sich gezogen hat, so zu betäuben, als wäre man berauscht. Doch ist diese wildwachsende Art hierzu nicht so kräftig, als der in den Gärten gepflanzte oder sogenannte Gartenscharlach, *Scalaria* sive *Horminum sativum*, mit den Aschfarbenen breiten Blättern und blaßblaulichen oder vielmehr fast ganz weissen Blumen: Denn desselben Geruch ist nicht nur viel stärker, sondern auch anderer Art. Er theilt denen Getranken, als Wein, Bier, Meth, Wasser, in welche etwas davon gelegt worden, einen Muscatellergeschmack mit, weswegen die Pflanze selbst an vielen Orten Muscatellerkraut genannt wird. Auch hat der Sammler und herausgeber der *Collectaneor. Chymicor. Leydens.* Hr. Dr. Thorley noch in dem vorigen Seculo uns aus dem Munde und der Erfahrung seines gewesenen Præceptoris und ehemaligen Professors der Chemie auf der hohen Schule zu Leyden, le Mort gelehret, durch die Destillation einen so kräftig wirkenden besondern Geist aus den Blumen zu bereiten, dessen nur etliche Tropfen ein ganz Maas Wein mit dem Muscateller-Geschmack erfüllen, ein Quintlein aber unter Wein oder Bier gemischt, dem Trinker augenblicklich berauschet. Die Bereitung selbst ist folgende: Man nehme etliche Pfund von diesen Blumen; mische sie unter eine genugsame Quantität

stätt Weinhefen; lasse es vier Tage lang an einander stehen und beizgen, und destillire es nach der Kunst; giesse den abgezogenen Geist noch zwey oder drey mal wieder über frische Blumen und destillire ihn wie das erste mal, so ist er fertig.

Unsern Herren Nachbarn, den Württembergischen Weinhandlern ist diese Eigenschaft nicht weniger bekannt, als sie sich derselben mit gutem Vorthell zu bedienen wissen. Fast die Helfste der Meccarweine, die sie so zahlreich zu uns führen, ist mit diesem Geschmack angefüllt: Denn viele Leute sind der Meynung, er rühre von denen sogenannten Muscatellertrauben her. Sie lieben ihn daher; und warum sollte der Verkäufer, dem dieses gar wohl bewußt ist, so unhöflich seyn, und seine Käufer nicht nach Verlangen zu bedienen? Es wäre ihnen auch, da zumahl die schlechteste Weine hierdurch, dem äusserlichen Schein nach, merklich verbessert werden, gar nicht zuverargen, sondern vielmehr als ein gutes Haushaltungsstück anzupreisen, wenn der Schaden, den dergleichen Weine der Gesundheit zufügen, nicht so groß wäre. So aber müssen wir billig jedermann dafür warnen, weil sie nicht nur viel baldere, als andere Weine, den Kopf einnehmen, sondern auch meistens, oft erst nach ausgeschlafenem Rausche, empfindliches Kopfsweh nach sich lassen, wodurch nach und nach der Kopf, das

Ge

Gedächtniß und alle innerliche Sinnen merklich geschwächt werden.

Sie mischen zwar gewöhnlich etwas von denen weniger schädlichen Holderblüthen darunter; wollen es auch nicht leiden, noch zugeben, daß sie auf diese Art ihre schlechte Weine zu verbessern und angenehmer zu machen suchen, sondern geben vor, es sey der natürliche Geschmack von den Trauben. Sie finden auch bey unerfahrenen um so viel leichter Glauben, da der Geschmack der Muscatellertrauben diesem vollkommen gleich und jedermann bekannt ist: Allein, wer die Menge der mit diesem Geschmack begabten Weine in Vergleichung setzt mit dem in der Gegend des Neccars gebauten Gewächse selbst, der wird finden, daß jene dieses weit übertreffen: Denn ohngeachtet diese Art Trauben einen geistreichen lieblichen Trunk geben, wenn sie zur rechten Reife gelangen, so pflanzet man sie doch nicht gar zu gern, selten aber und nur in den wärmsten Gegenden allein, weil sie, wenn der Sommer nicht rechtchaffen heiß ist, niemals zur völligen Reife kommen, sondern eine dicke harte Haut behalten und mithin wenig, auch nicht den besten Wein geben. Man liebt vielmehr die sogenannte Gutedel, als welche süß und frühzeitig sind, eine dünne Haut haben und also desto mehr Wein geben. Des allerwichtigsten Bewegungsgrundes wollen wir hier,

hier, diese Sache zu entscheiden uns nicht einmal bedienen, wollen wir, da uns die eigene Erfahrung davon mangelt, die Gewähr dafür nicht leisten können. Es ist dieser, daß wir uns nicht überreden mögen zu glauben, daß dieser Geschmack der Trauben in der Fermentation nicht sollte gänzlich verlohren gehen, oder doch wenigstens verändert werden, da doch sonst alle übrige des Mosts vorige Eigenschaften völlig dadurch aufhören, und so zu sagen in dem Wein ein ganz neuer Körper erzeugt wird. Der Most zum Exempel, wenn er gleich von dem allerbesten Gewächse ist, berauscht nicht und giebt in der Destillation keinen Tropfen Geist; Hingegen hat der Wein, wenn er ganz ausgegohren hat, nicht die geringste Süßigkeit mehr, obschon der Most vorhero Honigsüß gewesen ist. Er vertreibt die Blähungen im Leib und stärkt die Eingeweide, statt daß der Most Durchfall und Blähungen erregt u. s. w.

§. 81.

Daß übrigens diese Pflanze wirksam sey und mithin in der Arzney an seinem Ort gut genutzt werden könnte, erhellet schon aus obigem. Gleichwohl ist ihr Gebrauch, weil in den Apotheken nichts davon zu finden ist, ganz ausser der Mode. Indessen wird sie doch sowohl von alten als neuen Schriftstellern vor mancherley Ge-

brechen dergestalt gerühmt, daß sie auch ihrer herrlichen Kräfte wegen von den Franzosen *tourte bonne* genannt wird.

Am wahrscheinlichsten und gewissten hier von scheint zu seyn, daß sie für Mutterbeschwerung, Colic und dergleichen sehr wohl taugt: Denn nicht nur Hoffmann, und mit ihm viele berühmte Aerzte halten es hierzu vor das beste Mittel, sondern die oben angeführte betäubende Kraft, welche den Getränken dadurch mitgetheilt wird, bekräftiget es selbst hinlänglich, weil daraus die schmerzstillende Eigenschaft, welche hierzu hauptsächlich erfordert wird, genugsam erhellet.

Man wird uns nicht als einen Mangel oder Fehler ausdeuten, wenn wir die vielerley Krankheiten, für welche dieses Scharlachkraut, von denen, die davon geschrieben haben, heilsam besunden ist, hier zu erzählen unterlassen. Wir finden gar zu viel dem obigen, widersprechendes oder doch solches darunter, das deswegen nicht glaubwürdig scheint, weil man zweyerley sich selbst entgegen gesetzte Wirkungen annehmen müßte. Hierunter rechnen wir vorzüglich auch die allgemeine Meinung der Alten, welche es *ad venerem stimulantam* angerathen, wir aber um deswillen vor unfähig hierzu halten, weil, wie aus vorgesagtem zu ersehen, die Nerven und Sinnen durch dessen Gebrauch geschwächt und betäubt, statt daß sie,
wie

wie es hierzu nöthig wäre, gestärket und gereizet werden sollten.

Zwar ist nicht zu leugnen, daß, da diese Pflanze zugleich erhitzen ist, weil sie, wie alle starkriechende Pflanzen pflegen, viel ätherisches Del bey sich führet, sie um deßwegen hierzu, aber nur bey langsamen phlegmatischen Naturen, ganz tauglich zu seyn scheine, und wohl etwas ausrichten könnte, wenn der narcotische Effect diesem nicht entgegen stünde. Hingegen wird sie dadurch zum äußerlichen Gebrauch, besonders vor Mundfäulung und wackelnde Zähne, Heilung frischer Wunden 2c. desto tüchtiger. Von jenem gedenken die Breßlauische Sammlungen, Versuch XXV. mit sehr gutem Success; dieses aber bezeuget nebst vielen andern auch Kiedlin, und hat davon ein merkwürdiges Exempel dem Tagebuch der Kaiserlich Deutschen Gesellschaft der Naturforscher einverleibt. Es lautet also:

„Als ich vor etlichen Monaten mit einem vor-
 „nehmen von Adel in dem Garten eines guten
 „Freundes herumspazierte, und derselbe unter
 „den übrigen Gewächsen auch die Gartenscharo-
 „lach besonders gail und freudig daher wachsen
 „sah, fieng er an zu erzählen, daß dieses Ge-
 „wächs die Kraft besitze, alle Wunden zu heilen;
 „daß ihm dieses von einer Standesperson, wel-
 „che es von einem Fischer erfahren, sey eröffnet,

„ und seit der Zeit vielen Personen bey frischen
„ Wunden von ihm angerathen, auch von densel-
„ ben mit so gutem Erfolg gebraucht worden,
„ daß es unter den Wundkräutern fast die aller-
„ erste Stelle zu haben verdiene. Dem Vorges-
„ ben eines so vornehmen Mannes, fährt der er-
„ zählende Bekanntmacher fort, nicht zu glauben,
„ hielt ich für höchst unbillig, und beschlosse daher
„ bey mir, die Probe davon zu machen, sobald
„ sich eine Gelegenheit darzu zeigen würde; und
„ siehe! als wir nachhero von dem Herrn des
„ Garten mit einer guten Mahlzeit beehrt wur-
„ den, so fügte es sich, daß eine Dame bey Tren-
„ chirung eines welschen Hahns sich in den Finger
„ mit dem Messer ziemlich tief verletzte, wesswe-
„ gen der Hausherr, welcher die Erzählung des
„ von Adel mit angehört hatte, bey mir anfragte,
„ ob er dieses Kraut auflegen dürfe? welches ich
„ nicht nur erlaubte, sondern sie selbst noch darzu
„ antrieb. Es wurde daher ein Blatt davon
„ aus dem Garten geholt und über den verletzten
„ Finger gelegt, worauf sich die Verwundte we-
„ nig mehr, und zwar mit grossem Recht, über
„ ihre Wunde bekümmerte: Denn als sie nach
„ Hause kam, und das Blatt wegthat, zeigte es
„ sich, daß die Wunde dermassen geschlossen war,
„ daß kaum ein kleines Merkmal davon noch
„ übrig blieb.,,

S. 82.

Ueber obige Garten-Species giebt es noch sehr vielerley sowohl einheimische als fremde Arten. Unter den letztern verdienet die mit den ganz weissen Blumen, breiten und mit weisser Wolle ganz überzogenen Blättern, welche æthiopis genannt wird, sehr hoch, manchmal fast wie ein Strauch mit vielen Stängeln erwächst; dergleichen die in Engelland wildwachsende sogenannte englische mit einer Lavendelblume und ganz schmalen Blättern, vor andern angemerkt zu werden; von dem erstern in Deutschland wildwachsenden aber erhält die in den Tyrolischen und andern Gebürgen und Waldungen hin und wieder wachsende gelbe Gattung, welche Colus Jovis genannt wird, den Vorzug, sowohl ihrer schönen gelben Blumen und lieblichen Gestalt wegen, als auch in Ansehung der in denen Breslauer Sammlungen davon gerühmten Kraft in Brust- und Griefkrankheiten.

S. 83.

Jetzt gelangen wir zu unserm zwar gering geachteten, aber gewiß allerbesten einheimischen Gewürz, dem Wiesenkümmel, Carvi, Carum. Fast sollten wir hoffen können, daß wir nicht nöthig hätten, uns mit Beschreibung der Kennzeichen dieses zu bemühen, weil er allenthalben, auch den kleinsten Kindern bekannt ist, wenn wir nicht

aus der Erfahrung gelernet hätten, daß sehr vielen kaum bewußt ist, daß es ein innländisches Gewächs, welches überall gleich vor den Thoren zu finden; den meisten aber die Pflanze selbst ganz unbekannt sey. Wer in der Kräuterwissenschaft nur ein wenig bewandert ist, der erkennet schon aus dem Saamen, daß es ein Doldengewächs seyn müsse: Dann nur dieses Geschlecht und sonst kein anders trägt dergleichen Saamen, die auf einer Seite etwas erhaben und gestreift, auf der andern aber ganz flach sind. Es erwächst aus einer süßlichten Wurzel mit einem zwey Schuh langen, starken, nach Art der Doldenblumen inwendig hohlen und mit vielen Seitenzweigen versehenen Stengel von vielen Gläthen. Ihre Blätter haben dergestalt zarte und tiefe Einschnitte, daß sie fast federförmig dadurch werden; besonders diejenige, welche an dem Stengel, bey dem Ausbruche eines jeden Nebienstengels stehen, sind in fast haar, zarte Theileerspaltten. Sie sehen übrigens den Blättern der wilden und Gartenmöhren oder sogenannten gelben Rüben ziemlich gleich, ausgenommen, daß diese keine so gar tiefe noch zarte Einschnitte haben.

Die Blümlein krönen die Gipfel der Stengel. Es stehen ihrer viele, wie schon gesagt, an einem runden Dolden beysammen, sie sind weiß, blüßweilen fast fleischfarben, sehr klein, aus fünf Blätt-

Blättlein, die an Größe etwas doch nicht sehr ungleich scheinen, einem Kelch und etlichen Staubfäden zusammen gesetzt, und hinterlassen zwey der Länge nach zusammen gefügte Saamenkörner, die ganz bloß auf dem Reich stehen.

S. 84.

Diese Saamenkörner sind dasjenige, was unter dem Nahmen Rummel, oder Rummich überall bekannt ist; in Franken, Thüringen, zu Halle in Sachsen vielfältig, aber am besten Orte, nach dem Zeugnisse des Hrn. Bergrath von Justi, am vorzüglichsten und besten gebauet wird, sonst aber fast in ganz Deutschland auf allen Wiesen, auch sogar nach dem Berichte des vor trefflichen Hrn. von Haller, auf denen der höchsten Schwelzergebürge wild wächst.

Für so nothwendig hat der Schöpfer aller Dinge den Gebrauch der Gewürze zur Erhaltung der von ihm erschaffenen Creaturen gehalten, daß Er auch sogar dem Viehe seinem ihm nöthigen Antheil von den tiefften Thälern bis zu den höchsten Bergen unter der Weide reichen wollen; und damit der Genuß davon recht lange daure, so hat er dieser Pflanze die Eigenschaft gegeben, daß sie nicht, wie die meisten Gewächse pflegen, nur einen Monat lang grüne, sondern den ganzen Sommer durch blühen und Saamen tragen könne. Auch so hat Er eben in dieser

Absicht, aus gütiger Sorsalt, dieselbe in denen Ländern am häufigsten wachsen lassen, die wegen der ergiebigen und vielen Welden zur Viehzucht vorzüglich von der Natur bestimmt worden sind: Denn also findet man in Ungarn, in der Schweiz, in Schwaben, Schlessien, wo bekanntermassen das beste und meiste Vieh gezogen wird, auch dieses Gewürz am häufigsten; besonders soll nach Schwentkfelds Zeugnisse in der letzten Landschaft dasselbe in so grossem Ueberflusse wachsen, daß ganze Felder und grosse Wiesen davon gleichsam überzogen seyn.

S. 85.

Wir lernen hieraus, daß der rechte Gebrauch der Gewürze zur Gesundheit eben so nöthig sey, als schädlich der Mißbrauch ist. Er ist auch besonders was diesen Saamen anbetrifft, sowohl in der Küche oder Haushaltung, als in der Arzney sehr alt. Plinius hat schon zu seiner Zeit gesagt, daß es das vornehmste Gewürz in der Küche sey, und Tragus hat es allen andern ausländischen vorgezogen.

Es ist aber der Saame nicht ganz allein dasjenige, was davon genutzt werden kan. Die ganze Pflanze vielmehr, von der Wurzel bis zum Gipfel kan uns Dienste leisten. Die Wurzeln sind süßlecht, aber doch dabey aromatisch und haben die Art der Pastinaten. Lonicerus sagt daher,

daher, daß sie unter Speisen sehr nützlich seyn, wenn sie wie diese zugerichtet werden, und Bruyer erhebt sie, ihres angenehmen Geschmacks, guten und nützlichen, den Magen stärkenden Fleisches wegen, selbst noch über diese.

Von den Blättern versichert Marthiolus, daß sie an einigen Orten wie ander Grünkraut gekocht und gespesset werden; desgleichen sollen die ersten Geschosse, wie Salat zugericht, sehr lieblich schmecken.

S. 86.

Indessen ist doch gewiß, daß der Saame das vornehmste Stück davon sey. Wie vieles könnten wir auch hier nicht von seinem Nutzen melden, wenn wir gern unsere Blätter mit solchen Sachen anfüllen wollten, die schon längstens jedermann bekannt sind: Denn wer weiß nicht, daß fast keine Art von Speisen zu finden, worunter vor Liebhaber dieses Confect nicht taugte. Das Brod, Fleisch, Fische, süßer Kohl, Ziegenkäse, Suppen, Krebs und allerley Arten gebackenes, welches damit bestreuet und gewürzet wird, bestätigt dieses genugsam. Desgleichen ist seine erwärmende, den Magen stärkende, Blähung, Wind, und Colik vertreibende Arzneystraft auch denen unerfahrensten nicht unbewußt.

Es können uns diese von ihm bekannte Wirkungen zum hinlänglichen Beweise dienen, daß

er unter die Zahl der Gewürze mit besten Recht gehöre; gleichwie sich aus der ihm bengelegten Eigenschaft, alle Arten der uns von Gott in unserm Vaterlande zur Nahrung bestimmten Speisen, angenehm zu machen, mit Gründlichkeit schließen läßt, daß ein jedes Land schon selbst von der Natur mit dem ihm allernöthigsten und besten Gewürz versehen worden sey, und man also der fremden ganz wohl entbehren könnte.

S. 87.

Wenn wir also von dem schon genugsam bekannten vielen Gebrauch dieser Pflanze hier ausführlicher zu handeln zwar unterlassen; so können wir doch den weniger bekannten, insonderheit den so schädlichen Mißbrauch desselben nicht ganz unberührt lassen. Wegen des erstern haben wir noch zu melden, daß an theils Orten die Wurzeln, entweder mit Zucker, Honig oder Most eingemacht, und auf diese Art zum Gebrauch aufbewahret werden. Tabernemontanus giebt folgende Anweisung hlerzu. Er sagt, man solle im Frühling, ehe die Pflanze in den Stengel getrieben, die zarte junge Würzlein nehmen, dieselbe rein waschen, in Stücklein schneiden, mit Wasser aufgelösten Zucker darüber gießen, und also unter fleißigem Abschäumen und Zugießung etwas wenigens Rosenwassers, bis zur Dicke eines Syrops einkochen, nachhero aber alles zusammen
in

in einem steinernen Gefäß verwahren. Der Nutzen hiervon soll hauptsächlich den Magen betreffen, als welcher dadurch, wann Morgens nüchtern etliche davon genossen werden, gestärkt wird.

Was aber den Mißbrauch anbelangt, welcher mit denen Wind treibenden Arzneyen überhaupt, insbesondere aber mit diesem Saamen oft mit Lebensgefahr getrieben wird, so haben schon die Alten, ehe die Circulation des Geblüts bekannt war, denselben eingesehen und bestraft: Denn so gewiß es ist, daß eine von Säure, ja hem Schleim und Verkältung entstandene Colic durch dieses und andere erwärmende Mittel, leichtlich könne gehoben werden; so schädlich ist hingegen derselben Gebrauch, wann die Leibes Schmerzen von einer scharfen Galle, Verstopfung der Port- und Gefrösadern, Hypochondrie, oder oder wohl gar von einer Entzündung herrühren. Boerhave hat, was dieses letzte betrifft, dawider ernstlich geklagt und Hochstetter schreibt von dem zu nächst vorhergehenden also: Die Windbefördernde und aromatische Arzneyen sind denen Patienten, sonderlich so an der Hypochondrie, oder Winden unter denen kurzen Rippen leiden, der größte Schaden: Denn da ihnen dadurch der Magen ausgetrocknet wird, damit er keine Winde generiren solle, so wird er eben da durch

durch aufgebläht, und wie Papier so dünne gemacht.

Wie kan es auch anders seyn, als daß in allen diesen Fällen eine merkliche Verschlimmerung des Uebels, ja bey angehender Entzündung der Gedärme, wohl gar ein schneller Tod daraus entstehen müsse: Denn, statt daß gelind kühlende, erweichende und zertheilende Arzneyen die angehende Entzündung hätten hemmen können, so muß nothwendig das Gegentheil davon, das hitzige, sie bis zum Brand vermehren, daß die Verstopfung vom zähen Geblüte in den Adern des Gefröses und der Därme, und die daher rührende Schlapp- oder Schwachheit derselben, hätte können durch gehörige Bewegung des Leibes, Aderlassen und Geblüt verdünnende Mittel gehoben, mithin dem Geblüt die freye Circulation und den Därmen ihre gehörige Stärke das durch verschafft; den Winden aber die Gelegenheit, sich zu sammeln und aufzuhäufen, genommen werden, so muß nothwendig das erhitzende, weil es das flüssige im Leib noch mehr verzehrt, und daher das dicke Geblüte, die erste Ursache des ganzen Uebels, noch dicker macht, die Krankheit verschlimmern; statt, daß bey einem Ueberflusse von hitzig scharfer Gall oder andern vergleichen ätzenden Unreinigkeiten, gelind temperirende, diluirende, die Schärfe brechende und ausführende

de

de Sachen, die ganze Krankheit in einem Tage hätten heben können, so muß das erhitze noch mehr schärfen, und dadurch die Schmerzen verlängern und gefährlicher machen.

So gewiß aber dieses ist, so gewiß ist es auch, daß die wenigsten auf diesen Unterschied der Ursachen gehörig Achtung geben, Niemand aber, der nicht die Medicin aus dem Grund und lang genug erlernt hat, vermögend sey, hiervon richtig zu urtheilen: Denn die Unterscheidungszeichen sind so unbeständig und daher so ungewiß und dunkel, daß man sie viel öfter erst aus der Zusammen- und Gegeneinanderhaltung aller Umstände selbst erfinden muß, als man sie zum voraus bestimmen kan. Gleichwohl wird fast täglich von jedermann, wo nur ein Schmerzen im Leibe sich zeigt, ohne Unterschied sogleich dieses Universalmittel gebraucht: Kümmichsuppen, Kümmichbrandtwein, Kümmichsäcklein sind der erste Tritt, den man fast durchgehends zu Abwendung dieser Krankheiten thut, ohne nur davon zu gedenken, daß sie der erste Schritt zum Grab werden können. Was Wunder ist es demnach, daß bey vielen oft unvermuthet eine tödtliche Krankheit aus einem kleinem Uebel wird, welches, wo man nur das schädliche unterlassen, und lieber gar nichts gebraucht hätte, von selbst leichtlich durch Hülfe der Natur gewichen wäre, oder
sich

sich wenigstens nicht bis zum Tod so schnell verschlimmert hätte. Es muß einem redlichen Mann, der sein Vaterland und seine Mitbürger über alles liebt, gewiß recht in der Seele schmerzen, wann er so viele wackere Personen, oft in der besten Blüthe ihrer Jahre, bloß wegen unterlassener oder unrecht verstandener allerersten Hülfe, entweder zu Grabe tragen, oder viele Jahre an Schwind- und Wassersuchten schmachtend herumgehen sehen muß.

Daben haben gleichwohl diejenige, die dieses Unglück betroffen hat, selbst die allerwenigste Schuld: Dann obgleich manche vor die Erhaltung ihrer Gesundheit so gar sorgfältig nicht sind, so will doch Niemand bey angehender Unpäßlichkeit sich dieselbe selbst aus Vorsatz vergrößern. Sie sind also vielmehr als Opfer der allgemeinen Mode anzusehen, bey denen das bekannte Spruchwort: ohne Wissen ohne Sünd, statt findet, aber eben deswegen uns Anlaß geben, jedermann gereulich zu warnen, daß doch mit dergleichen zur Mode gewordenen, worunter wir auch das Aderlassen, Laxieren, Elästieren &c. billig zählen, insbesondere bey verspürter Unpäßlichkeit behutsam verfahren, und nicht nach eigenem Gutdünken, so lieb einem jeden seine Gesundheit und Leben ist, unternommen werde.

S. 88.

In denen Apothecken findet man ausser dem Saamen von der ganzen Pflanze sonst nichts. Aus diesem aber werden unterschiedene Mittel verfertiget. Man destillirt daraus ein Wasser, einen Geist und ein Del. Das letzte ist allein dasjenige, was diesem Saamen seinen Werth giebt, und wovon alle oben gesagte Wirkungen herrühren. Es wird zugleich bey Destillirung des Wassers erhalten, woselbst es oben schwimmt, nachdem das Wasser so viel davon an sich gezogen, als es füglich fassen können. Das Wasser und der Geist wird auf einerley Art bereitet, nur mit dem Unterschied, daß bey jenem nur klares Wasser, bey diesem aber Weingeist oder sogenannter Brandtewein auf den Saamen gegossen und gehörig, vermittelst der Destillation davon abgezogen werde. Wir erinnern dieses deswegen, weilien viele hierinnen Unerfahrne der Meynung sind, es entstehe der insgemein sogenannte Kummichbrandtewein ursprünglich aus dem Saamen selbst, und sey daher nicht so schädlich als der erste Brandtewein.

S. 89.

Wie glücklich können sich demnach die Einwohner Deutschlands, besonders der obgenannten Provinzen, wo dieses so gemeinnützige Gewächs von der Natur selbst so häufig hervorgebracht

bracht und gepflanzt wird, vor vielen andern nicht schätzen, die es entweder entbehren, oder mit vieler Mühe erst anbauen und theuer erkaufen müssen! Denn also ersehen wir aus den Schwedischen Abhandlungen, daß zu Lund in Schonen, welches der einige Ort seyn soll, wo Rummel zum Verkauf gepflanzt wird, der ordentliche Preis davon allezeit 18 Thaler Silbermünz für die Tonne sey. Er soll dajelbst in magerm Erdreich besser fortkommen, als in fettem oder gailtem, und das zarte Gras desselben Hauptfeind seyn, so daß er davon erstickt werde. Bey uns ist es umgekehrt, denn er wächst ungepflanzt auf den fettesten Boden, mitten unter anderm Gras auf denen Wasserwiesen am häufigsten. Da in unterschiedlichen Orten Deutschlands das Anbauen desselben üblich, auch in denen Berlinischen Intelligenz-Blättern eine Beschreibung davon mitgetheilt worden ist; so wollen wir die Schwedische Manier, damit der Unterschied ersehen werden möge, hier so mittheilen, wie ihn der Schwedische Major Rosenstens den obgedachten Abhandlungen seines Vaterlands einverleibet hat. „Man nimmt darzu, schreibt er, einen Platz von beliebiger Größe, nachdem man solchen darzu anwenden kan; das Erdreich soll aus Sand mit etwas fruchtbarer Erde und Thon vermengt bestehen. Dieser Platz muß so gut verwahrt wer-

werden als der beste Garten, weil die Schweine nach den Kummelwurzeln sehr begierig seyn, und schwerlich davon abgehalten werden, wenn sie einmal an sie gewöhnet worden sind, sondern wo es möglich ist, sich eingraben und diesswegen sich unter den Schwellen der Blanken, oder dem Grunde der besten Gartenwand durchwühlen.

Wenn der Platz solchergestalt eingeschlossen ist, muß man ihn, wosern es neue und nie zuvor aufgearbeitete Erde ist, sehr wohl aufackern, pflügen, und durchgängig gleich mit Anfang des Frühlings aufackern. Alle Heide und Graswurzeln müssen ausgerissen und verbrannt werden, und nachgehends muß das Erdreich weiter fleißig gewartet werden. Ist es aber altes Erdreich oder Acker, den man zum Kummelbau umzäunen will, so muß man solchen ebenfalls gleich im Frühjahr sehr wohl aufspflügen und von allen Wurzeln des Grases und Unkrauts reinigen, wie von mir besonders und genauer bey jeder Art Erdreich gemeldet werden soll.

Ein Platz neues Erdreich wird, wie gesagt, mit Aufspflügen und Reinigen gleich im Frühjahr bestellt, so, daß alles solchergestalt gegen das Ende des April, Monats fertig ist. Sobald der May anfängt, führet man guten Mist, oder andern wohlverbrannten Dünger auf den ganzen Platz, der nachgehends recht wohl und tief von

neuem zweymal durchgepflüget wird, nemlich sowohl die Länge als die Quere, und darein säet man den Rummel, welcher wohl und gleich nidergeeget wird, dabey man alle Unkrautwurzeln genau ausjätet, die sich etwa unversehens sowohl bey dem letzten Aufspflügen als bey dem Egen finden lassen. Solchergestalt ist man fertig, und der Rummel wurzelt bald und stark, wächst den ersten Sommer freudig in Blättern, giebt aber noch keine Frucht. Den zweyten Sommer hat man unfehlbar mit Vergnügen die vollkommene und reiche Belohnung von dieser seiner Arbeit zu erwarten, so, daß man von einem Scheffel oder $\frac{1}{6}$ einer Tonne Landes Kornerdreich, welches ungefehr 50. Ellen ins gevierte hält, oder auf jeder Seite $\frac{1}{2}$ Tonne im Viereck beträgt, oft 30. aber gemeiniglich 20. Scheffel Rummel bekommen kan. Diese Saat muß etwan den 10. oder 12. May ausgesäet werden, da die Obstbäume blühen, auf ein paar Tage früher oder später kommt nichts an, eben so wenig darf man auf den neuen oder abnehmenden Mond sehen, welches hier nichts zu sagen hat. Unverbrannter Dünger taugt nicht auf Rummelfelder, sondern ist wegen des vielen Grassaamens, der sich allezeit darinnen befindet, höchst schädlich. Das Rummelstroh ist auch gut und wächst stark; es wird zu Dächern an Vorhäusern und zur Streu unter

unter das Vieh gebraucht, nachgehends wirft man es zusammen und vermengt es mit klein gehackten Erlen, Tannen, Fichten und Birkenreis und etwas Rühmilt, so brennt es alles zusammen und wird die beste Düngung für die Muttererde, die alsdenn allezeit an ihrer eigenen Fettigkeit genug hat, wenn sie das erste mal recht ist bestellt worden. Dieses ist genug von neuer Erde.

Nun folget, wie sich alte Aecker ebenfalls zu dergleichen Gebrauch anlegen lassen, welches auf zweyerley Art geschieht: Zum ersten, wenn ein solches Ackerstück wohl umzäunt ist, muß man dasselbe im Frühjahr im April zweymal, nemlich die Länge und die Quere wohl aufspflügen, alle Unkrautwurzeln rein ausziehen, und alles wohl reinigen. Einige Tage eget man das Feld wohl und gleich zu; eben so verfähret man noch einmal mit der Erde im May, und auch so im Brachmonat. Nach der Mitte des Sommers, gleich im Anfang des Heumonats, wenn das Unkraut wieder ausgegätet ist, oder auch dessen Wurzeln zu ohnmächtig sind, wieder was neues hervorzutreiben, muß auf diesen Acker wohl verbrannter Dünger geführt werden, den man gleich die Quere und die Länge niederpflüget, und Kummel darein säet, der auch gleich wohl und eben eingeeget wird, so wurzelt er stark und wächst stark in Blätter, bis zu nächstfolgendem

den Michaelis. Den folgenden Sommer trägt er gute Frucht, wird aber nicht vollkommen, als bis den dritten Sommer. Man nimmt auch in acht, daß man zu besserer Ausrottung des Unkrauts jedesmal, wenn dieses Erdreich gepflüget wird, mit dem Egen einige Tage warten muß, damit alle Unkrautwurzeln desto besser verwelken, welche nicht ausgezogen werden, aber bey dem letzten Pflügen, wenn der Kummel gesäet ist, muß das Feld gleich zugeeget werden. Die andere Art erfordert folgendes Verfahren: Man bereitet die Erde auf eben die Art und Weise, wie gesagt ist, bis zu Ende des Brachmonats. Weiter wird das Erdreich mitten im August aufgepflüget und zuletzt geschlehet solches gleich nach Michaelis. Bey jedesmalligem Aufpflügen wird das Feld wohl und gleich zugeeget. Da ist offenbar, daß alles Unkraut verschwinden muß, und nachgehends läßt man das Feld zugeeget den ganzen Winter über liegen. Sobald der Frühling und die Jahreszeit darnach eintritt, nemlich den 20. oder 22. May, führet man die gehörige Düngung auf dem Acker, die sogleich die Quere und die Länge niedergepflüget wird. Man säet den Kummel und eget ihn sogleich ein, da man sich denn das folgende Jahr im Sommer eben so gutes und vollkommenes Wachethum als im neuen Erdreich zu versprechen hat. Einige stellen es
sich

sich allzuschwer vor, daß sie in so langer Zeit, nemlich in zwey Jahren kein Wachsthum von einem so wohl bestellten Acker nutzen sollen; daher säen sie daselbst Hanfssaamen zur rechten Zeit mit dem Kummel und egen alles auf einmal ein. Der Hanfssaamen wird zuerst gesäet, alsdenn vermenget man den Kummel mit Sand und streuet ihn so oben auf. Nachgehends eget man alles ein, und der Hanf wächst da unvergleichlich wohl den ersten Sommer, und der Kummel wurzelt ebenfalls darunter gut ein. Wenn endlich die Zeit zum Einbringen des Hanfs kommt, muß er abgeschnitten und nicht ausgerissen werden. Einige Tage darauf wird man mit Vergnügen sehen, wie der Kummel über die Hanfstoppeln gewachsen ist, daß alles so grün aussieht, wie die schönste Wiese, und die Hanfstoppeln vom Kummel gänzlich verdeckt werden. Diese Stoppeln versaulen alsdenn in der Erde, als eine gute Düngung, und das nachfolgende Jahr kommt der Kummel zu seinem vollkommenen gesegneten Wachsthum.,,

Diese Art, dem Kummel abzuwarten, ist die einträglichste und unfehlbarste.

Einige sind noch künstlicher die Zeit zu gewinnen; aber sie wenden auch mehr Kosten auf, den Kummel zu baldigem und mittelmäßig gutem Wachsthum auf folgende Art zu bringen: Wann

der Acker zum Kummelfelde im April und Brachmonat vorerwehntermassen bereitet wird, säen sie den Kummel in den Garten in Beeten wie Selleriesamen, und sobald es nach der Mitte des Sommers zugehet, lassen sie die Erde recht wohl eine halbe Elle tief ausgraben, jäten solche von neuem rein aus, und machen alsdenn Vertiefungen mit dem Spaten nach der Schnur hinein, in welche sie die Kummelwurzeln wie Selleriepflanzen versetzen, so daß gleich ein Viertel Entfernung allemahl zwischen zwey Pflanzen bleibt, nachgehends thun sie die fruchtbare Erde darzu und das bepflanzte Stück Erdreich wird nur einmal gleich nach dem Pflanzen wohl gewässert, so wurzelt dieser Kummel stark ein. Uebrigens wird der Platz, den Zuwachs des nächstfolgenden Jahrs zu verstärken, mit Kummel locker überstreuet, den man mit Sande vermengt hat, der von sich selbst in die Erde dringt und Wurzeln bekommt, so ist die Arbeit fertig und die Frucht davon kommt gut im nächstfolgenden Jahr. „

Auch findet man welche, die am Ende des Heumonats oder im Anfange des Augusts, Lorenzrocken und Kummel zusammen säen, und das Erdreich darzu wohl zubereitet haben. Der Rocken wird alsdenn ohnfehlbar das nächstfolgende Jahr herrlich, aber wie der Kummel wird, kan ich

Ich nicht gewiß sagen, weil ich dieses erst am Ende des lezt verstrichenen Heumonats in neuem Erdreich versucht habe. Sowohl der Kocken als der Kummel lassen sich zu einem ansehnlichen Wachsthum sehr wohl an, daß man von jedem zu seiner Zeit gute Hofnung haben kan. Bey dieser Art hat man auf folgendes Acht zu geben: Wenn der Lorenzkocken so gut wächst, weil er bey Zeiten ist gesäet worden, daß es scheint, als wollte er gleich nach Michaelis Aehren gewinnen, so muß man sogleich alle Gipfel von allen Kockenstengeln abschneiden, dieses hält solches Wachsthum auf und der Kocken wird desto stärker im Boden, zum Vortheil des Wachsthums nächstfolgenden Sommer.

Damit jedermann weiß, wie viel Aussaat von Kummel auf ein gewisses Stück Land oder Erdreich gehöre, so ist offenbar, daß ein Stück Land zu einem Scheffel Korn wohl und richtig mit drey schwedischen Stop Kummel besäet werden kan. Man vermengt denselben unter einen Scheffel fein und trockenen Sand, und besäet das Erdreich damit wohl und gleich. Wenn sich nun der Kummel zeigt, kan man sogleich sehen, ob ein leerer oder unbesäeter Fleck irgendwo ist; sollte man dergleichen bemerken, so muß man Kummel oben darauf streuen, der von sich selber Wurzeln fassen wird. Aus dieser Ursache ist es

fast am besten, den Kummel allein mit anderer Saat untermengt zu säen.

Zur Ausfaat muß neuer Kummel genommen werden, oder wenn ein Kummelfeld am Ende des Heumonats besäet werden will, so muß man darzu den Kummel nehmen, der im nächstvorhergehenden Brachmonat reif geworden ist; will man aber ein Stück Erdreich im Frühling besäen, so soll man den Saamen darzu nehmen, der den nächsten Sommer zuvor gewachsen ist. Aelterer Kummel tauget nicht.

Nachdem der Kummel solchergestalt zu gehörigem Wachsthum gekommen ist, so reiffet er um die Mitte des Sommers, und da muß man sehr genau auf ihn Acht haben. Wenn ein Drittheil von den Kronen reif und braun ist, das zweite Drittheil gelbbraun, und das übrige grünlich, so muß man ihn alsobald abschneiden, und so gleich in eines oder mehrere Gefäße abschlagen; nachgehends aber täglich auf Tüchern an die Sonne legen, so reiset und trocknet er schnell genug, so daß er sich nicht zusammen erhitzt, sondern in Tonnen kan eingepackt werden.

Sollte etwas von dem grünen Kummel an den Halmen bey dem ersten Abschlagen fest sitzen bleiben, so muß man die Halmen an die Sonne legen, da denn der Saamen in einigen Tagen reiffet und abgeschlagen werden kan. Der letzte
wird

wird alsdenn so gut als der erste. Man nimmt auch in Acht, daß er Morgens und Abends abgeschnitten werde, wenn der Thau auf ihn liegt, sonst fällt er allzusehr aus.

Nachdem der Kümme! solchergestalt eingeerndet ist, muß man auch neuen Kümme! ganz locker und dünne über den ganzen Platz streuen, nemlich, halb so viel als im Anfang ausgesäet war, woben man besonders Acht hat, ob irgendwo was fehlet: Denn wenn gleich Kümme! genug beim Abschlagen ausfällt, man mag auch so bedachtsam versahren als möglich, so ist doch diese Vermehrung gut und stärket den Wachsthum des folgenden Jahrs: Denn je leichter diese Saat wächst, desto fruchtbarer wird sie und desto besser verdringt sie alles Unkraut, das sonst mit wachsen will.

Ein Kümme!feld will auch jährlich einige Beyhülfe mit Düngen durch klein gehackte Reisferchen haben, wie schon oben ist gesagt worden, welches bald verfaulet, wenn es im Winter im blossen Frost auf das Feld geführt wird.

Wenn ein solch Stück Kümme!feld solchergestalt abgewartet wird, trägt es in denen ersten vier Jahren vollkommene Frucht, im fünften und sechsten nimmt es ab, weil das Erdreich ausgezehret wird, und muß ein Jahr ruhen, da es aber doch während dieser Zeit umgearbeitet, ge-

reiniget, gedünget und besäet werden kan, wie oben erzählt worden ist; so bekommt auch das Erdreich seine vorige Kraft wieder, und ein gesegnetes Wachsthum bleibt nicht aussen. Damit man aber ein so nützliches Gewächse beständig zu seinem Vortheil möge anwenden können, ist für jemanden, der zuerst solche Einrichtung bey sich machen will, am besten, entweder zween Kummelgärten anzulegen, oder auch einen einzigen so groß zu machen, daß die Hälfte oder ein Drittheil davon ruhen könne, wenn solches nöthig ist, da der übrige Theil doch allezeit so viel trägt, als die Mühe, nemlich das Umzäunen und diese neue Arbeit belohnet. Es ist wohl wahr, daß der Kummel sich nie ganz ausrotten und vom Unkraut verdringen läßt, so lange er umzäunet ist, aber doch, wenn er die sechs ersten Jahre Frucht getragen hat, belohnet er kaum die Mühe, noch weniger hat der Eigener einigen Nutzen, Vortheil oder Vergnügen davon.

Unter dem Nahmen Unkraut versteht man hier hauptsächlich das zarte Gras, als welches des Kummels schlimmster Widersacher ist. Disteln, Dornen und Nesseln vermögen nicht halb so viel Schaden zu thun, als dieses zarte Gras. Solche Ungelegenheiten abzuwenden, muß man den Kummel bey'm Anfang des Frühjahrs jedes mal reinigen, da sich denn das Unkraut sogleich zeigt,

setzet, ehe der Kummel stark zu wachsen anfängt. Zu dieser Reinigung braucht man zackige Hacken von Eisen, wie Finger, mit welchen man alles Unkraut nebst den Wurzeln ausreissen, oder wenigstens so hart beschädigen kan, daß es alle Kraft verlieret, sich auszubreiten und Saamen dieses Jahr von sich zu geben, der Kummel aber wächst durch eine solche Reinigung desto stärker.

Sobald der Kummel abgeschnitten oder eingebracht ist, will das Unkraut mit Macht wieder zu Kräften gelangen. Diewegen muß man stracks das Feld wieder überfahren und reinigen, und nach dieser Reinigung wird der neue Kummelsaamen ausgestreuet, wovon schon oben geredet worden ist. Auf diese Art bleibt die Erde allezeit rein, um stark Wachsthum zu geben, bis sie ruhen muß, und solches sowol der Erde als der Saat Natur erfodern.

Viele glauben, im Herbst könne man die Kummelblätter zu seinem Nutzen abschneiden und den Kühen geben, welche davon sich sehr wohl nähren, und der Kummel behlelte gleichwohl seinen vollkommenen Trieb zur Frucht des nächstfolgenden Jahres. Aber dieses ist gänzlich zu mißbilligen, weil der Kummel oft ungleich wächst, manche Wurzeln tief in der Erde, andere aber etwas über die Erde erhaben stehen, welche letztere bald abgeschnitten und solchergestalt verderbet
wä

wären; ausserdem muß der Kümmeel seine kleine Blätter über Winter behalten, daß sie bey ihm verfaulen, welches offenbar seine beste Düngung ist. „

S. 90.

Lathyrus dumetorum, wilde Wicken, ist ein Schottengewächs mit kleinen schwarzen glatten Schotten, worinnen glänzende blaßgelbe runde Saamen sind. Wir verstehen aber hierunter nicht die vielblumigte, insgemein also genannte Vogelwicke, welche vom Rivino Cracca major, und von denen Gebrüdern Bouhin, *Vicia multiflora* genannt worden ist; noch viel weniger die Buschwicke, *Vicia maxima dumetorum*, ob sie gleich beyde auch nirgends anders als an Hecken wachsen; sondern vielmehr eine Art wild wachsender Blatterbsen mit gelben Blumen, die nicht so gar hoch und schlank, sondern buschiger, auch nicht so gern im Schatten und an trockenen Stellen der Waldränder, Hecken und Zäune, wie jene, sondern am liebsten neben und zwischen den Hecken oder Zäunen der gewässerten Wiesen erwächst, und einem schwachen, mit vielen kurzen, blätterreichen Nebenzweigen, versehenen, viereckigten Stengel hat.

S. 91.

Sie trägt ihre hellgelbe Papilions- Blumen zu oberst an ganz blossen ziemlich langen Stielen, wel-

welche aus den Nebenzweigen sowohl als aus dem Hauptstengel zwischen den gepaarten kleinen Blättlein entspringen. Sie stehen, eben so wie die Blättlein, paarweise gegen einander über in gleicher Reihe, mehrentheils 8. an der Zahl, bisweilen auch nur 4. und heben ihre Häupter empor. Dieses Büschlein wird oben nicht mit einem ungeraden beschlossn, wie bey denen Aehrenformigen Blumen geschieht, *flores spicati*, und von den schmalen, langovalen, vornen scharf zugespitzten kleinen Blättlein macht ein einiges Paar schon ein ganzes Blatt aus, wenn anders nicht ein neues Zweiglein, welches hier vielfältig geschieht, darzwischen seinen Anfang nimmt. Es endiget sich, nach Art aller Blatterbsen, mit einem Gabelein, welches aber bey dieser Gattung, zum Unterschied von den andern, nur ganz zart, kurz und einfach ist. Es unterscheidet sich hier durch diese Pflanze von allen übrigen ihres Geschlechts, als welche zwar auch mit diesen Gabelein von der Natur versehen worden, sie sind aber nicht einfach, sondern bestehen aus etlichen in einander geschlungenen Geiseln, *Capreoli*. Eben so kann die obengenannte Vogel- und Buschwicke hievon theils an den Blättern, theils auch aus der Stellung der Blätter leichtlich unterschieden werden: Denn diese beede Pflanzen haben Federblätter, das ist, es stehen viele, meh-

ren

rentheils acht bis zehn Paar an einer gemeinschaftlichen Rippe beisammen; die Blumen aber sind bey jener, der Vogelwicke himmelblau an Farbe, kleiner, schmaler und zahlreicher, stehen mehrentheils einseitig und hangen unter sich an einer fast Daumenslangen Reihe hinter einander am Stiel, der sich mit einem einzeln endiget. Diese hingegen, die grosse Buschwicke, hat ihre rothe Blumen an einem einseitigen kurzen Büschlein, welches, fast ohne allen Stiel, aus dem Winkel eines der obern Blätter entspringt, beisammen.

S. 92.

Weder in der Arzney noch Haushaltung ist diese Pflanze bekannt. Sie scheint aber gleichwohl ein gutes und nützlichcs Futterkraut zu seyn; wenigstens hat sie die meiste Eigenschaften, die zu einem süßen dauerhaften und wohl ergiebigen Heu erfordert werden: Denn sie hat, wie die meiste Schottengewächse, mit dem Klee viel gemeinschaftliches, ist perennirend, erwächst schnell, und bringt unter allen dieser Art die härteste Stiele und die meiste Blätter hervor.

S. 93.

Ganz anders verhält es sich mit dem jetzt folgenden sogenannten Burgundischen Heu. Dieses ist in neuern Zeiten durch erfahrene Hauswirthe eben so berühmt, und zur Fütterung für
Zug.

Zug- und Hornvieh nützlich erfunden worden, als es schon ehemalen zu Zeiten des Virgils und Columelle war, ob es gleich dem äußerlichen Ansehen nach nichts vorzügliches vor jenem, dem vorhergehenden wilden Blatterbsengeschlecht zu haben scheint. Also ergethet es in vielen Dingen. Nicht nur viele hundert Pflanzen treten wir tausendmal mit Füßen, ohne uns um ihre Eigenschaften zu bekümmern, sondern auch viele andere uns täglich aufstossende erschaffene Wesen werden nicht eher mit Aufmerksamkeit betrachtet, bis wir durch den Fleiß und die Bemühung etlich weniger aufmerksamer Landwirthe gelernet, daß unsere Trägheit uns schon viele hundert Jahre eines grossen Vortheils und Nutzens beraubet habe. Die meisten schneiden lieber, wo sie nicht gesäet, und erndten, wo sie nicht gepflüget.

S. 94.

Mit diesem Futterkraut, welches lateinisch, Medica und Cochleata, auf französisch aber Luferne, Sain foin, foin de Bourgogne genannt, und in den meisten, seit einigen Jahren zahlreich ans Licht getretenen öconomischen Schriften vor sehr herrlich und ergiebig gepriesen wird, ist es eben so ergangen. Die Allen haben dessen Vorzüglichkeit, Werth, Eigenschaften und Art es zu pflanzen, schon vor mehr als taus

tausend Jahren umständlich beschrieben, Frankreich und Spanien, woselbst es wild wächst, hat es schon lange Zeit genützt, wir Deutschen aber fangen erst jetzt an, die Bemühungen der Fremden zu unserm Nutzen anzuwenden.

Es erwächst mit vielen starken, zwey bis drey Schuh langen runden Stengeln, hat nach Art der Hülsen- Früchten, purpur- oder violette farbe Papillions - Blumen, deren oberstes Blättlein oder die sogenannte Hahne, Vexillum, gewöhnlich etwas dunkler an Farbe ist, als die übrigen unten und an den Seiten sind, und welche aus den Winkeln der Blätter mit fingerlangen Stielen hervorbrechen, in einem vornen zugespitzten Kopf an der Zahl sechs bis acht beisammen stehen, aber nicht gar angenehm riechen.

Die Blättlein, womit sowohl die Haupt- als Seitenstengel, von der Wurzel an bis zum Gipfel, reichlich versehen sind, haben eine vollkommene Kleegehalt, gleichwie überhaupt dieses Gewächs unter das weitläufige Geschlecht der Kleepflanzen gehört. Diejenige, welche zuerst hervorkommen, ehe der Stengel sich zeigt, sehen dem Wiesenklees fast vollkommen gleich, hingegen sind die nachfolgende an den Stengeln etwas schmähler, alle aber am Rande, doch nur sehr subtil gezähnt.

Die Wurzeln sind weiß, zähe, perenniren, der Art und dauerhaft, so daß sie über zwanzig und mehr Jahre sich halten und frische Stengel treiben können. Sie haben dabey eine ungemeine Länge und sind gewöhnlich ganz schmal, doch ist in Engelland die Krone einer Wurzel von einem alten zehnjährigen Stocke, der vierhundert Stengel getrieben, im Durchschnitte 18. Zoll dick befunden worden.

Aus denen nach Abfallung der Blümlein zurückbleibenden Griffeln erwachsen geschlängelte oder Schneckenförmige kleine Schotten, in zwey bis drey nicht völlig aneinander geschlossenen Ringen bestehend, worinnen ein kleiner gelblichter, Nierenförmiger Saamen enthalten ist.

Es gehöret diese Pflanze also zu der zweyten Abtheilung der 21. Classe, oder unter diejenige Gewächse, welche eine Papilions-Blume haben, Schotten und zugleich Klee-Blätter tragen.

S. 95.

Der Ursprung des Nahmens *Medica* soll der allgemeinen Uebereinstimmung zufolge derer, die davon geschriben haben, von seinem ersten Waterland, der asiatischen Landschaft Medien, herrühren. Plinius sagt davon, daß es durch die Kriege des persischen Königs Darii aus Medien nach Griechenland gebracht worden sey, und

daselbst den Nahmen seines Geburtsortes behalten habe. Nach dem Zeugnisse Olearii ist es auch noch zu seiner Zeit von den Persern zum Futter vor Pferde häufig gebraucht, in Frankreich aber, wie auch in der Schweiz schon lange Zeit in dieser Absicht gepflanzt worden. Es soll aber in dieser letzten Landschaft, nach dem Bericht du Hamel du Monceau, der kalten Regen wegen, nicht wohl fortkommen. In Engelland hat es ebenfalls bisher nicht recht gedeyen wollen; hingegen sind in Deutschland hin und wieder, besonders in Schlesien, Sachsen und der Lausitz, sehr wohl ausgefallene ergiebige Proben erst in neuern Zeiten damit gemacht worden.

Der beste Saamen hlerzu soll aus den nördlichen Provinzen Frankreichs zu erhalten seyn, und in dem ganzen Königreich selbst aus Langues, doch vielfältig gehohlet werden, weil man gern, in Hofnung, er gerathe besser, damit umwechselt.

In der Art des Bodens sind diejenigen, die uns Nachricht von desselben Pflanzung gegeben haben, nicht einig. Vielleicht ist die Verschleidenheit der Witterung Schuld hleran. In Engelland hat sie auf einem feuchten schweren Boden nicht wohl fortkommen wollen, und sich viel besser in einem leichten, trockenen sandigen Erdreich gezeiget; dergleichen soll die in Deutschland übliche Art, den Saamen Anfangs mit Haber, Ger,

Gersten oder Wicken zu vermengen und so auszusäen, daselbst nicht wohl ausgefallen seyn. Man thut dieses um den jungen Pflänzlein Anfangs einen Schirm vor der starken Sonnenhitze zu verschaffen, aber Herr Philipp Müller klagt sehr darüber, und sagt, daß er auf diese Weise selten wohl aufgehe, und so es ja geschehe, doch, weil er unter dem Korn wächst, so schwach sey, daß er sich in einem ganzen Jahr nicht erhole, wenn man ihn auch so weit bringe, daß er zu seiner gewöhnlichen Stärke komme.

Hingegen geben die Schlesisch-Deutsche Versuche, daß es in einem festen, starken, thonigten und feuchten Boden besser ausgefallen, als in einem sandigten, trockenen, und daß das viele Gewässer, womit das Feld, zufolge seiner Lage, nach aufgethautem Wetter überschwemmet war, den Winter über den Wurzeln gar nicht die geringste Fäulung oder Schaden zugesüget habe. Wendes läßt sich gar wohl vergleichen, wenn man den Unterschied der Landschaften mit in Betracht ziehet und zu Hülfe nimmt. Es erhellet aus allen Umständen, daß diese Pflanze, wenn sie wohl gerathen und zu ihrer gehörigen Vollkommenheit gelangen soll, ein warmes Land erfordere: Denn es sind nur die viel wärmere Morgen- oder Asiatische Länder und die allerwärmste Gegenden Europa ihr eigenthümlicher Geburtsort, woselbst sie,

je nach Unterschied des Grads der Hitze, dermaßen hoch und schnell erwächst, daß sie in den mittägigen Provinzen Frankreichs den Sommer über fünf bis sechsmal, in Spanischwestindien alle Monat, ja wohl gar, nach dem Berichte des Pater Feuilleu, besonders um Lima herum, alle Wochen kan abgemähet werden. Sie erfordert aber auch zugleich, theils ihres schnellen Wuchses wegen, theils auch, weil es eine Kleeart und Wiesengewächs, eine beständig hinlängliche Anfeuchtung, mithin einen festen Boden, der die Feuchtigkeit lange hält, wenn sie von der Hitze nicht verwelken oder mager werden soll: Wenn daher in den kalten brittischen Reichen ein trockener, sandiger Boden vor besser befunden worden, so ist sich darüber nicht zu wundern: Denn es ist aus der Erfahrung bekannt, daß Kleeß oder Sand leichter erhizet werde. Das sandige Erdreich kan also allhier wegen mehrerm Trieb, den es auf die Gewächse hat, in etwas ersetzen, was die nicht allzuheiße Sonnenstrahlen zu wenig würden, statt daß ein feuchter starker Grund die ohnehin schwache Sonnenhize noch mehr schwächen und kaum empfinden würde. Aus diesem Grunde lässet sich mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß zwar in kalten Gegenden ein sandig hiziger Boden nützlicher, in warmen Gegenden aber ein feuchter starker Grund vortheilhafter sey.

Gleich

Gleiche Bewandniß hat es auch mit dem Vermischen des Saamens unter Haber, Wicken oder Gersten. Wo die Sonnenhitze nicht stark ist, da bedarfen die jungen Pflänzlein keinen Schirm dafür, wo sich aber das Gegentheil befindet, da wird es nicht ohne Nutzen seyn; doch muß es mit dieser Vorsicht geschehen, daß das grüne Wicckfutter, sobald es in etwas erwachsen, und die unter seinem Schutz gestandene Lusernpflänzlein etwas erstärket sind, abgeschnitten, und nicht, wie in dem englischen Versuch geschehen zu seyn scheint, bis zur Reife gelassen werde.

S. 96.

Das Ansäen selbst und nachfolgendes Pflanzen wird auf folgende Art verrichtet: Wenn der Boden, worein es soll gesäet werden, wohl gedunget, gepflüget und von den Wurzeln des Unkrauts, besonders der Quecken oder des sogenannten Hundsgrases gereiniget worden ist, so wird er mit eisernen Eggen wohl geebnet, der Saame darauf gestreuet und untergeackert. Einige lassen Furchen ziehen, legen den Saamen darein und überstreuen ihn mit genugsamer Erde, daß er hinlänglich bedeckt sey, und leben dabei der Hoffnung, das übrige der Furchen werde nach und nach von selbst mit frischer Erde vollkommen wieder ausgefüllt werden: Wie denn

£ 3

der

der englische Gärtner ausdrücklich anrathet, daß man quer über das Feld eine halb Zoll tiefe Furchen machen, den Saamen sehr dünne darein streuen, und mit Erde bedecken, hierauf aber zwey Schuh weit von der ersten eine andere Furchen ziehen, und so durch das ganze Feld fortfahren solle, daß allezeit zwischen denen Reihen zwey Schuh Raum gelassen werde. Einige ziehen das dicke Säen dem dünnen vor, damit dem Unkraut, besonders denen Quecken, welche den Acker gern überlaufen, nicht so viel Platz übrig bleibe, und dadurch die junge verdrungen oder am Wachsthum gehindert werden. Diejenige aber, welche das dicke Säen abrathen, geben zur Ursache an, daß, wenn der Saame alsdenn gut aufgehe, die Pflanzen in ein paar Jahren so dicke stehen werden, daß sie einander verdringen und die Nahrung nehmen. Diesem zufolge, soll man auf einen Morgen Lands nicht mehr als sechs Pfund Saamen brauchen, und jene, welche lieber etwas dicker säen, rathen gleichwohl auch an, daß man nur den sechsten Theil so viel Saamen auf ein Feld nehmen solle, als man sonst Korn zu dessen Besäung benöthiget wäre, dergestalt, daß wenn man auf einen gewissen Fleck sechs Scheffel Korn zu Saamen haben müßte, ein Scheffel von diesem Gewächse genug sey. Die Zeit des Säens ist gewöhnlich zu Ende

de

de des Merz und zu Anfang des April, oder auch wohl noch gegen das Ende desselben. Hierinnen kommen alle, die davon geschrieben haben, überein; wie ingleichen, daß es bey hellem trockenem Wetter geschehen solle. Doch liebt man es, wie insgemein nach allem Säen, wenn bald darauf ein Regen erfolgt. Im Herbst hingegen die Aussaat zu verrichten, will Niemand anrathen: Denn obwohlen diese Pflanze die allergrößte Hitze und strengste Kälte, wie es die Erfahrung aus der grossen Ungleichheit der Witterung derjenigen Länder, worinnen sie gepflanzt wird, bezeuget, gleich gut vertragen kan, so ist doch, was die Kälte und kalten Gegenden anbetrifft, dieses nur von denen, den Sommer über schon etwas verstärkten Pflanzen, mit nichten aber von den zarten erst angesäeten zu verstehen. In Engelland sind zwar auch diese, nachdem etwas weniges Saamen von ohngefähr im Herbst ausgefallen, sich selbst besäet und aufgegangen, glücklich durch einen strengen Winter gekommen. Aber, wer will auf einen ungesähren Zufall bauen? Man nimmt lieber das gewisse vor das ungewisse.

Während der Minderjährigkeit muß das Feld fleißig, aber nicht bey nasser, sondern besser bey trockener Witterung, vom Unkraut gereinigt, und der Boden nicht gar zu übermäßig gedüngt, noch zur Unzeit oder überflüssig gewässert

werden. Die Alten pflegten, nach dem Bericht, den uns Pallidius und Columella ertheilet und hinterlassen haben, dasselbe folgender Gestalt zu bauen: Sie pflügten den Boden den Herbst vorher im October einmahl wohl um, liesen ihn also den Winter über ruhen und ineinander vermodern; den darauf folgenden Frühling wiederholten sie im Hornung das Umackern, reinigten ihn wohl von allen Steinen und ebneten ihn mit einer Eggen; im Merzen aber liesen sie ihn, wie man in den Gärten zu thun pflegt, umstechen und in funfzig Schuh lange und zehen Schuh breite Beete abtheilen, damit vermittelst des zwischen den Beeten leer gelassenen Raums oder Wegs, das Feld leichter könne mit nöthiger Wässerung versorgt, und das Unkraut zu beyden Seiten bequemer ausgejätet werden. Diese Beete wurden alsdann mit einem guten Dung nach gewöhnlicher Art besorgt, und bis in den Aprilmonat also zugericht zum Ansäen bereit gehalten. Bey dem Säen selbst beobachteten sie diese Ordnung, daß auf einen Platz von hundert Schuh in die Länge und funfzig in die Breite, jedesmal zehen Becher oder gewöhnliche Trinkgeschlir voll, cyathus, unserm Vermuthen nach, ungefähr acht Loth haltend, des Saamens gestreuet und mit einem hölzernen Karste sogleich unter die Erde gescharret wurde, weil die Sonne

den

den bloß liegenden Saamen leichtlich zu verbrennen oder zu sehr auszuziehen pflegt.

Nach vollbrachtem Säen nahmen sie folgende Regeln wohl in Acht: 1.) Daß der Ort mit keinem Eisen berührt werde. 2.) Der erste Schnitt, damit etwas vom Saamen ausfallen könne, spät geschehe. 3.) Nach dem Schnitt der Platz fleißig begossen, und 4.) darauf vom Unkraut, wenn die Pflanze wieder zu schossen anfängt, fleißig gereinigt werde. Aus diesem Grunde nahmen sie, zu Gunsten der ersten Regel, sowohl zum Unterackern des Saamens, als Ausreutung des Unkrauts, niemals eiserne, sondern jederzeit nur hölzerne Werkzeuge, und erhielten unter sorgfältiger Anwendung und Beobachtung aller dieser Vortheile, jährlich fünf bis sechsmal eine reichliche Heuerndte.

S. 97.

Bei dem Einernnden selbst richtet man sich nach dem Alter der Pflanze. Im ersten und andern Jahr kan sie nicht so oft abgemähet werden als in den folgenden darauf, weil sie in diesen ersten Jahren ihr vollkommenes Wachsthum noch nicht erreicht hat. Es ist daher wohl gethan, wenn man sie nach dem Aussäen bis in August stehen, und nicht eher weder abgrasen noch abmähen läßt, so werden sie bis dahin gegen zwey Schuh hoch gewachsen und mit Blüthen

versehen seyn. Nach dieser ersten Erndte kan sie bis in September schon wieder vier bis fünf Zoll hoch wachsen, und daher durch Schaafse bis in November abgehütet werden. Grosses Vieh darauf zu treiben, ist um diese Zeit nicht rathsam, aus Furcht, es möchten die alsdann noch junge Wurzeln entweder gar zu sehr dadurch zertreten, die Kronen derselben allzugenu abgefressen, oder wohl gar aus der Erde gerissen werden, welches alles von den Schaafen hingegen nicht zu befürchten ist, als welche vielmehr zugleich das Feld düngen können. Das folgende Jahr hernach wird es schon im Martio einen halben Schuh hoch stehen: Denn dieses Futter ist eins von den frühesten, und deswegen, wenn den Winter über das Futter rar worden, um diese Zeit bis in den Monat April, als eine Frühweide sehr nützlich zu gebrauchen. Lasset man es alsdenn fortwachsen, so kommt es bis Anfangs Junii in die Blüthe, und kan alsdann zum erstenmal geschnitten werden; wie es dann überhaupt gut ist, wenn man es niemals vor der Blüthezeit abschneidet, weil das Vieh die Blüthen am liebsten frisst, so daß es auch im Winter, nach dem Berichte des in der Naturkunde sehr wohl erfahrenen schwedischen Hrn. Prof. Kalin, nur die Spitzen von dem Futter abreißt, das übrige aber vertritt und verderbt. Bis zu Ende des folgenden Monats ist

es schon wieder reif zur Sense; man kan es also zum andermal auf gleiche Art nützen, und sodann entweder sowohl durch groß als klein Vieh abweiden lassen, oder zu Ende des Septembers noch zu Winterfutter machen. Auf diese Art verstärkt es sich von Jahr zu Jahr, so daß es in den folgenden vier bis fünf mal kan eingeerntet und zuletzt doch noch als eine Weide genützt werden. Will man etwas zum Saamen stehen lassen, welches zwar im ersten Jahre selten angeht, im andern hingegen schon gar wohl seyn kan, so muß man ein Stück entweder gleich vom Anfange des Frühlings völlig unberührt lassen und sodann erst nach reif gewordenem Saamen abmähen, oder man kan auch, wo das Wachsthum schnell und stark ist, daß man vier bis fünf mal erndten kann, die zwey erste mal das Futter vorhero nützen, und sodann erst bis zum Saamen aufwachsen lassen; doch muß man dieses nicht gar zu lang hinaus verschlehen: Denn weil der Saame ziemlich langsam reifet, so könnte es leichtlich geschehen, daß er nicht mehr reif würde, und man also in der gemachten Rechnung zu kurz käme.

Die mit dem Saamen abgeschnittene Stöcke rathen einige an in eine offene Scheur, da die Luft durchstreichen kan, zu legen, und also zu trocknen; nachhero aber wenn er ganz trocken worden, auszudreschen, von denen Hülssen zu reinigen,

nigen, und an einem trockenen Orte, damit er durch die Feuchte nicht auswachse, aufzubewahren. Andere hingegen halten vor besser, die Schöttlein vorher, ehe der Saamen vollkommen reif und das Futter abgemähet worden, Morgens früh im Thau mit einer Scheere sachte abzuschneiden, auf ein grosses Tuch an die Sonne zu legen, und also den Saamen, bis er zum Ausdreschen geschickt werde, vollends reifen zu lassen.

Bei dem Einsammeln muß man dahin sehen, daß die Blüthen nicht abfallen: Denn man würde dadurch, wie schon oben gesagt worden, dem Vieh sein Gewürz nehmen. Sollte aber allenfalls während der Blüthezeit Regenwetter eintreffen, so geben einige den Rath, daß man lieber warten solle, bis es vorbei und die Blüthen in Saamen gegangen seyn; man habe hiebei keinen Schaden; das Vieh fresse es zwar nicht so gar gerne, es gebe aber reichlicher aus.

Das Mähen selbst soll jederzeit, wie bei allem Heumachen, an einem schönen hellen Tage vorgenommen, das Heu oft gewendet, und über zwei Tage nicht auf seinem Grunde gelassen, auch sobald es trocken heimgebracht werden, damit es vom Regen nicht benetzt, und zur Fäulung dadurch, welcher es ohnehin gern ausgesetzt ist, noch mehrers zubereitet werde. Sollte aber ja das Unglück es fügen, daß es auf der Stelle berege-

berechnet würde, so rathen einige an, es gleichwohl auf einen andern Platz zu bringen, damit das Wiederaustreiben der neuen Stengel dadurch nicht verhindert werde. Niemals soll man es zu lang auf dem Felde zum trocknen liegen lassen, weil es von seiner Kraft leicht etwas verliert.

S. 98.

Der Nutzen, den aus der Anbauung dieses Futters die Haushaltung ziehet, ist doppelt und sehr wichtig: Denn nicht nur lebt es, wie aus obigem erhellet, vielmehr aus als ander Heu, weilen es nicht erst aus den Wurzeln, wie die Esparcette, sondern gleich aus dem abgeschnittenen Strunk, wieder neue Stengel treibt; es frist es auch alles groß und klein Zug, und Mastvieh sehr gerne und ist ihm gesund. Weil es nahrhaft ist, so wird dasselbe daher auch ziemlich fett davon. Besonders soll es ein allgemeines Mittel für franke Pferde seyn, sie von allem Unrath reinigen und fett machen, wenn ihnen im Frühling acht oder zehn Tage lang, so viel sie wollen, zu fressen gegeben wird, und die Kühe sollen davon vielmehr Milch geben, die Schaafe aber eine zärtere Wolle bekommen, als von dem gewöhnlichen Heu; dem Rindvieh hingegen soll es Aufschwellen und Reißen im Leib verursachen, wenn man es ihm zu häufig giebt, grüne aber gefüttert, soll es Gefahr laufen, davon zu ersticken: Denn da

es solches außerordentlich begierig frisst, so muß man es davon treiben, damit es sich nicht überfresse. Der Viehzucht verständige Landwirthe rathen daher an, daß man es nicht anders als gedörret, und auch dieses nicht allein, sondern mit anderm Heu vermischt verfüttern soll.

§. 99.

In der Arzney ist diese Pflanze so wenig bekannt, als sie genutzt wird, gleichwohl eignen ihr die Alten eine kühlende und die Schärfe des Geblüts verbessernde Eigenschaft bey. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß sie hierzu tauglich sey; Denn aus dem, was die Erfahrung bey dem damit gemästeten Vieh zeigt, da sie dasselbe fett machet, läßt sich schon genugsam schließen, daß sie vermögend sey, die scharfe Säfte zu mildern, weil dem Fettwerden nichts mehrers entgegen steht, als scharfe unreine Feuchtigkeiten.

§. 100.

Im übrigen ist sie aus dem Geschlecht der überall bekannten sogenannten Vexico, oder Schneckenklee. Sie kommt nach ihrem botanischen Character ihnen in allen Stücken gleich, nur, daß diese kleinere und gelbe Blumen, auch nicht so viel beyammen an einem Kopf haben, dabey viel schwächere und zärtere, auch mehr auf dem Boden kriechende als aufrechtstehende Stengel bekommen, hauptsächlich aber mit anders ge-

bildet.

Bildeten Saamencapseln von allerley Gestalt gezieret sind: Denn da sehen einige bald einem Schild, dem halben Mond, einer Tobackspfeife oder einem Schneckenhause u. s. w. gleich, so daß mehr als zwanzigley Arten bekannt sind, wovon die Saamencapseln einer jeden eine andere Bildung hat. Sie werden deswegen in denen Kunstgärten vielfältig zur Lust angesäet. Es sind aber diese nur jährliche Pflanzen und dauern also nicht, wie jenes Futterkraut, auch nur über einen Winter. Der Saame davon muß daher alle Jahre im Herbst gesammelt und im April bey trockener Witterung aufs neue, aber nicht gar nahe zusammen gesäet werden: Denn weil sie das Versetzen nicht wohl leiden können, und deswegen an dem Orte, wo sie hingesaet worden sind, stehen bleiben müssen, so würden sie, wenn sie zu enge stünden, einander am Wachsthum hindern und keine oder wenig reife Samen bringen. Sonst bedürfen sie den ganzen Sommer über keiner Pflege, als daß sie vom Unkraut rein gehalten und bey gar zu trockener Witterung nur ein wenig bisweilen begossen werden.

S. 101.

Haben wir jetho etliche sehr brauchbare Pflanzen gesehen; so dürfen wir es uns um so weniger verdriessen lassen, wenn wir einige antreffen,
deren

deren Eigenschaften entweder noch nicht hinlänglich entdeckt, oder an sich selbst nicht gar wichtig sind. Die Einrichtung des Weltkörpers und der darinnen haushaltenden Natur bringet es, nach dem bekannten sunt bona mixta malis, beständig also mit sich, daß das böse mit dem guten, das nützliche mit dem unnützlichen 2c. vermischt bleibe. Wollte aber jemand dagegen einwenden, daß ja alles gut sey, was Gott erschaffen hat, so ist dieses an sich zwar gewiß, aber nur nach seiner Art und in gewisser Absicht zu verstehen, kan und soll uns aber gleichwohl desto mehr anreizen, diejenige Pflanzen, welche bisher für unnützlich gehalten worden sind, mit besonderer Aufmerksamkeit öfters auf die Probe zu stellen, und ihren Gehalt zu erforschen, damit wir nicht unschuldige oder solche übereilig verdammen, die entweder gar nicht oder doch nicht genugsam angehört worden sind.

S. 102. .

In dieser Absicht nehmen wir sogleich die wilde Ochsenzung vor die Hand, und bemerken zuvorderst an ihr, daß sie mit haarzarten Stacheln über und über, an dem Stengel und denen Blättern reichlich besetzt, und daher ganz rau anzufühlen seye, wegen der Schönheit ihrer vielen hoch, oder himmelblauen Blumen aber ein so lieblich und prächtiges Ansehen habe, daß sie
in

in denen der Luft gewidmeten Gärten, gewiß nicht den hintersten Platz verdiente. *Echium* ist ihr aus dem griechischen abstammender lateinischer Name, und der eben das bedeutende französische lautet *Viperine*. Sie erwächst mit einem geraden, schwarzgefleckten, starken, zwey Fuß langen runden Stengel, woran fast gleich von unten an bis zu oberst am Gipfel, die Blumen ganz nahe wechselsweise auf allen Seiten stehen. Ein kleines Büschlein derselben mit einem eignen jedemahl beysammen; der Stiel ist aber nur sehr kurz, so daß es gleichwohl das Ansehen gewinnt, als wachsen sie unmittelbar aus dem Stengel selbst. Durch diese Stellung, da sie so nahe dem Stengel anliegen, bilden sie eine kleine Blumenpyramide. Diese ist nicht allemal aber doch sehr oft mit Nebenzweigen versehen, welche nicht selten fast die Höhe des Hauptstengels haben, an Blättern aber, so wie dieser selbst, sehr arm, und nur bey dem Ausbruch eines jeden Blumen, Büschlein mit einem sehr schmalen und kleinen versehen sind. Die Blumen haben anfänglich eine röthliche Farbe und werden erst bey mehrerer Reifung himmelblau; bestehen aus einem Stück, welches trichterförmig, unten eng, oben aber weit ausgedehnet ist, und dem aufgesperrten Rachen eines Wolfes etwas gleichen soll, woran die obere in zwey gespaltene Lefze um ein

merkliches Stück über die untere in drey getheilte hervor raget. Es ist diese wilde Art hauptsächlich darinnen von der wahren oder zahmen Ochsenzunge, Buglossum vulgare, unterschieden, als deren Blumen oben in fünf gleiche Theile getheilt, und mithin nicht Lippenförmig, sondern vollkommen regelmäßig gebildet sind. Einige der Alten haben, wie Cordus bezeuget, nur allein aus Anlaß dieser einem Wolfsrachen ähnlichen Bildung der Blumen, diese Pflanze Lycopsis genannt. Eine jegliche stehet auf einem fünfgetheilten schmalen und rauhen Kelch, welcher sich nach Abfallung der Blume merklich vergrößert, und vier ins gevierte stehende ganz blosse, vornen zugespitzte Saamenkörner bis zu ihrer Reifung beherberget. Diese zugespitzte und mithin einem Vipernkopfe etwas ähnliche Gestalt der Saamenkörner ist, nach der Meinung der meisten, die Ursache des Namens Echium. so, wie die raue oder mit kleinen Haarstacheln besetzte Blätter der erste Beweggrund sind, daß diese Pflanze ihre Stelle in der dreyzehenden Classe, inter herb. asperifol. gefunden hat.

Ihr Geburtsort sind nur trockene, schlechte oder sonst übel besorgte Wiesen; auf gut gedungenen oder Wasserbrühlen trifft man sie selten an. Sie hat eine perennirende, lange, Daumendicke, zähe oder hölzerne Wurzel von fast keinem Geschmack.

schmacke, doch dauret sie selten über zwey Jahre, auch gelanget sie im ersten Jahre, wann die Fortpflanzung vermittelst des Saamens geschieht, nicht, sondern erst im andern Jahre zur Blüthe.

S. 103.

Der Arten von diesem Gewächse giebt es in Deutschland nicht viele; denn das kleine *Echium Scorpioides* des Caspar Bauhini, welches bey uns der lieblichen Blümlein wegen, Vergiß mein nicht, genannt und häufig an Wassern und Wiesen, auch eine andere Art auf denen Fruchtfeldern gefunden wird, gehört nicht hieher, sondern nach Tourneforts Gutachten eher zu dem Geschlechte des Meerhirs. Hingegen hat die Natur, um diesen Mangel zu ersetzen, so viel mehr andere Pflanzenfamilien erschaffen, welche diesem in den meisten Stücken gleichen, so, daß man oft zweifelhaft wird, ob es besser gethan, sie lieber alle hierunter zu rechnen, oder in so viel besondere Geschlechter abzutheilen. Die diesem auch den innerlichen Eigenschaften nach nächstens verwandte wahre Ochsenzunge gehört mit ihren verschiedenen Gattungen vorzüglich hieher; und die bekannte rothe Alkanawurzel, welche von den Franzosen Orcanette genannt, von dem Wachspossierern aber Mahlern und Färbern zum Rothfärben gebraucht wird, ist eine der berühmtesten davon. Ihr ge-

wöhnliches Vaterland sind die warme Provinzen Frankreichs und Italiens, doch wächst sie auch in Deutschland, besonders an dem Rhein bey Maynz an dürren Orten häufig. Sie soll aber zum Rothfärben nicht tauglich seyn. Hingegen wird doch, nach Jorns Bericht, aus Schlesien, woselbst sie auch wächst, viel verschickt; aber in Engelland wollen ebenfalls die Wurzeln keine rechte Röthe bekommen. Vielleicht ist die Muthmassung des englischen Gärtners, Philipp Müller, daß die fremde vorhero gefärbt werden, nicht ungegründet.

Sie unterscheidet sich von diesem unserm Echio und dem Buglossa, oder von der wilden und wahren Ochsenzunge, hauptsächlich darinnen, daß sie nebst denen bekannten rothen Wurzelrinden, auch Blätter bekommt, welche sowohl als die Stengel viel rauher und gleichsam mit Stacheln besetzt sind. Sie kommt also in diesem Stück jener, der wilden Gattung näher; die Bildung hingegen der Blumen ist an Farbe und Gestalt dieser, der zahmen, gleich.

Da sie so vielfältig in Europa wächst, so muß man sich fast wundern, daß gleichwohl auch bis aus Indien vieles davon in unsern Welttheil gebracht wird. Wie viele Vortheile und Bequemlichkeiten verschafft uns nicht die Wissenschaft der Handlung, vermittelt der dadurch erfundenen

nen Schifffahrt? Sie macht daß wir die meisten natürliche Gaben und Geschenke der entlegensten Länder wohlfeiler, und mithin leichter erhalten können, als diejenige, die selbst, wo nicht vor unsern Thoren, doch in unserm Lande wachsen. Man hat auch bey diesem den Vorwurf nicht zu befürchten, daß die dortigen Landseinswohner eines nöthigen Stücks zu ihrem Unterhalt dadurch beraubt werden: weil die Zähne, Nägel der Finger und Haare der Pferde, welche sie gewöhnlich mit einer vermittelst lebendigen Kalch hleraus bereiteten Tinctur färben sollen, nicht viel erfordern, oder auch wohl ungefärbt bleiben können. Aber könnten wir, da uns gleichfalls kein mehrerer Nutzen, als zum Färben davon bekannt ist, nicht eben sowohl dieselbe entbehren? Hier lassen wir das Modefrauenzimmer antworten. Wie! wird es mit erzürnter Stirn sagen; weißt du unerfahrer und wenig galanter denn nicht, daß Tücher, Baumwolle, Marmor, Wachs, rother Butter und allerley Liqueur das geringste ist, so von dessen Farbe seine Zierde hat, sondern daß schon, nach dem Zeugnisse Galeni, die Alten ihre Schönheitstincturen, deren sich die Spanierinnen, wie Clusius behauptet, noch damals und vielleicht auch noch jezo bedienen sollen, hiervon verfertigt haben, ja, wie Simon Pauli muthmasset, selbst die bekannte Portugiesische

Schminke, Charta hispanica, daraus gemacht werde, und erkennest du aus allem diesem nicht, daß deine Frage eben so verwegen sey, als unser Verlust groß seyn würde?

S. 104.

Bei so wichtigen Gründen schweigen wir gern, und kehren je eher je lieber nochmals zu unserer einheimischen wilden Ochsenzung zurück, um mit wenigern zu sehen, was wir von dieser nützliches zu hoffen haben. In den Apotheken findet man davon nichts. Dieses beweiset aber noch nicht, daß sie ganz unkräftig oder von ihren Eigenschaften gar nichts bekannt sey: denn nicht nur soll sie alle die Dienste leisten können, welche der zahmen Gattung, dem Bugloss, zugeschrieben werden, und wir an seinem Ort mit mehrern erzählen wollen, sondern ist auch von den Alten wider den Biß der giftigen Schlangen und Thiere dergestalt gelobt worden, daß viele der Meinung sind, der Ursprung des griechischen Namens rühre daher, und nicht, wie oben gesagt worden ist, von der Gestalt des Saamens. Diesem zufolge sollen Wurzeln, wenn etwas davon mit Wein genommen wird, sowohl die bereits verletzte heilen, als auch diejenige, die davon vorher etwas eingenommen haben, bewahren, daß ihnen kein giftiger Stich Schaden zufügen kan. Der berühmte Atheniensische Feldherr,

herr, Alcibiades soll diese vortrefliche Eigenschaft zuerſt entdeckt haben, als er von ungeſehr durch eine Natter verlegt wurde, und den Saft von der im Mund gekäuten Wurzel dieſer Pflanze verſchluckt, den zerquetschten Saamen aber ſamt Kraut und Stengel auf die Wunde gelegt hatte. Es iſt ihr auch würklich dieſerwegen von einigen Alten der Name Alcibiadion bezeugt worden, und Nicander giebt davon in folgenden Reimen Nachricht:

Extremum Alcibii mordens percusserat
 inguen

Vipera, quando cavo dormiret forte
 sub antro

Egestæ aræ; ab hoc medica vi peste
 revixit;

Atque hoc contigit hoc pacto: pun-
 gente dolore

Jam vigil ille statim visam prope pro-
 mit herbam;

Mandit & exfuxit radicem, semina vero
 Et filiquos caulemque dolens oblevit
 in ulcus.

Man wird leicht erachten, daß wir uns hier eben so wenig beſchäftigen werden zu unterſuchen, was für eine Gattung es geweſen, von der eſes geſagt wird, ob es eben die unſrige oder die ne fremde? Als wir die Gewähr von der Ge-

wißhelt dieser Geschichte und unserer Pflanze beygemessenen Kraft leisten wollen; in Betracht wir vielmehr mit Lemery dafür halten, daß hierauf nicht viel zu bauen sey, gleichwie überhaupt nur dieser der gewisseste Nutzen von dem ganzen Gewächse ist, daß die Zuckerbecker bisweilen die schöne blaue Blumen zu Confituren gebrauchen.

S. 105.

Wir gelangen jeko zu dem welläustigen Geschlechte des Labichkrauts, Hieracium, wo von wir zusörderst anzeigen müssen, daß wir hierunter nicht die von einigen Kräuterkundigern und auch im Leipziger öconomischen Lexico, theils unter diesem, theils auch unter dem Nahmen des gelben Wegwart, beschriebene Pflanze mit den tief eingeschnittenen und am Rand mit kleinen Dornen besetzten Blättern, ganz hohlen Stengel und reichlichen Milchsaft, verstehen: Denn dieses ist eine Art Gänsdistel oder Hasenkohl, Sonchus, und wächst lieber auf den Ackerfeldern als auf den Wiesen; sondern wir meynen die an allen Orten, insonderheit aber auf denen Wiesen am häufigsten anzutreffende Pflanze mit gelben Blumen, deren Blätter bey den meisten Gattungen größtentheils zu unterst am Boden stehen, statt daß jene am Boden fast gar keine, aber desto mehr am Stengel hat, und welche bey vielen Gattungen zwar auch rau, aber niemals
am

am Rand so scharf und stachelartig gezähnet sind, und einen dünnern, aber dabey dauerhaftern, wenig hohlen, noch milchreichen Stengel haben; dergleichen deren Blumenkelch, zarter zertheilt sind, und den Saamen nach ausgefallener Blume nicht so genau einschlessen, noch, wie Tournefort von jenem dem Gänseblutgeschlecht anmerkt hat, mit demselben die Gestalt eines stumpfen Kegels annehmen.

S. 106.

Sie erwachsen nach Unterschied der Art mit einem bald schwachen, bald stärkern, höhern oder niedrigen, mehrentheils aber zwey Fuß langen Stengel mit vielen Zweigen, woran die Blätter sparsam und kleiner, als die am Boden stehen, sind. Ihre gelbe Blumen stehen am Gipfel eines jeden sowohl Haupt- und Nebenstengels einzeln und sind von Natur gefüllt: Denn eine jede derselben enthält in einem gemeinschaftlichen vielgetheilten Kelche eine gute Anzahl lange, schmale, blatte, oben mehrentheils scharf gezackte Blättlein, welche, wann sie ausgefallen sind, eben so viel lange schmale und mit einem Ansatz von Woll versehene Saamen zurück lassen.

Die Gestalt der Blätter ist sehr verschieden; diejenige Gattung, welche am gewöhnlichsten und häufigsten auf denen Wiesen wächst, hat Blätter wie die Pfaffenröhrlein, nur daß sie kleiner,

und bey einigen rauher anzufühlen, auch etwas stumpfer, oder nicht so tief eingeschnitten sind. Hingegen haben manche Blätter die am Rand vollkommen ganz sind, wann andere, als wie bey dem *Hieracio foliis Coronopii*, in lauter kleine Basern fast bis auf die mittelfte Lippe zertheilt werden. Einige bekommen ganz schmale, andere sehr breite. Bald sind sie einfärbig; bald mit Flecken gezeichnet; manche über und über, als wären sie mit Stacheln besetzt, wie das *Hieracium echiioides capitulis Cardui benedicti*; Wenn die meisten dagegen entweder ganz glatt oder nur mit zarten Wollhaaren belegt sind. Und dergleichen Unterschied bemercket man um so vielmehr auch an den Blumen, Stengel und überhaupt an der ganzen Gestalt, da nicht bald ein Pflanzengeschlecht gefunden wird, welches diesem an Menge der Arten überlegen wäre, so das *Tournefort* allein an in- und ausländischen 74. derselben genennt hat; doch sind die Blumen bey allen, ein paar rothe ausgenommen, von einerley gelber Farbe: Denn diese verändert sich am allerwenigsten und lang nicht so oft, als die andern, in eine andere Farbe, ist auch selbst bey dem Austrocknen am dauerhaftesten, wie solches selbst der *Hr. von Haller* schon vor vielen Jahren sehr wohl angemerkt hat.

S. 107.

Gleichwohl leistet diese weltläufige Familie, die ihre Abänderung meistens in den Blättern hat, statt das andere die Farbe der Blumen mehrers verändern, uns noch sehr schlechte Dienste, obschon von dem Preussischen Medico Boretio, im Jahr Christi 1720. eine eigene Streitschrift davon aufgesetzt und zu Leyden vertheidiget, aus der Erfahrung aber bekannt worden ist, daß alten hustenden, hartschnaufenden Pferdten, oder solchen die mit viel Schleim beladen sind, nichts besser gedienet hat, als wenn sie auf eine Weide getrieben worden, wo dieses Kraut häufig wächst. Boerhave fast ganz allein hat sie mit Nutzen anzuwenden gewußt: Denn er soll einige Kranke, die an lang eingewurzelter Geschwulst darnieder lagen und schon von jedermann verlassen waren, bloß durch den Saft dieser Pflanze, der Psaffenröhrlein und Graswurzeln geholsen haben. Es erhellet also, auch nur aus diesen wenigen Erfahrungen, daß sie eine dem Wegwart ähnliche, stark eröffnende, zertheilende und die Schärfe der Galle mildernde Kraft besitze. Da sie aber unter die Zahl der Arzneypflanzen nicht aufgenommen, mithin auch in denen Apotheken nicht zu finden ist, so bleibe ihr Gebrauch nur denjenigen wenigen Aerzten, worunter auch Boerhave vorzüglich war, eigen

eigen, deren Fleiß, nach Erkennung der kleinen Anzahl Arzneypflanzen, noch lange keine Grenzen findet.

§. 108.

Eine eben so magere, ja fast noch schlechtere Erndte, haben wir von dem jetzt folgenden Glockenblumengeschlecht zu erwarten. Es hat mit dem vorhergehenden in der Bildung viel ähnliches, und gehört zur neunten Classe oder unter die Distelartige Gewächse, deren Blumen aus vielen kleinen Blümlein, welche engen Röhrlein gleichen, zusammengesetzt, und in einen runden Kopf gesammelt sind. Diese röhrichte Blümlein sind von zweyerley Art; die äussere rings um den Rand sind noch so hoch als die im Mittelpunkt, und oben in fünf schmale Flügel zerspalten oder aufgeschlißt, auch hinterlassen sie keinen Saamen, sondern bleiben unfruchtbar, statt daß von denen in der Mitte stehenden, ein jegliches, ein mit Wolle, gleich dem vorhergehenden Hasenbichkraut, versehenes Saamenkorn zurücke läßt.

An dem Kelche unterscheiden sie sich am deutlichsten von dem vorhergehenden: Denn dieser besteht aus sehr vielen über einander liegenden Schuppenähnlichen, glänzenden kleinen Blättlein, welche niemals, wie bey jenem, von grüner Farbe, sondern entweder schwärzlichgelb oder braun, auch niemals, wie bey denen Disteln, läng-

länglich, rau und mit Stacheln versehen, sondern glatt und ovalrund oder bey einigen Arten mit vielen kurzen, harten, gekräuselten Haaren besetzt sind.

Die Blätter sind zwar von verschiedener Art; aber alle rau, und bekleiden den Stengel wechselsweise. Diejenige allgemeinste Gattung der Wiesen hat vollkommen ganze, oder am Rande nicht im geringsten weder gesägte noch sonst auf einige Weise eingeschnittene; hingegen sind die Blätter derjenigen Art, die meistens an Wegen und Strassen wächst, dermassen tief gekerbt, daß sie fast federförmig scheinen.

§. 109.

Auch dieses Pflanzengeschlecht ist sehr zahlreich. Der englische Gärtner hat 42. Sorten desselben angemerkt. Es wird im lateinischen *Jacea nigra* genannt, um es von einem andern Gewächse dieses Namens, welches eine Violaart ist und zwey, bis dreifarbige Blumen hat, *Viola bi-tricolor*, in hiesiger Gegend aber, auch sonst noch an manchen Orten, Drensfaltigkeitsblume heißt, desto bequemer zu unterscheiden. Dodonäus hat ihm den Namen *Aphyllantes*, welches so viel als ein Gewächs ohne Blumenblättlein bedeutet, bengelegt, weil die zarte schmale Röhrlein, woraus die Blumen bestehen, fast eher die Gestalt der Staubfäden als

wahr.

wahre Blumenblättlein seiner Meynung nach, haben sollen.

S. I I O.

Wenn die Blätter gekaut werden, so ist der Geschmack davon etwas süßlecht und anziehend, aber doch dabey nicht sonderlich unangenehm. Sie sollen nach ihrem innern Gehalt viel scharfes Salz besitzen, und fast eben wie die Scabiosa, als ein Heil- und Wundkraut, besonders äusserlich zu Gurgelwassern, wo etwas zusammenziehendes und stärkendes erfordert wird, können gebraucht werden. Gleichwohl haben sie einen andern Schicksal mit denen zwey vorhergehenden. Die Medecinarzneykunst kennet sie nicht, und in der Haushaltung ist keine andere als schädliche Wirkung von ihnen bekannt: Denn sowohl das Horn, als Zugvieh verabscheuet sie dermassen, daß auch selbst das Heu, worunter sie häufig gemischt sind, von ihnen fast gänzlich unangerührt bleibt. Gute Hauswirthe suchen sie deswegen auf denen Wiesen so viel möglich auszurotten, ob es gleich, weil sie perennirende Wurzeln und einen mit Wollflügel versehenen Saamen haben, etwas schwer hergehet.

S. I I I.

Lychnis plumaria, flos Cuculi, Guckucksspeichel. Ein schönes, ader leyder! abermahl ganz unnützes, doch nein! vielmehr unbekanntes Blüm,

Blümlein, aus einem ebenfalls weitleläufigen Geschlechte. Es stehet unter der zwey und zwanzigsten Classe, wellen es fünf Blumenblättlein hat, und seinen Saamen in einem besondern Gehäuse eingeschlossen trägt, *Herba Pentapetalæ Enangiospermæ seu Vasculiseræ*. Die schöne Nelkenblume ist nach ihrem botanischen Charakter ihm am allernächsten verwandt, nur daß es ganz keinen Geruch, einen viel kürzern, gestreiften, oder bey manchen Arten aufgeblasenen Kelch und runden kleinen Saamen hat, statt daß diese, wie bekannt, sehr lieblich riechen, einen zweymal so langen und gleichsam gedoppelten, glatten Kelch und blatten Saamen bekommt. Diese Kennzeichen sollten also schon genug seyn können, das ganze Geschlecht hinlänglich von allen andern Pflanzen zu unterscheiden und zu erkennen, weil ja die übrige Bildung der einfachen Nelken Niemand unbekannt ist. Gleichwohl halten wir vor nöthig, dasjenige noch beyzufügen, worinnen diese Gattung der Guckguckespeichel, von den andern ihres Geschlechts abweicht.

Die fünf Blumenblättlein sind purpurfarb und oben bis zur Helfte in etliche Theile gespalten; sie gleichen daher den Federfloken in etwas. der Zunahme, *Plumaria*, soll dieses anzeigen und rühret davon her.

S. 112.

Sie erwächst an den Ufern der Bächlein oder auf sehr feuchten Wiesen am liebsten und häufigsten, alljährlich aus dem Saamen; bekommt einen Schuhlangen einigen Stengel, welcher zu oberst bisweilen in zwey, mehrentheils aber in drey Blumenstiele sich spaltet.

Die Blättlein stehen daran gepaart, nur sehr sparsam, selten stehen mehr als drey paar, in gleicher Reihe von einander. Sie sind eines Finger gleichs lang, sehr schmal oder Grasartig, ausgenommen die unterste, als welche vornen etwas breiter werden.

Der Kelch besteht aus einem Stück, hat keine gewöhnliche Kräuterfarbe, sondern vielmehr eben dieselbe der Blumen, und ist mit vielen der Länge nach stehenden etwas erhöhten Streifen oder Lienen gezieret.

S. 113.

So vielerley Gattungen auch dieses Marien-Rösleingeslecht in sich begreift; so schön und lieblich gebildet die Blumen der meisten sind, so ist doch kein einziges unter den einheimischen, welches weder in der Arzney noch Hauswirthschaft auf irgend eine Art könnte genutzt werden, oder wovon nur etwas wahrscheinliches, daß es jemals nützlich befunden worden, aufgezeichnet zu finden wäre. Das einlge sogenannte Been al-
bunis

buno, welches herunter gehört, und in unsern Zeiten an den Platz, der unter diesem Nahmen, auch in denen Apotheken bekannten aromatischen Wurzel der arabischen alten Aerzte gestellt wird, ist hievon ausgenommen, als von welchem, ob schon seine Eigenschaften gar nicht mit dem, was die alten arabischen Aerzte davon angerühmt, übereintreffen, auch bishero die von ihm gerühmte Kraft sich mit keinen gründlichen Erfahrungen bestätigt hat, gleichwohl aufgezeichnet worden ist, daß die Blätter die verrenkte Glieder und fühllosen Nerven erweichen, der Saft davon die Schmerzen und Entzündungen der Augen milde, re, der Saamen den Schleim abführe und denen mit der Epilepsie behafteten dienlich sey, von dem gemeinem Volk aber als ein Mittel gebraucht werde, den Ausgang der Krankheit zu befördern, wenn es heimlich ohne des Kranken Wissen in das Bett gelegt werde.

Da wir von allen diesem selbst keine Erfahrung haben und die Wahrscheinlichkeit von dem meisten nicht groß ist, so lassen wir es bey dem Anzeigen bewenden, und einem jedem freigestellt, ob er leichtgläubig oder im Glauben fürsichtig seyn wolle.

Hingegen erschen wir doch aus der vortreflichen Beschreibung der Pflanzen der Insel Zeylon, womit Burmann die Pflanzenhistorie vor 20.

Jahren ansehnlich bereichert und wovon ein Auszug in dem Commercio litterario norico gleich dama's durch die gelehrte Feder des Hrn. Directoris Dr. Trew, veranstaltet worden ist, daß daselbst eine wildwachsende Gattung von diesem Marienrösleingeschlecht, mit zarten weissen Blumen gefunden, und von den Einwohnern, Wisaduli, soll nach ihrer Sprach so viel als ein schmerzlinderend Pulver bedeuten, deswegen genannt werde, weil das Pulver hievon wider den Schmerzen und Entzündung des Stichs der allergiftigsten Schlangen helfe, wenn man etwas davon auf den beschädigten Theil streue.

S. 114.

Dieses ist alles hievon und zugleich von dem ganzen Geschlecht aufgezeichnet worden, wir aber um so mehr auf seinem Werth und Unwerth beruhen lassen, da das Been der Alten, welches, wie Serapion bezeuget, allein in Armenien wachsen solle, mit ganz andern Eigenschaften, als unser hieländisches, nemlich herzstärkenden, Schweiß- und Gistabtreibenden, uns von ihnen beschrieben worden ist, und mithin jenem Zeylonischen näher zu kommen scheint.

S. 115.

Hätte man also nicht Ursache sich zu verwundern, daß ein so weisläufiges Geschlecht, wovon an allen Stellen und Ländern einige Arten zu finden

ben sind, dem Menschen nicht mehr Nutzen schafft? Mein. Wenigstens bey diesem weniger als bey denen zwey vorhergehenden der Flockenblumen und Habichtkräuter: Denn dieses ersetzt durch die Lieblichkeit ihrer Blumen, schönen Gestalt und Ansehen, was ihr an andern Eigenschaften abgeht. Unser lieber Vater im Himmel hat denen nach seinem Ebenbild erschaffenen Menschen auf vielerley Art ihr Leben angenehm und erfreulich machen wollen. Hat es Ihm gefallen viele hundert, ja tausend Pflanzen zu unserer Nahrung, und eben so viel zu Verhütung und Abwendung der Krankheiten zu erschaffen; so hat Er auch andere zu einem ganz andern Gebrauch, und unter diesen viele allein uns zum Vergnügen geben können. Man überschreitet die Mäßigung und Billigkeit, wenn man deswegen, weil von manchen ganzen Pflanzenfamilien uns weder Arzney noch Haushaltungsnutzen bekannt ist, sogleich die Ursach einer Nachlässigkeit im Forschen zuschreiben und den Schluß machen will, daß sie doch zu diesem Ende ihr Daseyn müssen erhalten haben. Wüßten wir die wahre Absichten unsers Schöpfers bey jedem erschaffenen Wesen, so würden wir auch leicht begreifen können, daß dieser große Meister nicht nöthig gehabt habe, so viele tausend Creaturen nur allein um unserer Nahrung und Erhaltung der Gesundheit wegen zu er-

M 2

schaf-

schaffen. Wir würden alsdann mit den grossen Diensten so vieler fleißigen und bis in ihren Tod unermüdeten Gelehrten, dieses und des vorigen Seculi, besser zufrieden seyn, und ihnen viel mehr Dank dafür wissen, daß sie uns, um nur den leeren Platz zu füllen, oder etwas sagen zu können, mit Unwahrheiten und Muthmassungen verschönneten wollen, wo sie nichts gewiß nützliches haben wahrnehmen können. Wir haben ja ohnehin aus dem zum Theil sehr leichtgläubigen Alterthum Fabeln genug auf uns geerbt, deren Entsagung noch heut zu Tage bey einigen eben so viel Mühe kostet, als andern die Erfindung neuer Wahrheiten leicht fällt.

S. 116.

Und was ist endlich unwahrscheinliches da-
bey, daß eben bey diesen schönen Marlenrösteins-
geschlechtern die größte Eigenschaft und der Haupt-
entzweck sey, daß es mit seinen schönen Blü-
men prange und die Herrlichkeit seines Schö-
pfers unter den Menschen verkündige, sonst aber
keine mehrere Kraft habe? Es lehret ja die Er-
fahrung genugsam, daß die allerschönste prächtig-
ste Gewächse, meistens also beschaffen sind,
statt daß diejenige, die an äußerlichen Schmuck
am ärmsten scheinen, desto reicher an innerlichen
Heil oder Nahrungskräften werden: Denn was
ist über die Erde, welche sie den Gärten mit-
theilen,

theilen, sonst noch nützliches an denen Tulipannen, Ranunculen, Narcissen, Auricula, Hyacinthen u. zu finden? Wer weiß im Gegentheil nicht die grosse innerliche Kraft der schlecht geschmückten Kornähre, der Hülsenfrüchte, der meisten Obsttragenden Bäume, des Kohls, der Rüben und ander Kraut- oder Gartenwerk, womit wir dem Hunger begegnen; des Weinstocks, der Gewürze, womit wir theils den Durst stillen, theils die Kräfte vermehren und unsere Speisen angenehm machen; des Leins, des Hanfs, des Baumwollenbaums, wovon wir einen guten Theil unserer Kleidungen haben; allerley Gras und Klee, des Burgundischen Heu, der Esparcette, des Mariengras oder Spark, des Habers, der Wicken, der Eicheln u. womit wir unser Vieh nähren und fett machen; des Körbelkrauts, des Erdrauch, des Ehrenpreis, des Brunnentrost, des Wegerich, des St. John, der Grindwurz, des Sauerampfers, der Rhabarber, Wachholderbeer, womit wir die vornehmste Krankheiten heilen?

Wir haben also um so vielmehr Beweggründe vor uns, dieses Geschlecht unter diejenige zu zählen, die der Welt zur Zierde gegeben worden, da etliche Gattungen desselben vorzüglich prächtig sind: Denn, kan auch etwas lieblicheres gefunden werden, als die sogenannte gefüllte Jerusalemblume ist? die Franzosen haben ihr gewiß

mit allem Recht den Namen Non pareil bezeugt. Wie hochmüthig hebt sie nicht ihr schwarzlachrothes Haupt empor! Wie geschickt weiß sie nicht alle ihre Blümlein an einen Kopf zu sammeln, und wie herrlich ist nicht die Farbe und der Glanz derselben, wir glaubten einen Theil unserer Pflicht zu unterlassen, wenn wir nicht eine kurze Nachricht von ihrer Fortpflanzung mittheilen würden.

S. 117.

Sie ist theils gefüllt, theils einfach. Die gefüllte bekommt viel ein schönere Ansehen, kan aber, da sie, nach Art aller gefüllten Blumen, keinen Saamen bekommt, auch dadurch nicht vermehrt werden. Man muß sie daher entweder durch Theilung der Wurzeln, oder noch besser aus abgeschnittenen Sprösslein des Blumenstengels fortpflanzen. In diesem Fall erwählet man den Heumonath, und nimmt nur die unterste am Stengel, weil sie insgemeln die besten sind, darzu; stecket sie ziemlich tief in einen frischen leichten Boden; begießet und hält sie wohl im Schatten, so wurzeln sie nachhero gern, und geben bessere Pflanzen, als wenn sie durch die Vertheilung der Wurzeln erzeugt worden sind; treiben starke bis dreyn Schuh lange Stengel und blühen in eben diesem Monat des künftigen Jahrs, 4. bis 5. Wochen lang. In jenem Fall aber,
wenn

nicht allenthalben ihren Aufenthalt haben, weil sie ohne Stütze sich nicht erhalten mag. Man trifft sie also niemals allein, sondern nur um die jungen Weiden, Holder, und andere Sträucher der Wasserrufer, gewunden an. Sie dienet diesen zur Stütze, und empfängt dafür die ihr nöthige Hülfe. So weislich ist es eingerichtet in der Natur, daß immer eine Creatur der andern Hülfe bedürftig ist, und keine alles nöthige für sich allein hat. Es zeigt dieses an, daß die größten die Hülfe der geringsten eben so oft und sehr benöthiget sind, als diese den Beystand von jenen, und daher niemals sollen verachtet oder für ganz entbehrlich gehalten werden.

S. 119.

Unser Bittersüß schlingt sich also mit langen holzigen Ranken um die Zweige der Hecken; ist perennirend und treibt jährlich, gleich andern Sträuchern, aus dem alten Stamme viele frische schöne grüne Zweige, womit ohne gewisse Ordnung, bald Wechselfweise, bald hier und da, mehrertheils die ganze Länge desselben besetzt ist. Sie machen mit dem Hauptstengel einen fast ganz geraden Winkel, und breiten sich also mehr in die Quere als in die Höhe aus; haben immergrünende, glatte, häufige, wechselfweise gesetzte Blätter, welche ziemlich lange Stiele haben, etwas schmaler und vornen spitziger, als die Blätter des gemei-

gemeinen Nachtschatten, *Solanum vulgare*, sonst aber am Rand vollkommen ganz sind, ausser daß nicht selten, besonders bey den obern jungen, an dem untern breiten Ende, zwey kleine, bisweilen auch nur eins, gegeneinander über stehende Blättlein sitzen, wodurch sie das Aussehen als dregetheilt, *folio trifida*, erhalten. Die alte Zweige oder Ranken haben keine Blätter, noch grüne Rinde, wie die neue Schößlinge, sondern sehen von aussen grau, doch ist das Mark grün, saftig und schwammigt.

Am Gipfel der neuen Zweige, aus den Winkeln der Blätter schliessen die schöne violetfarbene Blümlein hervor. Es stehen jederzeit auf einem gemeinschaftlichen ziemlich langen Stiel ein Büschlein derselben beisammen, wovon sich aber gemeiniglich nur zwey, höchstens drey auf einmal mit einander öffnen. Diese Ordnung schiene allhier nöthig zu seyn, damit die Blüthezeit, weilen ein jedes Büschlein kaum sechs oder acht, selten zehen Blümlein hat, nicht gar zu kurz daure. Sie bestehen nur aus einem, aber scharf fünfgetheilten Blättlein, und eben so viel Staubfäden als der Abtheilungen sind, wovon die goldgelbe sehr lange Spitzen in der Mitte der Blume so genau aneinander passen, daß sie als zusammen gewachsen scheinen, und daher gemeinschaftlich einen stumpfen Spiz von Gold bilden, welcher in

dem schönen Violetgrund gewiß das Blümlein recht herrlich ziert. Ueber diesen Zierrath hat auch ein jedes Blättlein, inwendig am Grund und Anfang der vereinigten Staubfädenspitzen, noch ein paar sehr schöne hellgrüne Punkte von der schmückenden Natur erhalten, welche, da alle fünf Paar ganz nahe um den goldenen Spiz herum laufen, dieses violetene Kleid um so viel prächtiger machen, da sie zumalen deutlich ins Gesicht fallen können, weil die Blumenblättlein die Gewohnheit haben, sich die meiste Zeit rückwärts zu biegen und ihren Schmuck jedermann zur Schau auszustellen.

Raum wird dieses liebliche Sommerkleid abgelegt, so erschetnet dafür, in denen darauf folgenden Corallrothen Beeren, ein neues zum Winterputz. Diese bleiben bis zur Reife in dem sehr kurzen, aus einem Stück bestehenden, dunkelbauen Kelch der Blumen sitzen; sind anfänglich grün und voller Saft, werden endlich sehr schön roth, bleiben aber unlieblich am Geschmack.

S. 120.

Diese Pflanze wird demnach hierdurch geschickt, bis in Winter zum Schmuck zu dienen. Es mag daher nicht übel gethan seyn, wenn, wie in Engelland, besonders in London, von einigen geschehen soll, man sie in die Gärten pflanzt, um Sommerlauben und schattigte Mauern in eingeschloß-

geschlossenen grossen Orten, oder mit hohen Häusern umgebenen Gärten, wo wenig andere Pflanzen wachsen, damit zu überleben: Denn sie lässt sich sehr leicht, theils durch den Saamen, theils durch eingelegte Schößlinge vermehren, ja, ein jedes kleines Zweiglein zieht in kurzer Zeit Wurzeln, gleich den Weiden, wenn es nur in Wasser gesetzt wird.

An einigen Orten, aber nicht in unserm Schwabenland, trifft man sie auch mit weissen Blumen an; Doch da der grösste Zierath in der Violettfarbe besteht, so taugen diese nicht sowohl zur Auszierung. Hingegen würde diejenige Gattung mit gestreiften oder gefleckten Blättern desto dienlicher hierzu seyn; man muß sie aber nicht aus dem Saamen, sondern allein durch Schößlinge vermehren, weil sonst die neu aufgehende Pflänzlein ihre Streifen verlohren, und nur einfärbig, auf Art der gemeinen Gattung, ausfallen würde.

S. 121.

So giftig und schädlich einige Arten aus diesem Geschlechte, besonders der sogenannte Wolfsgewürst, *Bella donna*, welchen wir in dem künftigen Waldspaziergange anzutreffen hoffen, sind; so unschädlich, vielvermögend und nützlich ist gleichwohl diese. Boerhave und viele andere erfahrene Aerzte, vor und nach ihm, haben sie

sie dafür angepriesen, und für kräftiger als die theure ausländische Sarsaparill, China, und alle dergleichen Wurzeln und Hölzer gehalten. Der anfänglich etwas bittere, nachhero aber im kauen sich allgemach in süßlecht verwandelnde Geschmack der Rinden, Stengel und Wurzeln, scheint es auch schon selbst eben sowohl zu bestätigen, als der Mahme, je länger je lieber, daher entsprungnen seyn soll. Indessen ist doch ihr Gebrauch in der Arzney sehr selten, und nur für diejenige aufbehalten, die Gelegenheit und Freyheit haben, sich ihre Waffen, womit sie die Krankheiten bestreiten wollen, selbst nach eigenem Willkühr anzuschaffen: Denn man findet in denen Apotheken eben so wenig etwas hievon, als von vielen der vorhergehenden.

S. 122.

Es beruhet aber ihre Wirkung hauptsächlich in einer eröffnenden und gelind schmerzstillenden Kraft. Sie kan daher, vermittelst dieser Eigenschaften, sowohl das gestockte Geblüt und den zähen Schleim auf der Brust zertheilen, als auch die verstopfte Nieren- und Gallengänge eröffnen, und deswegen in Engbrüstigkeit mit Honig, nach des Joh. Wittichii Erfahrung; in Seltenstechen, wie Boerhave und Blais anrathen; bey Verhaltung des Urins, nach Welschii Angeden; bey geronnenem Geblüt vom Fallen,

Fallen, ausgebliebener Monatrose, Verstopfung der Leber oder des Milz nach Boecklers Bericht; besonders aber auch in Gelb. und Wasser-suchten, wie Tragus und Lobelius sagen; deßgleichen in der Gliederkrankheit, nach dem Beispiele Buchwalds, mit gutem Nutzen gebraucht werden.

Die Art des Gebrauchs kan unterschieden seyn. Die beste aber ist, nach der Meinung der meisten, daß man die zarte junge Zweige mit Wasser zu einem Trank siede, und genugsam oder in ziemlicher Menge täglich davon trinke. In Westphalen sollen sie mit einem auf diese Weise aus Kraut und Wurzeln zugerichteten Trank, nach des Henric. Smerius Zeugnisse, die laufende Varen curiren; auch wird vorgegeben, daß vor das Keuchen oder vor den schweren Athem des Viehes, eine Krankheit, welche an theils Orten Hinsch genannt wird, die Landleute dem Vieh nur allein dieses Kraut um den Hals hängen und es dadurch besreyen. Der Nahme Hinschkraut soll von dieser merkwürdigen Kraft herrühren.

S. 123.

In der Haushaltung hingegen ist der Nutzen von dieser Gattung nicht groß; doch sollen die noch junge zarte Neben als wie Spargen zugericht, gar wohl können genossen werden; und Durantes schreibt, daß das Frauenzimmer den
Saft

Saft der Beerlein, als eine Schminke für die Sommerflecken brauche. Wer sollte auch leicht glauben wollen, daß ein Geschlecht, dessen meiste Arten selbst das Vieh verabscheuet, einige aber, wie schon oben gesagt worden ist, als das ärgste Gift sich verhalten und wirken, zur Nahrung der Menschen nur was geringes beitragen könnte? Gleichwohl zeigt sich hier das Gegentheil: Denn wir werden gleich hören, daß es noch andere Arten aus diesem Geschlechte giebt, welche theils der Haushaltung, theils auch der Zierde unserer Gärten, ihren Zoll vorzüglich und reichlich darreichen.

Unter der ersten Classe befindet sich diejenige Pflanze, deren knollichte Wurzeln die so wohl bekannte Erdbirn sind, welche noch delicateser schmecken sollen, als die so berühmte Erdäpfel, von deren Nutzen und Anbauung in neuern Zeiten so vieles geschrieben worden ist. Sie wird an vielen Orten so häufig gepflanzt, daß ganze Felder voll davon anzutreffen sind, weil sie vor Menschen und Vieh eine schmack- und nahrhafte Speise abgeben. Sie wird daher im lateinischen *Solanum tuberosum esculentum*, eßbarer Nachtschatten mit knolligter Wurzel genannt, und stammt ursprünglich aus Virginiën her, woselbst sie wild wächst. Sie kan allein oder wenigstens am füglichsten durch Einlegung junger Wurzeln,
wor

woran aber die Aenglein ganz seyn müssen, vermehrt werden. Ihr Wachsthum ist auch in den kalten Gegenden unsers Welttheils dennoch so stark und ihre Pflanzung so leicht, als wenn sie eingebohrne Bürger hieselbst jederzeit gewesen wären; da sie gleichwohl aus einem viel wärmeren Land gebürtig sind, so läset sich hoffen, daß die rühmliche Bemühung des schwedischen Hrn. Prof. Kalm nicht vergebens seyn werde, welche er sich noch vor seiner Abreise nach America gemacht, durch die den schwedischen Abhandlungen einverleibte Beschreibungen einiger aus den kältesten Gegenden Asiens zum Nutzen seines Vaterlandes hergebrachten sehr brauchbaren Gewächse; sondern daß sie vielmehr durch glückliche Erfüllung seiner dabey habenden Hofnung, Wunsch und Meynung, daß dergleichen viel eher in unsern kalten Gegenden wohl anschlagen würde, als die aus wärmern Ländern abstammen, sich selbst belohnen werde.

Zur Zierde der Gärten wird das so genannte *Amomum Plinii*, welches, wie aus der Pflanzenbeschreibung der Insul Jamaica, des sattsam bekannten englischen Ritters, Hans Sloane, zu ersehen ist, auf der Insel Madera wild wächst, vor andern hoch gehalten. Es ist zwar an denen kleinen weißgelben Blümlein nicht viel liebliches zu finden, doch grünen die dem
Wei-

Weidenlaub ähnliche Blättlein beständig. Die ziemlich grosse Früchte, welche den Kirschen nicht unähnlich sehen und eine helle Corallfarbe haben, sind es demnach ganz alleine, was diese Pflanze hierzu tüchtig und schätzbar macht, und da sie erst im Winter reif werden, dem Gewächshaus, wenn sie voller Früchte hanget, und unter Pomeranzen, Myrten, oder andern ausländischen Gewächsen stehet, ein recht schönes Ansehen giebt.

Es lässet sich gar füglich durch den Saamen vermehren, wenn er im Frühling in einen Topf fetter Erde gesäet, dieser aber, damit das Aufgehen desselben befördert werde, in ein Mistbeet gesetzt wird. Er erfordert öfteres Begiesen, sowohl ehe er aufgegangen als auch nachher, wenn die junge Pflänzlein in das Mistbeet versetzt worden. Desgleichen müssen alsdann über die junge Pflänzlein, weil sie sehr zärtlich und weder allzugrosse Sonnenhitze noch Kälte im Anfang ertragen können, aus Reissen Bögen gemacht und mit Matten bedeckt werden. Im Junio können sie sodann nach und nach an die freye Luft gebracht, in besondere Töpfe versetzt, und fleßig, wie jederzeit bey warmer Witterung, damit sie desto mehr Früchte bringen, begossen werden. Die Winterkälte können sie, wenn sie einmal erstarket sind, ziemlich wohl ertragen; man hat daher nicht nöthig, sie im Glashause an einen warmen

men Ort zu stellen, der kälteste daselbst ist der beste vor sie. Hingegen sollen sie jährlich zu Ende des April versetzt, die Wurzeln ringsherum beschnitten, alle schimmliche Fasern, so zunächst am Topfe sind, weggenommen, und in frische fette Erde wieder eingesezt werden, so werden sie, nach dem Zeugnisse des englischen Gärtners, viele Blumen und mithin auch mehr Früchte bekommen.

S. 124.

Eruca palustris minor, Wasserseuf, Roquette sauvage, ein Schuhlanges, mit vielen Seitenzweigen versehenes Pflänzlein. Es wächst selten schön aufrecht, sondern ist mehrentheils, ob es gleich zu seiner geringen Höhe einen genugsam starken Stengel hat, etwas gebuckt; hat tief eingeschnittene Blättlein, welche den ganzen Stengel bis zu oberst einnehmen, wechselsweise gesezt, zahlreich und dem Täschelkraut und dem Brunnenkress ziemlich gleich sind; doch unterscheidet sie sich von den Blättern dieses, daß die Fiedersörmige Abtheilungen länger, eingesägt, vornen spiziger, und weitläuftiger von einander gesezt sind. Ihr Blümlein und die darauf folgende Saamenschöttlein sind ebenfalls dem Brunnenkress nach ihrem botanischen Charakter in allem gleich, nur daß die ersten in etwas kleiner und gelb an Farbe sind, statt daß diese, wie bekannt, weiß blühen. Sie stehen auch am Gipfel eines jeden Zweigs

und des Hauptstengels in einem Büschlein beisammen in flachen weit geöfneten Kelchen; haben vier weit geöfnete Blättlein, und hinterlassen aufrechtstehende, schmale, rundrechteckigte, lange Schöttlein, worinnen viele kleine runde Saamenkörnlein in besondern Abtheilungen enthalten sind. .

S. 125.

Es hat also diese Pflanze um so mehr mit bestem Grunde zu dem Geschlecht des Brunnensfresses von denen Herren Haller, Linnäo und Royen können gezählet werden, da auch ihre innerliche Bestandtheile oder medicinische Kraft mit dieser aufs genaueste verwandt ist. Hingegen gehet sie eben aus dieser Ursache des botanischen Charakters von dem gemeinen weissen Gartensenf, unter dessen Geschlecht, wie der Name anzeigt, die ältern Kräuterkenner und auch Tournefort sie gezählet haben, in etwas ab: denn die Blumenkelche bey diesem sind lang und enger geschlossen oder Röhrlin förmig; die Schöttlein kürzer, dicker und etwas rau; der Stempel gerad; und die ganze Pflanze hat einen wiederlichen Geruch. Noch mehrern Schwierigkeiten war ehemals die Unterscheidung eben dieses weissen Gartensenss, *Eruca*, von dem rothen, *Sinapi*, unterworfen: Denn die Alten haben sie fleißig mit einander verwechselt. Man kan sie aber sehr

sehr gut daran von einander unterscheiden, daß der erste, *Eruca*, weiß oder weißgestreifte Blumen; weisßere, grössere Saamen; fest angeschlossenen Kelch; und einen stinkenden Geruch hat. Noch besser aber nach Anleitung und Wahrnehmung der Herren von Haller, Linnäi Rajus und Tournefort, daß die Schotten des letzten, *Sinapi*, mit einer Hornähnlichen, ziemlich grossen Verlängerung sich enden; dieselbe hauptsächlich und mehrers als der übrige Theil der Schöttlein mit einem schwammigten Mark, worinnen die Saamen sitzen, angefüllt; die Blumenkelche aber flach oder zurückgebogen sind; und am Grund der Blümlein bey dem Ursprung der Staubfäden vier kleine Drüßlein sich befinden.

Indessen gehören sie doch alle beyde, nebst dem Brunnenkreß, denen Rüben, Kohlkräutern, Rettich, ja selbst denen jederman bekannten *Leucogen*, in eine und zwar die zwanzigste Classe, oder unter diejenige Pflanzen, deren Blümlein vier Blättlein haben, und wo die nachfolgende Saamen in länglichten Schotten enthalten sind, *Herbæ tetrapetalæ siliquosæ*.

S. 126.

Was den Nutzen sowohl in der Haushaltung als Arzney von unserm Wassersenf anbelangt; so ist davon gar nichts weiter bekannt, als was die Alten davon aufgezeichnet haben. Weil der

zähme Gartensenf leicht fortzupflanzen ist und reichlicher ausgiebt; die Brunnenkreßarten aber, deren Stelle sie fast vertreten könnte, im Ueberflusse zu haben sind, so bekümmert man sich wenig um diese. Indessen ist nicht zu zweifeln, daß sie in Ermangelung jener, zur Arznei eben so tauglich sey, und alles das ausrichten würde, was wir im vorhergehenden fünften Theil, von dem Nutzen und der Kraft des Senfs schon angezeigt haben. Einen Beweis hievon giebt uns schon der alte Dioscorides, als durch welchen wir erfahren, daß die Spanier, woselbst sie besonders häufig wachsen solle, nur eben diesen unsern Wassersenf statt des zähmen Gartensenfs brauchen, oder wenigstens zu seiner Zeit gebraucht haben, und daß er schärfer sey als dieser, daher auch den Urin stärker treibe, und überhaupt alle Wirkungen dieses in grösserm Grade ausübe. Wollen wir noch vollends dem Plinius Glauben geben, so werden wir wunderbare Dinge hören, und uns nicht verdrüssen lassen müssen, bisweilen die Verunst ein wenig gefangen zu nehmen: Denn daß vermittelst desselben, mit Honig oder Essig vermengt, die Sommerflecken und andere Geflechte im Gesichte vertrieben werden können, sagt auch Mathiolus, und ist eben so wenig unwahrscheinlich, als daß sie dem Gift der Scorpionen widerstehe; aber daß sie unempfindlich machen soll,

wenn

wenn etwas davon mit Wein eingenommen werde, und man daher einer guten Tracht angedrohter Schläge mit fröhlichem Herzen entgegen gehen könne, möchte ich Niemand die Probe zu machen anrathen.

S. 127.

Der zahme oder Gartensenf dieser Art ist ehemals in England viel zum Gebrauch als Salat gepflanzt worden; es soll aber jeko ganz aus der Mode gekommen seyn; vermuthlich, weil die Lebensart daselbst, wie allenthalben, niedlicher worden ist. Und daß zu eben diesem Gebrauche die junge Blätter auch denen Alten gedienet haben, können wir aus dem Galeno ersehen, als welcher ausdrücklich befohlen hat, daß man ihn wegen seiner stark erhitzenden Eigenschaft, niemals allein, sondern jederzeit mit Lattichsalat vermischt, genießen solle, sonst erwecke er leichtlich Kopfschmerzen.

In Husten der Kinder hat Mathiolus sehr viel auf die frische Blätter nur von dem Wasser, senf mit Fleischbrühe gekocht, und Zucker darunter gemischt, gehalten, und die frisch gestossene Blätter, über schwache Augen gebunden, sollen nach seinem Rathe, das Gesicht stärken. Auch sagt Camerarius, es versichern einige vor gewiß, daß sie viele Jahre mit einem Pulver aus gleichen Theilen sem. Erucæ und Cymini vor

Schlagflüssen und allen andern Kopfkrankheiten bewahrt geblieben seyn.

Da aber der Wassersenf sehr wirksam ist, und man den Gartensenf nicht jederzeit bey der Hand, oder wenigstens jenen näher hat, so ist nützlich zu wissen, daß man ihn sicher und mit eben so gutem Success, statt des zahmen in allen Fällen, wo dieser dienlich befunden worden, gebrauchen könne.

S. 128.

Hier würden wir, ehe unser Augenmerk von den Uferpflanzen ganz ab, zu denen mitten im Wasser selbst wachsenden, sich richtet, auch noch des allgemein bekannten Brunnenkresses, *Nasturtium erectum*, gedenken, wenn so dies nicht schon hinlänglich im ersten Band dieser Pflanzengeschichte, bey Gelegenheit des Wiesenkreß, *Cardamine*, geschehen wäre. Alles demnach was diesem noch bezufügen nützlich seyn könnte, ist zu wissen, daß ehemals unter der Benennung dieser Wasserpflanzen eine grosse Verwirrung herrschete; da sie bald *Nasturtium* und *Sisymbrium*, bald *Cardamine* genannt, und darunter von einigen bald einerley, bald von andern mancherley Pflanzen verstanden wurden; daher aber die Verdienstvolle Bemühungen, welche einige neuere Kräuterbeschreiber sich genommen, diese Verwirrung auseinander zu setzen, und die Kennzeichen

chen einer jeden Gattung genau zu bestimmen, gewiß von der gelehrten Welt mit verbindlichstem Danke zu erkennen seyn. Nach Anleitung dieser neuen Eintheilung ist der Wiesen- und Brunnenkreß mit einerley Stammnahmen, Cardamine, gleichwie sie auch Pflanzen aus einem Geschlechte sind, bezeichnet, der Nahme Nasturtium, aber einem ganz andern, jedoch diesem sehr nahe verwandten Geschlechte beigelegt worden.

S. 129.

Nun wollen wir auch einen Blick von der Erde, der muthmaßlichen Mutter aller Pflanzen auf das derselben vollkommen entgegen gesetzte Element, auf das Wasser selbst thun, so werden wir lernen, daß nicht die Erde nur allein allerley Gras und Kraut, kraft des allmächtigen und allerweisesten Schöpfungsbefehl, hervor bringen müsse; sondern, daß auch dieses nasse Element hierzu geschickt sey. Wir dürfen hier, um dieses zu bestärken, uns nicht mit Muthmassungen behelfen, und haben mithin nicht nöthig, das Vorgeben einiger, als sey der Grund der offenen Seen und Meere ganz mit Kräutern bewachsen, in unsern Vorthell zu verwenden; noch auch die vielerley Gewächse, womit die kleinste Bächlein, besonders aber stehende Wasser, bisweilen bis oben angefüllet sind, und vor jedermans Augen manchmal mit den schönsten Blumen,

men, wie zum Exempel die weisse und gelbe Nymphaea hat, prangen, zum Beweis anzuführen, weil man uns mit Recht entgegen setzen würde, daß diese gleichwohl, da sie aus dem Grund erwachsen, vermitteltst ihrer Wurzeln die Nahrung aus der Erde empfangen; sondern die jetzt vorkommende Wasserlinse wird uns überzeugen können, daß es auch Gewächse gebe, die ganz allein aus dem Wasser erzeugt und ernährt werden.

§. 130.

Also hat es dem unbegrenzten und gewaltigen Schöpfer gefallen, zu mehrerer Vervielfältigung seiner Wunder, nicht nur den meisten leblosen, sondern selbst vielen belebten Körpern diese gemeinschaftliche Eigenschaft zu ertheilen: denn also sehen wir aus der Geburtsstelle, der am Strande der Seen und Flüsse wachsenden Kräuter, als zum Exempel bey uns am Ilerstrom, die kleine schöne spanische Linaria, das niedrige schöne Glöcklein mit vollkommen runden und scharf ausgezäcften Blättlein, ist. Ferner aus der des Maurrauthen; des Sternleberkraut; einiger Alpengewächse; des im vorigen Spaziergang beschriebenen Robertkrauts; einiger Schwämme, als des so bekannten Zunders zum Feurschlagen, des Schimmels am Brod, der von den Gerbern also genannten Lohblüten, deren Beschaffenheit

Herr

Herr Marchant, in denen Abhandlungen der Königl. Academie der Wissenschaften in Paris ausführlich beschrieben hat; jener schönen Chamillenblume zwischen den Geweyhen aus der Hirnschale eines Hirschens, und des Gänserich aus dem Schedel eines Hecht, wovon das Tagebuch der Kaiserlich-Deutschen Gesellschaft der Naturforscher Meldung thut u. daß nicht nur die fruchtbare Erde und das Wasser mit Pflanzen bedeckt, sondern auch der dürreste See und Fluß, die härteste Felsen, die Mauren, alt Holzwerk, Brod, Looh, Weiner und dergleichen zu Hervorbringung und Ernährung derselben geschickt sey.

Und abermal also lernen wir aus den vielerley Moos-, Arten, Schwämme und Geslechten, womit die Stämme der Bäume besetzt sind, besonders aber aus der Entstehung der Mispeln, daß auch die belebte Körper hiervon nicht ausgeschlossen bleiben, sondern nicht nur das Vermögen, andere Pflanzen zu ernähren, sondern auch selbst zu erzeugen besitzen.

Es äussert sich also allhier noch grössere Kraft, als selbst die Erde nicht hat: Denn diese erzeugt selbst nichts und bringet nichts hervor, sie brütet gleichsam nur das ihr anvertraute Pflanzeneylein aus, und reicht ihm nachhero die zu seinem Wachsthum nöthige Nahrung. Hingegen werden viele von denen obgenannten Schwämmen

und Geflechten von den Bäumen selbst erzeugt: Denn da viele derselben weder Saamen noch Wurzel haben, und eigene Gewächse einiger Baumarten sind, so dienet dieses zum deutlichen Beweise, daß sie nur von dem Ueberflusse des Safts derselben Bäume entstehen, statt daß andere die Saamen tragen, wie theils Moosarten sind, auch die dem Baum zu seinem eigenen Unterhalt nöthige Nahrung oft dermassen an sich schlucken, daß die Bäume selbst, nach Wahrnehmung der Landleute, blawellen, wenn diese fremde Gäste in allzugrosser Anzahl den ganzen Stamm besetzen oder überwachsen, darüber zu Grunde gehen müssen.

Der Mispel kan zwar zu der Classe der ersten nicht gerechnet werden: denn das hievon gefällte Urtheil des ehemahlig Tübingischen Lehrers Rudolph Jacob Cammerer, ist so überwiegend und die Erfahrungen des englischen Colbarisch und unsers Rajus so überzeugend, daß von der Entstehung und Fortpflanzung desselben vermittelst des Saamens kein Zweifel mehr übrig bleibt, obschon Scaliger und beyde Bauhini, denen dieses ebenfalls behauptenden Alten, hierinnen scharf widersprochen haben.

Wir haben ihn aber auch zum Beweise in dieser Classe nicht nöthig. Der Lerchen Lindenholder, Rosenschwamm, das Eichenlungentraut, Aga-

Agaricus, Fungus Tiliæ, Sambuci, Cynosbati, Pulmonaria arborea, und die vielerley Galli, sind Zeugen genug.

S. 131.

Gehen wir zu den Wassern wieder zurück, so werden wir bey genauer Betrachtung der Wasserlinsen, worzu wir uns anjeto schicken wollen, finden, daß es sich mit ihnen eben auch also verhält, nur mit diesem Unterscheid, daß, da jene nur aus dem Ueberflusse des Safts der Bäume entspringen, man ein gleiches hingegen von diesen nicht sagen könne: Denn dieses Wassergewächs, welches die Oberfläche der stehenden Wasser bisweilen ganz bedeckt, senkt seine zarte haarähnliche Würzelein, womit ein jedes Blättlein versehen ist, entweder unmittelbar nur in das Wasser und zieht daraus vermittelst derselben seine Nahrung, oder befestiget dieselbe höchstens an dem nahe dabey schwimmenden Moos. Es giebt derselben vornemlich viererley Arten. Die Blättlein der allgemelnsten jedermann bekannten haben an der untern gegen dem Wasser gerichteten Seite, eben dieselbe grüne Farbe, die sie oben zeigen; statt daß die zweyte Gattung daselbst schwärzlich oder vielmehr röthlich ist, und sich allein hierdurch, und die etwas grössere Blättlein, von dieser unterscheidet. Die dritte Art hingegen, welche im Elsaß wächst, hat dreyertheilte Blättlein,
und

und die vierdte, die im Sundgau, besonders aber auch in der Gegend um Straßburg zu finden ist, hat viel grössere kreuzförmig viergetheilte, oder einem vierblättrigen Kleeblatt ähnliche. Diese letztere gehet von den vorhergehenden, nebst dem, daß die Bildung der Blättlein so verschieden ist, auch noch in wichtigern Stücken ab. Sie hat ordentliche Wurzeln, welche sie in den Grund senket, und nahe dabey unten im Wasser auf kurzen eigenen Stielen ein paar linsenförmige braune Früchte oder Saamenkörner.

S. 132.

An denen gemeinen Gattungen hat Valisnerius und Micheli auch kleine Saamenkörnerlein, oder etwas denselben ähnliches, in dem Mark oder auf dem Rücken der Blättlein; Ersterer auch sogar Blümlein mit zwey Blättlein ohne Kelch entdeckt, und in dem Tagebuch der Kaiserlich-Deutschen Gesellschaft der Naturforscher davon Nachricht gegeben. Es hat aber beides, ausser ihnen, bisher von so vielen vorsichtigen Kräuterkundigern Niemand wahrnehmen können. Wozu sollte auch diesem Gewächs der Saame nutzen? Da, wie wir unten hören werden, es sich eben also, wie die zuerst durch Mons. Trembley in Engelland, daran wahrgenommene Polypen fortpflanzt, und der fürsichtige Mery in Paris schon zu Anfang dieses Seculi in

in denen Geschichten und Gedenkschriften der königlich französischen Gesellschaft der Wissenschaften mit scheinbaren Gründen und Erfahrungen erwiesen hat, daß die Natur nicht allein nur an Saamen und Eylein, nach der damaligen fast allgemeinen Meynung, gebunden sey; sondern noch mehr Wege habe, wodurch sie die Erhaltung und Fortpflanzung der vielerley erschaffenen Arten, sowohl im Gewächreich, als auch selbst im Thierreich bewürke. Von Mons. de Reaumur, diesem vortreflichen Naturforscher und Gönner der Fremden in Paris, besonders, wie wir selbst während unserm Aufenthalt daselbst erfahren haben, der Deutschen, dessen an sich schon höchstschätzbares Animalien- und Insektencabinet, deswegen noch mehrern Werth hat, weil es allen Liebhabern so mildreich offen steht, ist dieses letztere noch mehrers bestätigt worden dadurch, daß er eben wie obgedachter Trembley in Engelland, ein anderes Wurm oder Polypenförmiges Insekt entdeckt hat, woraus, wenn es in etliche Stücke zerschnitten worden, in wenig Stunden Zeit, eben so viel, als der Stücke waren, lebendige, dem vorigen zerschnittenen ganz gleiche Würmlein entstanden.

S. 133.

Unsere Wasserlinse sowohl die gemeinste kleine, als auch die zweyte grössere Gattung, hat
und

und bedarf demnach weder Saamen noch Blumen; weil aus ihren Linsenförmigen Blättlein, welche man süglich, ihrer Gestalt und Dicke wegen, Früchte nennen könnte, an den Seiten immer neue ihres gleichen hervorgetrieben werden; so daß neben jeden grössern zwey bis drey dergleichen junge Nachkömmlinge, bisweilen noch mehrere zu sehen sind, wodurch sie sich hinlänglich fortpflanzen, ja nicht selten dergestalt vermehren können, daß sie, wie schon oben erwähnt worden, manchmal in sehr breite Basen erwachsen, und ganze Benher bedecken.

Ein jedes dieser Blättlein, die kleinen jungen sowohl, als die ältern, ruhet auf einem von denen obgenannten weissen zarten, haarähnlichen Fäden, deren eine grosse Anzahl in einander verwirrt und gleichsam verwachsen unter dem Wasser sind. Adrianus Spigelius will, daß auch Würzlein daran befindlich seyn, und wundert sich, daß noch niemand sie bis zu seiner Zeit wahrgenommen habe. Er versteht aber vermuthlich eben diese zarte Fäden darunter: Denn ausser diesen hat noch niemand etwas mehrers Wurzelähnliches daran gefunden. Sie sind auch der Wurzeln, weil sich diese in das Wasser verlieren und den Dienst der Wurzeln versehen, zu ihrer Nahrung eben so wenig, als des Saamens zu ihrer Fortpflanzung benöthiget; oder vielmehr jene

jene zarte Fäden können ihrer Verrichtung und Nutzens wegen, den sie den Pflänzlein leisten, gar füglich selbst Würzlein genannt werden.

S. 134.

Es gehört also diese Wasserpflanze, nach unsers Roy Eintheilung, und denen Bestandtheilen, die von jedermann wahrgenommen werden können, unter die unvollkommene Gewächse, und zwar zu denen, die, wie noch mehr andere, als das Natterzünglein, *Ophioglossum*, und die meiste Wasserpflanzen, die beständig unter dem Wasser bleiben, ihrer besondern Bildung wegen, zu keiner der üblichen Classen gerechnet werden können. Wir wollen ihr auch so lange in dieser Classe ihren alten angewiesenen Platz lassen, bis die zwey blätterlichte Wallisnerische Blümlein so deutlich werden, daß sie auch von andern und uns gesehen werden mögen.

Sowohl ihr französischer Name, *Lentille d'eau*, als auch der deutsche und lateinische, *Lens palustris*, rührt von der Linsenförmigen Gestalt der Blättlein her.

Ben angehenden Winter, ehe die Wasser noch zufrieren, verschwinden sie schnell, fast auf einmal, und erscheinen ben instehendem Frühling eben so häufig und schnell wieder; so, daß man meynen sollte, ihr Werden und Verderben geschehe beides urplötzlich; aber man irret sich hierinnen.

innen. Sie sterben im Herbst nicht ab, sondern senken sich nur auf den Grund; so, wie sie auch im Frühling nicht aufs neue erst entstehen, sondern aus dem Grunde nur wieder empor kommen. Diese Begebenheit verdienet wohl zu fragen: Wer hat dieses Verstandlose Geschöpfe gelehret, daß es zu seiner Erhaltung bey angehender Kälte sich unter das Wasser begiebt? Was ist die wahre, natürliche, oder in dem Laufe der Natur gegründete Ursache hievon, daß es nach Erforderniß seiner Umstände, bald unter das Wasser sinken, bald wieder empor kommen, und also bald schwerer, und auch wenn es nöthig, wieder leichter als das Wasser werden kan? Geschiehet es vermittelst einer ihm angebohrnen Eigenschaft, kraft welcher es um die Herbstzeit schwerer, im Frühling aber leichter wird, und mithin nothwendig zu Grunde sinken und wieder aufsteigen muß? Oder besitzt sie etwas solches, daß sich eben zu der Sonnenwärme, wie das Eisen zum Magnet verhält, und kan mithin die warme Luft sie auch aus den tiefsten Abgrund herauf ziehen, die Kälte aber wieder zurück hinunter stossen? Hundert dergleichen Fragen könnte man noch thun, ohne weitem Nutzen davon zu haben, als daß wir mehrers überzeugt werden, daß wir vieles noch nicht wissen, und oft um weit entfernte Dinge uns bemühen, dagegen aber das allernächste übersehen und versäumen.

S. 135.

So merkwürdig aber diese, vielen Wasser-
pflanzen gemeinschaftliche Begebenheit ist; so ist
doch das, was Dalechampius und Mathio-
lus von unsern Wasserlinsen ferner berichten, noch
weit wichtiger. Diesem zufolge sollen sie, wenn
durch Ueberschwemmung etwas davon aus den
stehenden in fließende Wasser geführt wird, und
an derselben Gestade hängen bleibt, auf dem
Land in ganz andere Wasserpflanzen, vornehmlich
aber in eine Art Brunnenkress sich verwandeln.
Sie sollen mit ihren zarten Fäden in die Erde
einwurzeln, und sodann beim weitem Fortwach-
sen ihre vorige Gestalt gänzlich verlieren, in die
Höhe sich erheben und in ein ander Geschlecht
übergehen. Weder Rarus noch einer von sei-
nen Nachfolgern, hat dieses glauben wollen. Es
ist auch dieser Unglaube keinem, der es nicht selbst
gesehen, zu verargen. Dalechampius, der er-
ste Wahrnehmer dieses Wunders nach dem Ma-
thiolo, hat sich selbst sehr darüber gewundert:
Und wie bald hat es geschehen können, daß etli-
che Saamentörnlein von einer Wasserpflanze,
vor oder nach der Ueberschwemmung und Verän-
derung seiner Geburtsstelle, auf den an das Ufer
geschlemmten Wasserlinsenwasen gefallen, darauf
hängen gebüben, und nachhero mitten in dem
selben aufgegangen sind, so, daß diese aufgegan-

gene Pflanzen dem Ansehen nach haben scheinen können, als seyn es selbst die Linsen, die in ein andrer Gewächs ausgewachsen?

Wer mit einem nach Neuigkeiten begierigen Sinn ausgeht, der glaubt leicht, was er wünscht, um nur die Freude und den Ruhm einer neuen Entdeckung zu haben.

Es ist noch nicht lang, daß wir selbst an dem Ufer eines kleinen Bachs ziemlich viele Ackerpflanzen wahrnahmen. Wir verwunderten uns um so mehr darüber, weil dieses Ufer an eine grosse fette Wasserriese gränzt: Allein unsere Verwunderung hörte bald auf, als wir beobachteten, daß das gegenseitige Ufer an die um ein ziemliches höher liegende Strasse und Ackerfelder stieß; der Schlamm, die Unreinigkeit und der Sand dieses Bachs an dasjenige Ufer, wo diese Pflanzen wuchsen, ausgeschlagen worden, und wir mithin hieraus leicht die Ursache und Weise einsehen konnten, wie der Saame von diesen fremden Pflanzen durch einen Regenguß von denen Feldern hat können in den Bach, und von da vermittelst des ausgeworfenen Sandes und Schlammes an das gegenseitige Ufer und Rand der Wiesen gebracht werden. Hr. Philipp Müller führt in seinem Gärtner-Lexico ein ähnliches Exempel von dem Senf an, welcher auf der Insel Ely in Cambridgeshire an denen Orten,

Orten, wo ehemalen eine grosse Ueberschwemmung war, wild wächst, und wovon die Einwohner geglaubt, er sey ohne Saamen von sich selbst entstanden, die Gelehrten aber daselbst hinlänglich erwiesen haben, daß der Saame durch die Ueberschwemmung hergebracht worden sey.

S. 136.

Zum Dienste der Menschen ist diese zwar gering scheinende Pflanze nicht ganz ungeschickt: denn sie kan sowohl in der Arzney als Haushaltung genutzt werden.

In der Arzney ist der innerliche Gebrauch davon wichtiger und der Nutzen gewisser, als bey dem äusserlichen. Sie wird zwar auch äusserlich als ein Ueberschlag gebraucht, von theils Alten, und auch von Tournefort, wider Entzündungen, Rothlauf, rothe Augen wegen ihrer kühlenden Eigenschaft angerühmt. Wir halten aber dafür, daß es mit grosser Vorsicht geschehen müsse, und nach der Erfahrung und Meynung Garidelli selten ohne Schaden ablauffe. Bey Entzündungen sind äusserlich kühlende Dinge, wenn sie nicht auch zugleich eine zertheilende Eigenschaft haben, niemals von grossem Nutzen, bringen aber vielfältig sehr wichtiges Nachtheil, besonders wenn die aus ihren Gefäßlein getretene oder darinn gestockte Feuchtigkeith, schon einige Tage so verdickt ist, daß derselben Umlauf ganz-

lich gehemmet, und sie mithin in die grössere A-
 dern nicht wieder zurück getrieben werden kan:
 Denn in diesem Falle müssen dergleichen Arzneyen,
 die vermittelst der Schwärung nöthige Absonde-
 rung des verstorbenen Theils von dem gesunden
 nothwendig verhindern, und dagegen den Brand,
 das ist, die Absterbung der nächst liegenden noch
 gesunden Theile, durch die Erkältung befördern.
 Statt also, wo es einmal so weit gekommen ist,
 mit kühlenden, zurücktreibenden oder auch zerthei-
 lenden Mitteln, wie vielfältig durch den soge-
 nannten schwarzen Ueberschlag mit Vitriol, A-
 laun, Galläpfel, oder auch aufgestreutem Blei-
 weiss und derselben Salbe, geschieht, wider den
 Fortgang des Uebels zu kämpfen; ist viel besser,
 ja höchst nöthig, man nehme erwärmende und er-
 hitzende Dinge, als da sind: warme Fußbäder,
 wenn der Schaden am Fuß ist; warme Wein-
 umschlag mit erhitzenden Kräutern, als Wermut,
 Lachenknoblauch, Absynthium, Scordium, und
 dergleichen, welche just das Gegentheil verrich-
 ten; das ist, den Einfluß der Säfte und Lebens-
 geister in das franke Glied befördern und ver-
 mehren; damit durch diesen vermehrten Einfluß
 der todte Theil, es sey durch Schwärung oder
 Fäulung je eher je lieber abgesondert werden
 möge.

S. 137.

Bei dem innerlichen Gebrauch hingegen ist weniger Vorsicht nöthig, ob er gleich wichtiger ist. Da sie eine eröffnende, besonders aber stark Urintreibende Kraft besitzt, so kan nirgends damit grosser Schade, oder nur in seltenen Fällen geschehen; dagegen aber in den meisten Chronischen oder langwierigen Krankheiten, die ihren Ursprung aus Verstopfungen haben, viel heilsames verrichtet worden. Also ist der Saft derselben von einigen, als dem Deodato von Cheminois aber die Pflanze selbst in Wein eingeweicht, zu Zertheilung der Geblütsverstopfungen nützlich befunden worden. Insbesondere hat ein erfahrener englischer Arzt, D. Bates, sie für ein Specificum und Secretum wider die Gelbsucht nicht nur gehalten, sondern auch dafür befunden. Unser Raxus hat aus desselben hinterlassenen Handschriften uns davon, und der Art des Gebrauchs Nachricht gegeben; dieser bestehet darin, daß man einen guten Theil dieser Pflanze in Wein einweiche, und von diesem Wein alle Morgen zwölf Loth neun Tage lang trinke.

Wie leicht ist nicht diese Zubereitung, und mit wie wenigem Kosten und Mühe könnte sich mancher damit selbst curiren! Schade! daß der gleichen gründliche und gewisse Erfahrungen selten bis zur Wissenschaft des gemeinen Mannes

gelangen. Und wie verdient aber würde nicht ein reicher Capitalist, der keine Leibbeserben hat, sich um das menschliche Geschlecht machen; wie gewiß würde er seine Absicht bey abgehender Nachkommenschaft aus seinen Toden, sein Andenken gleichwohl zu verlängern, erreichen; wenn er statt anderer milden Stiftungen, eine kurze deutliche Beschreibung, nur von der kleinen Anzahl Pflanzen, deren Wirkungen durch öftere Erfahrungen und richtig gemachte Anmerkungen ausser allen Zweifel gesetzt, und wider solche Krankheiten gerichtet sind, die oft vorkommen und jedermann kennt, verfertigen, in Druck geben, und dem gemeinen Stadt- und Landmann seines Vaterlandes, Haus für Haus, umsonst austheilen liesse. Ein solches Liebeswerk würde gewiß in kurzer Zeit mehr Nutzen schaffen, als die meisten selthero gemachte nützliche Erfindungen deswegen nicht geleistet haben, weil die wenigste eine Kenntniß davon erlangen.

S. 138.

Der Haushaltung könnte dieses Pflänzlein ebenfalls mehr Nutzen bringen, als es bisher nicht gebracht hat. Es ist zwar bekannt, daß die Enten und die Gänse dieselbe sehr gerne fressen; dieses gefräßige Geflügel auch zu ihrem Unterhalt einen guten Theil Futter erfordere. Aber wir erfahren und sehen doch niemals, daß der Land-

Landmann theils vor diese, theils auch, nach Anweisung Glorez, zur Speis für die Hünner, einen Vorrath davon mit einem Sieb oder Rechen aus dem Wasser ziehe, und mit Kleyen vermischt sie ordentlich versüttere. Der größte Theil, wo nicht alles, bedeckt vielmehr den ganzen Sommer hindurch, die stehende Wasser vergeblich, und sinket endlich, nachdem es seine Dienste den Menschen lang genug angetragen, und sich selbst feil geboten hat, wieder unter. Rührt diese Nachlässigkeit vielleicht von dem besondern See- gen unsers Vaterlandes her, und ist sie eine Folge davon? So können wir gewiß den Schöpfer für einen solchen Ueberfluß nicht genug preisen, der uns in Stand setzt, daß wir nicht nöthig haben, zur Fütterung für unser Vieh die Flußpflanzen, die ohnehin zu einem andern Gebrauch erschaffen zu seyn scheinen, anzuwenden, oder auf deren Zubereitung und Erhaltung viel zu denken, wie wir aus denen Schwedischen Abhandlungen ersehen, daß andere Nationen zu thun für gut befunden: denn daselbst ist erst kürzlich der Wurzeln des Kagenschwanz, einer besondern Seepflanze, wovon Hr. Wallner eine Beschreibung geliefert, mit Ruhm in Futtermangel für Horn- und Zugvieh gedacht, und die Weise, sie im Winter unter dem Eis aus dem Grunde mit einem besonders hierzu leicht zu bereitlegenden Werkzeuge

herauszuhohlen, auszumaschen, und zur Fütterung zuzubereiten, gezeigt worden.

Noch müssen wir einen Haushaltungsnutzen, der mit der Zeit vielleicht wichtiger, als dieser ist, werden könnte, anzeigen. Die unter das Wasser gehende Fäden oder Fasern sind sehr zähe und Nervenreich, auch haben sie wenigstens Glashälänge, so daß sie zur Verfertigung einer Art Glasholz ganz tauglich scheinen. Vielleicht giebt sich jemand die Mühe, in Zukunft Versuche damit anzustellen. Es ist ja eben so wenig daran gänzlich zu zweifeln, als erst vor kurzem ein gleiches mit den Hopfenranken, selbst allhier mit gutem Erfolg geschehen, und sich zu verwundern ist, daß es bisher unterlassen geblieben.

S. 139.

Wir können die Wasser noch nicht ganz verlassen. Bisher haben wir uns nur auf der Oberfläche aufgehalten; jezo müssen wir noch einen Blick auch denjenigen Pflanzen gönnen, welche aus derselben Grund herfür wachsen.

Sie theilen sich hauptsächlich in drey Gattungen, wovon die von dem ersten, welche den meisten Theil ausmachen, ganz aufrecht stehen. Das Binsegengeschlecht, die *Zanichellia*, *Lenticularia*, *Sagitta aquatica*, *Butomus*, *Sparganium*, *Pinastella Ruppil*, sind darunter von den wichtigsten. Die der andern Gattung hin-
gegen,

gegen, schwimmen gleichsam in dem Wasser und kommen niemals über dasselbe empor. Sie gehen also durch ihr in die Fläche gerichtetes Wachsthum noch weiter als die der ersten Classe von den Pflanzen der Erden ab. Doch sind der Geschlechter nicht so viel als jener; hingegen wachsen sie viel häufiger beisammen als die meiste, mit Ausnahme der Binsen, von jenen, und eben so gern in fließenden kleinen Quellenbächlein, als stehenden Wassern. Die meisten sind entweder Seesalben, Potamogeton, oder Meergras, alga, Arten. Die von der dritten Classe aber schwimmen zwar mit ihren mehrentheils breiten Blättern auch auf der Oberfläche des Wassers, als wie die Wasserlinsen und ihres gleichen, ihre Wurzeln hingegen gründen sich unten, und die Blumen, welche bey den meisten, die schönsten unter den Wasserpflanzen sind, heben ihre Häupter über das Wasser empor. Die Seerose, der Froschbiß und das saure Flöhkraut, Nymphaea, Morfus Ranæ, Persicaria fluitans, gehören hieher.

S. 140.

Wir wollen von jeder Gattung kürzlich eines näher betrachten. Unter denen aus der ersten Ordnung oben mit Nahmen genannten, wächst, ausser den Binsen, deren vielerley Arten überall zu finden sind, nur allein das Sparganium in

bleibiger Gegend; die übrigen hingegen wachsen alle häufig um Regensburg. Gegentheils ist unsere Nachbarschaft an den Flußkräutern aus der andern Classe desto reicher, und diese schöne Reichsstadt um so viel ärmer. Da wir unserm Vaterland vorzüglich zu dienen uns verbunden erachten; so wird uns Niemand verargen, wenn wir jenes zur genauern Betrachtung diesem vorziehen.

S. 141.

Es wird auf deutsch Riedknospen und Degenkraut, lateinisch, Sparganium genannt, und erwächst mitten in den kleinen Ried- und Bläuerbächlein aus einer schwärzlich zaserichten Wurzel, mit einem ziemlich starken, bis zwey Fuß langen, schwammigten, runden Stengel, woran ohne Ordnung auf allen Seiten, jedoch sparsam, lange, schmale, saftreiche, am Rand geschärfte, grasartige Blätter stehen.

Der Stengel theilt sich theils in etliche Zweige, theils bleibt er auch unzertheilt und ganz allein.

Die wechselsweise an desselben Seiten hart angewachsene Früchte haben die Größe einer Haselnuß, sind stachlicht anzusehen, rund, und bestehen aus vielen kleinen in eine Kugel zusammen gewachsenen, harten, fleischigten Saamenbehältnissen, in deren jedem ein bis zwey mehlichte Kör-

Körner eingeschlossen sind. Sie entstehen nicht aus denen, an dem obern Theil des nehmlichen Stengels auf eben diese Art an einer Kugelform beisammen sitzenden Blümlein, sondern erwachsen unter und von diesen abgesondert, obgleich an einem gemeinschaftlichen oder eben dem nehmlichen Stengel, vor sich allein.

Die Blümlein aber, welche an vielen kleinen Kügelein, den Gipfel des Stengels einnehmen, sind ganz unfruchtbar, haben auch keine gefärbte Blumenblättlein, sondern nur eine Menge Staubfäden, welche in einem moosartigen Gewebe statt des Kelchs sitzen.

S. 142.

Aus der andern Gattung verdienen die Seesalzen vorzüglich unser Augenmerk, weil ihr Geschlecht sehr zahlreich ist, und sie einander an Gestalt sehr ungleich sind: Denn was ist, ausser einer Gleichheit in den unscheinbaren Blümlein und dem darauf folgenden Fruchtzapflein, sonst noch ähnliches zwischen derjenigen Art, die obenschwimmende ovalrunde Blätter hat, mit der, welche dem, zu besserm Gebrauch dieser Pflanzenhistorie, mit Fleiß gefertigtem Herbario vivo portatili einverleibet worden ist? Die Blätter von dieser besetzen den Stengel paarweis ohne allen Stiel ganz gedrungen oder so zahlreich hintereinander, daß dieser fast nicht gesehen werden

den kan; sie sind dabey nur ganz klein, vornen zugespitzt, und glänzen beständig, als wären sie mit Del getränkt. Caspar Bauhin nennt sie daher im lateinischen *Potamogeton foliis latis splendentibus*. Zwischen diesen erwachsen an kurzen kleinen Träublein etlich grasfarbene vierblättrige Blümlein ohne Kelch, welche zeitlich abfallen, und deren jegliches vier blosse, grasfarbene Saamenkörnlein zurück lästet, welche eben so wie die Blümlein an einem Kopf, auf einem kurzen blossen Stielein, ganz gedrungen beisammen stehen.

S. 143.

In der dritten Classe, oder unter denjenigen, deren Blätter einzeln auf dem Wasser schwimmen, die Blüthen aber aufrecht stehen, ist eine Art aus dem Flödkrautgeschlecht, deswegen besonders merkwürdig, weil sie keinen beissenden, scharfen Geschmack hat, wie die andere Arten, sondern vielmehr gelind, sauer und anziehend ist, auch, wenn bey Ausräumung der Wassergräben, Wenher oder Teiche etwas davon mit dem Schlamm an das Ufer geworfen wird, daselbst eben so gut erwachsen kan, aber seine Gestalt in etwas verändert, aufrecht, wie andere Erdenpflanzen, erwächst, solziere, schmählere, etwas rauhere und dem Weldenlaub mehr ähnliche Blätter bekommt,

und

und erst im zweyten oder dritten Jahr zur Blüthe gelanget.

Sie ist also eine *Planta Amphibia*, oder ein solches Gewächs, welches sowohl im Wasser als auf der Erden seine Nahrung findet, und uns lehret, daß durch die veränderte Nahrung und Wachsthumstelle, auch der körperliche Bau und desselben Bildung verändert werde.

Jungermann hat zuerst die saure und zusammenziehende Eigenschaft daran entdeckt. Sie wird daher auch von einigen *Persicaria acida Jungermannii* genannt, und Hr. Prof. Schulze zu Halle hat Anno 1735. eine eigene Probschrift davon geschrieben, wovon ein Auszug von dem berühmten Verfasser oder Sammler des *Nürnbergischen Commercii litterarii*, Hrn. Dr. Trew, diesen nützlichen Sammlungen zwey Jahr hernach einverleibet worden ist.

Ihre Blumenstengel sind, so lang sie an ihrem natürlichen Geburtsort, mitten in denen stehenden Wassern sich befindet, kaum Fingerslang, bloß, stark und enden sich oben mit blaßrothen, an einem Kopf oder Kolben gedrungen beisammenstehenden vielen kleinen Blümlein, welche kleine Blättlein, sondern nur Staubfäden und einen fünfgetheilten Kelch haben. Diese Blumenköpfelein ragen über das Wasser hervor, und gleichen den Blumenkolben der Natterwurz, *Bistorta*,
fast

fast vollkommen; die Blätter hingegen schwimmen auf dem Wasser an langen Stielen, sind etwas stumpfer und breiter als das gemeine Weidenlaub, dick im Anfühlen und gelb grüner Farbe.

S. 144.

Den Nutzen, den das Flöhkrautgeschlecht überhaupt in der Arzney hat, der sehr groß seyn und sich sogar bis auf sympathetische Curen erstrecken soll, wollen wir anzuführen, auf bessere Gelegenheit ersparen; hier aber nur desjenigen mit wenigem gedenken, den diese Wasser-Species ganz besonders und vorzüglich leistet. Es soll die Steinzermalmende Kraft, welche diesen Pflanzen zugeschrieben wird, und von den meisten der beißenden Gattung, hydropiper, ehemahlen zuerst von Carrichter, fast hundert Jahr hernach aber auch von Boyle und seinen Nachfolgern, bengelegt worden ist, nach dem Urtheil Boerhavii, vielmehr dieser gelinden, anziehenden Wasserart eigen seyn: Denn also soll in Engelland ein gewisser Mann mit dieser Pflanze und den daraus gepreßten Saft alle mit Stein und Griefß beschwerte von ihrem Uebel besreyet, und dieses Hülfsmittel als eine grosse Heimlichkeit gehalten haben. Auch bezeuget obgedachter Hr. Dr. Trew in dem Commer. litter. norico, wie ihm von gewisser Hand bewußt sey, daß in

Der
achtzehende Spaziergang,
im Brachmonat auf die Fruchtfelder.

S. 146.

Schon wieder führt uns die Ordnung unsrer Spaziergänge an einen angenehmen Ort; obgleich das, was uns hler Vergnügen bringen kan, von einer ganz andern Natur ist, als dasjenige war, so wir auf den Wiesen empfunden haben: Denn allhier brennt alles von Hitze. Allhier in diesem Monat, worinnen das edle Korn, die unschätzbare Gabe Gottes, das beste Stück von dem Unterhalt unsers Lebens, in voller Blüthe steht, ist auch die Sonnenwärme am größten, und der Schutz dafür im weiten Felde am wenigsten zu finden. Hler wird statt des Hungers nur Durst erregt. Hler seuffzen wir nach einem kühlen Trunke, statt daß beim vorhergehenden Spaziergang uns ein Stück Käse und Brod so wohl schmeckte. Also gar hat der gütige Schöpfer sich nach unsern Schwachheiten, bey Erschaffung der uns angenehmen und nöthigen Dingen, richten wollen, daß Er ihre Art so vielfältig veränderte. Er veränderte sie, weil Er zum voraus sah, daß unsere Neigungen veränderlich seyn werden, und wir des einfach schönen bald satt hätten, wenn es nicht durch die

die

die Abwechslung erfrischt würde. Lasset uns demnach die herrlichen Vollkommenheiten der Schöpfung mit frölichem Gemüthe erkennen, und dem Schöpfer um so mehr ein vergnügtes Leben dafür zum Geschenke bringen; da es gewiß ist, daß dieses Stück des Gottesdienstes zu den übrigen den Weg bahnet! Lasset uns für so viele Gaben Ihm unser stetes Andenken widmen, und Ihn mit reiner Dankbegierde bewundern, weil wir ja hierinnen uns von denen unvernünftigen Thieren am deutlichsten und fast ganz allein unterscheiden können! Treten wir mit dieser Vorbereitung unsern Spaziergang an, so wird die neue Lust gar bald in dem Gemüthe sich zeigen, und wir überzeugt werden, daß es auch diesen Gegenden an Annehmlichkeiten nicht fehle. Wir wollen sie hier zwar nicht erzählen, sondern nur einige berühmte Dichter von diesem Seculo davon nachzulesen anrathen. Doch können wir nicht übergehen beizubringen, daß ja der einzige Gedanke, uns für Hungersnoth das Jahr über bewahrt zu sehen, welcher bey Erblickung eines so reichen Kornbodens, jedermann befallen muß, uns schon Freude genug bringen kan.

S. 147.

Eben dieses 1757. Jahr ist hieran so reichlich, als man in vielen Jahren nicht weiß. Nicht nur aus Sachsen, Böhmen und andern Ländern

rühmt man die Güte des HErrn hierinnen an; sondern unser Schwabenland, unser Memmingen kan ein gleiches Dank- und Jubellied anstimmen. Es können zwar unsere Felder dergleichen reichhaltige Kornstengel nicht aufweisen,

als wir erst vor etlichen Tagen aus dem Bayernland einen von Waizen selbst erhalten, welcher einen ganzen Büchel Aehren, bestehend aus einem grossen dicken mittlern, und zehn kleinern an den Seiten dieses, trug; noch auch, wie eben jeko Nachricht einlauft, daß man zu Langensalza auf einem Acker, und zu Struppen im Chursächsischen an der Straß gefunden; hingegen tragen sie desto mehrere. Wir wollen zum Andenken dieser letzteren die Nachricht, wie sie von daher gekommen, beifügen: „Auf einem Acker, heist es, des Stadtfelds zu Langensalza, hat sich ein Kornstengel, welcher zwölf Kornähren hat, gefunden; derselbe ist zur Bewunderung göttlichen Seegens ausgehoben und in einen Blumentopf gesetzt worden, so zum Ansehen jedermann gezeigt wird. Ferner von Struppen, einem bey dem berühmten Königstein gelegenen Dorf. Daselbst war, wie bekannt, vor Jahrstrist das Haupt- oder Generalquartier des Sächsischen Lagers. Heuer findet sich auf dem Grund und Boden des dasigen Kirchvaters, Nahmens Caöne, diese sehr artige und seltene Kornähre: Aus einem

einem Korn siehet man funfzehn Aehren, welche alle vollständig, frisch und gut sind. Aus der 15. Aehre, welches die mittelfte ist, sind abermals sechszeihen, doch etwas kleinere Aehrigen herausgetrieben; also daß aus diesem einzigen Korn zusammen 31. Aehren entsprossen sind. Das bewundernswürdigste ist dieses, heißt es in der Nachricht: Es steht dieser Halm auf keinem geackerten, besäeten oder zubereiteten Felde, sondern im Gras, und ist dieses so reichhaltige Korn nicht mit Fleiß ausgestreuet worden. Der Ort ist nahe an einer Scheune, und muß, allem Vermuthen nach, in der jährigen Erndte, bey dem Einfahren des Getraids dieses Körnlein dahin ausgefallen seyn. Man hat diesen seltenen Kornhalm sorgfältig umzäunet, und bemühet sich, ihn bestens zu bewahren, damit er zu seiner völligen Reife gelangen möge.,

S. 148.

Viele wollen aus dieser und dergleichen seltenen Begebenheiten etwas wunderbares erzwingen; das ist: die Geburt dieser Kornähre einem erst jeko abgefaßten Rathschlusse Gottes zuschreiben, und, daß sie über den ordentlichen gewöhnlichen Lauf der Natur geschehen sey, behaupten. Warum ist doch der Mensch so begierig nach Wunderwerken, da sie ihm doch nichts neues seyn sollten? Warum sucht er sie so mit Fleiß und

Mühe auf, da doch das ganze Schöpfungswerk, und alle darunter begriffene Creaturen, womit er umgeben ist, das kleinste Gräslein, Würmlein, er selbst, seine Empfängniß ic. lauter grosse Wunderwerke sind. Gesezt auch, es würde dem Schöpfer der Natur gefallen, die vorigen Geseze der Natur aufzuheben und neue dagegen anzuordnen. Gesezt, Er würde befehlen, daß das Wasser nicht mehr Berg ab, sondern Berg auf laufen müßte; so würde zwar dieses ihm ein leichtes seyn; aber wäre es denn deswegen wunderbarer, weil es neu ist, und wir es noch nicht gewohnt sind? Müßten wir nicht vielmehr von der bekannten Weisheit, Allmacht und Güte unsers Schöpfers vermuten, daß Er die beste und nützlichste Versügung unter allen möglichen, bey dem Schöpfungswerke zuerst hat treffen wollen, und daß mithin die jetzigen allgemeinen Geseze der Natur, die wunderbarsten und künstlichsten seyn; die neuen aber, welche mit Aufhebung dieser entstehen würden, ihnen nachgesezt wären, und nicht so wunderbar seyn könnten. Zwar will man die Allmacht Gottes durch dergleichen neuentstandene vermeinte widernatürliche Dinge oder sogenannte Wunder beweisen, und daß Er ein unumschränkter Herr der Welt sey, zeigen, welcher alle Augenblick den Lauf der Natur aufheben; das Wasser in Blut und das Korn in Stein verwandeln; die

die Bösen züchtigen und die Frommen belohnen; Merkmale seines Zorns und der Gnade geben könne. Es soll dieser Glaube die Ehre und Furcht Gottes befördern: Aber, nach unserer Einsicht wird jene mehr verringert, und diese fordert Gott nicht: Denn Er will von uns nur geliebt und nicht gefürchtet seyn. Unser Heyland antwortete dem Schriftgelehrten beym Matthäo, als er Ihn nach dem vornehmsten Gebot fragte: Du sollst lieben Gott deinen Herren von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzen Gemüthe.

Jene aber, die Ehre Gottes, erhält hiedurch gewiß keinen Zuwachs; weil die Zeugnisse seiner Allmacht dadurch weder grösser noch deutlicher werden: Denn welchen die viele tausend täglich vor Augen schwebende wichtigere Dinge nicht hinlänglich überzeugen und zur Erkenntniß der unermesslichen Allmacht ihres Schöpfers führen können, den werden gewiß dergleichen geringere und seitene Begebenheiten noch weniger beugen. Nebst diesem scheint es auch den Eigenschaften des Schöpfers aller Dinge gemässer zu seyn, und ist ein grösser Meisterstück, daß Er den Bau dieses Weltkörpers so hat einrichten wollen und können, daß auf immerhin alle seine Absichten dadurch erreicht werden; daß vermittelst desselben alle Belohnungen und Straffen, alle Warnungs-

Q 3

zeichen,

zeichen, die über jedes Land, Stadt und Creatur insbesondere, nach dem ewigen Rathschluß, ergehen sollen, nothwendig entstehen müssen, und nicht erst neuerdings, und den vorigen Gesetzen zuwider, angeordnet werden dürfen.

Da der Schöpfer bey seiner Allmacht auch allwissend ist; so war Ihm diese Einrichtung ein geringes; uns aber kan sie gewiß unter allen Wundern das Wunderbarste heissen, und wir würden sie kaum begreifen können, wenn wir nicht aus andern Dingen, die alle Tage von unsern Händen betastet werden, wüßten, daß die Allmacht keine Gränzen hat.

S. 149.

Wer siehet also nicht hieraus, daß dadurch weder die Erkennung der Allmacht noch Vergrößerung der Ehre Gottes befördert wird, wenn man seltene Begebenheiten für wiedernatürliche ansiehet. Daß aber vieles, so seinen richtigen Grund in den beständigen Naturgesetzen hat, dafür gehalten werde, lehret uns oben angeführter Kornstengel zu Struppen. Weil vor einem Jahr das Sächsische Läger daselbst gestanden, wo grosser Hunger herrschte; dieses Jahr aber ohne menschliches Zuthun auf ohngeackerten und nicht gedüngten Boden ein Kornhalm im Gras erwachsen ist; so muß dieses was wunderwürdiges heissen.

Wie

Wie natürlich ist nicht dieses Wunder! wie wahrscheinlich ist es nicht, daß der Boden selbiger Orten überflüssig, weil ein Lager daselbst war, gedünget worden! Wie leicht hat also ein einiges Korn, weil es den überflüssigen Nahrungsfaß des Boden zu seinem Nutzen allein verwenden, und nicht vielen andern theilen dürfen, zu einer solchen Vollkommenheit gelangen können! Du Hamel hat ja schon durch eigen angestellte Probe erwiesen, daß wenn man das Korn dünn säet, und wo es zu dick aufgehet, im Frühling etwas von austraut, die übrige Pflanzen in viel größere und stärkere Halme mit vielen Aehren erwachsen.

S. 150.

Ohne uns länger aufzuhalten, wollen wir unserer Hauptabsicht, der Betrachtung der in diesem Monath in der Blüthe, zwischen dem Korn stehenden Pflanzen näher kommen. Hier finden wir vor dieses mal hauptsächlich die edle Chamillen, vermischt mit den stinkenden falschen; den Knavel, das berühmte Futterkraut, den Spark; den Hederich; Schwindelhäber; Baurensenf; die Hirtentasche und das kleine blaue Sternkräutlein.

Die Chamillen kennt jedermann, ja ein jedes Kind. Sie wird im lateinischen Chamæmelum, nach Apotheckerart aber und im französ-

fischen, Chamomilla, Camomille genannt. Bey den Alten war sie unter dem Namen, Anthemis bekannter. Sie erwächset mit einem aufrechten, daurchastem, harten, doch aber nur ganz dünnen Stengel, höchstens anderhalb bis zwey Schuh hoch, selten an andern Orten, als auf Fruchtfeldern. Dieser ist mit haarzarten zertheilten, glatten Blättlein hin und wieder, ohne gewisse Ordnung besetzt, und theilt sich am gewöhnlichsten in der Mitte, nur in etliche, bisweilen aber auch in zehn bis zwölf Seitenäste, an deren Gipfel Blümlein sitzen, die auf Art der zusammengesetzten Blumen aus zweyerley Blättlein bestehen; die in der Mitte sind Köhrleinsförmig, gelb an Farbe, sehr kurz und stehen so gedrungen in die Runde an einander, daß alle zusammen die Gestalt eines Tellers oder einer Scheibe vorstellen. Die andern sind ganz blattweiß, mehr als noch so hoch, und fassen diese mittlern rings um so ein, daß sie wie die herfürbrechende Strahlen anzusehen sind.

Alle diese, sowohl die mittlern als an dem Rande, umschließt ein gemeinschaftlicher Strahlenförmiger, oder aus kleinen langen, Schuppenähnlichen, blaßgrünen Blättlein bestehender Kelch; und nach ihrer Verwelfung hinterläßt ein jedes von jenen einen kleinen blossen, länglichten Saamen. Dieser ist mit keinem wollenen

Ano

Anhang versehen, wie bey vielen von diesen zusammengefügten Blumen zu geschehen pflegt. Sie gehört daher zu der achten Classe, oder unter diejenige Pflanzen, die zwar auch, wie die der siebenden Classe, gestrahlte Sternblümlein haben, aber an dem Saamen kein wollenes Wesen, wie diese bekommen, und welche von unserm Rajo deswegen herbæ Corymbiferæ genennt werden.

S. 151.

Es wird diese Pflanze von den Kräuterbeschreibern gewöhnlich in vier Gattungen getheilt: als, die wahre gemeine; Römische; stinkende; und falsche ohne Geruch. Nach unserer Einsicht aber sind es nur drey: Dann die letzte Veränderung ist nur zufällig, und wird eben sowohl an der wahren allgemeinen, als an der stinkenden wahrgenommen, daß sie bisweilen einen geringen oder gar keinen Geruch haben, je nach dem Unterschied der Witterung und des Erdbodens. Hingegen zeigt sich zwischen der ersten und dritten, oder der wahren und stinkenden Art, ein wirklicher Unterschied nicht nur in Ansehung des Geruchs, sondern selbst des botanischen Characters, ob sie gleich einander so ähnlich sehen, daß sie nur von Wohlgeübten unterschieden werden können: denn nebst dem, daß jene, die erste, perennirend ist, etwas höher erwächst, und mehrere Zweige, dagegen etwas klei-

nere Blümlein hat; sind auch ihre grüne Blättlein an dem Stengel in viel subtilere haarförmige Zässern zertheilt, und haben nicht die geringste Breite; statt daß diese stinkende, deren Nahmen sonst auch *Cotula* ist, nur alljährlich erwächset, einen nidrigern Stengel, etwas grössere, auch wenigere Blumen und Seitenstengel treibt, und Blättlein an diesen bekommt, an deren Zässern man ganz deutlich einiaue Breite wahrnehmen kan. Auch bleibt die Scheibenförmige Zusammensetzung der in der Mitte befindlichen kleinen gelben Röhrleinsblümlein, *discus*, flacher, und erhöhet sich nach und nach nicht so stark, oder wird ovalrund, als es bey jener gewöhnlich ist.

So schwer aber diese zwey Arten, ihrer Aehnlichkeit wegen, von einander zu unterscheiden sind; so leicht ist hingegen die noch übrige sogenannte Römische zu erkennen. Ihr Geruch ist angenehmer, stärker und mehr balsamisch. Die Blättlein am Stengel sind krauser, und fallen sowohl als der Kelch, mehr ins weisse als ins grüne, oder scheinen gleichsam, als wären sie mit weisser zarter Wolle überzogen. Ihre Stengel sind niedriger, schlanker und liegen gern auf den Boden, woselbst sie bisweilen Wurzeln ziehen, und dadurch verursachen, daß diese Gattung sich sehr leicht und stark vermehrt. Aus einer Wurzel entstehen zugleich viele, welche aber selten

ten Nebenzweige, und am Gipfel nur ein einziges Blümlein haben. Diese, die Blümlein, sind, wo sie wild wachsen, einfach; in denen Gärten aber pflanzt man sie gefüllt. Diese letzten werden in denen Apotheken den einfachen vorgezogen, obgleich Rarius dafür hält, es auch ganz wahrscheinlich ist, daß es einerley Pflanze, und nur der bessere Boden und die Wart der Gärtner, wie es mit vielen einfachen Blumen ergeheth, sie gefüllt mache.

S. 152.

Sonst wollen einige von unserer gemelnen Chamillenpflanze angemerkt haben, daß, wenn ein Feld, das vorher zum Wieswachs bestimmt war, zu einem Acker zugerichtet und angesäet werde; in dem ersten Jahr die auf den Wiesen gewöhnlich gern und häufig wachsende Schafgarbe, *Millefolium*, noch reichlich auf dem neuen Acker unter der Frucht herfür wachse, die Chamillen aber nur in ganz geringer Anzahl; in den folgenden Jahren aber sich dieses dergestalt verwechselte, daß je länger je weniger von jenen, und desto mehr von diesen darauf zu finden seyen.

Es sind daher einige Landleute auf die Meinung gefallen, es verwandeln sich die Schafgarben nach und nach in Chamillen.

Ob nun wohl dieses sehr schwer zu glauben ist; so ist doch merkwürdig, daß eben diese zwey Pflanzen

Pflanzengeschlechter, etwas mit einander gemeinschaftlich haben, so sonst unter allen bekannten Pflanzen keine einige besitzt. Sie geben beyde bey'm Destilliren ein Himmelblaues Del, und geben es nur allein im ganzen Gewächereich. Von denen Chamillen ist es hinlänglich bekannt, weil dieses Del täglich in den Apotheken verkauft wird und zu finden ist. Daß aber auch die Schafgarben ein solches besitzen, haben schon viele der Destillierkunst erfahrene hinlänglich erwiesen. Es ist zwar in diesen nur sehr sparsam zu finden, weil überhaupt dieselbe wenig ölichtes Wesen besitzen, welches schon der Mangel des Geruchs anzeigt; doch ist es genug, daß gleichwohl unter seinen Bestandtheilen etwas davon enthalten ist.

Ueber dieses zeigen diese zwey Gewächse, gleichwie sie nach ihrer Bildung einander nahe verwandt sind, also auch viele Gleichheit in der Wirkung oder Arzneykraft.

S. 153.

In den Apotheken werden nicht nur die gedörrte Blumen, sowohl von der römischen als gemeinen Art, jährlich in ziemlicher Menge verbraucht; sondern es werden auch mancherley andere Arzneyen daraus bereitet. Das destillirte Wasser, und das, bey Bereitung dieses, zugleich mit zum Vorschein kommende obgedachte blaue Del,

Del, sind die besten: denn sie enthalten die ganze Kraft der Pflanze.

Noch wird ein Syrup und gekochtes Del, auch größtentheils das Schröderische Wind- und Grimmenwasser, Aq. Carminativa Schroederi, und so noch mehrere zusammengesetzte Arzneyen daraus verfertigt.

Den Syrup macht man aus einem starken Decoct von den Blumen der gemeinen Art; so wie überhaupt zu allen obgedachten Arzneystücken nur allein diese, niemals aber die Römische genommen wird; und eben so viel Zucker, siedet dieses lange mit einander, bis es die gehörige Saftdicke erhalten hat. Es läßt sich hiemit der zu allerley Gebrauch nützliche Chamillenthee, und die Grimmen- oder Windmixturen, am süßlichsten versüßen.

Das gekochte Del bestehet ganz allein aus Baumöl, womit man frische Chamillenblumen so lange kocht, bis alle Feuchte davon gedampft ist; so, daß sie sich zwischen den Fingern zerreiben lassen. Es ist dieses nur zum äußerlichen Gebrauch bestimmt, unter Salben, wo etwas zu erweichen; vorzüglich aber zu den Elystieren.

S. 154.

Die Arzneykraft aller dieser Stücke ist sowohl in ältern als noch mehrers in neuern Zeiten so berühmt und bekannt worden, daß wenn
wir

wir alle Zufälle, wofür sie helfen sollen, hier anführen wollten, ein ganzer Bogen zu derselben Erzählung kaum hinlänglich wäre. Nicht nur die Menschen haben sich dessen zu erfreuen; sondern es soll selbst vor die Thiere eine Arznei seyn: denn Martius Nylius sagt in seinem horto philosophico, daß, wenn die grüne Eyder mit der Schlangen gestritten, und von derselben verwundet oder ermüdet worden sey, sie alsbald sich zur Chamille verfüge, sich in derselben herumwälze und also wieder gesund und frisch werde.

Indessen klagt und sagt doch Junker, daß es ein betrüglich Mittel sey; welches auch in seiner Art der Erfahrung gemäß ist: wenn nemlich ihr Gebrauch am unrechten Ort, oder ohne Unterscheid für allen Krankheiten, wofür diese Pflanze angerühmet wird, geschlehet. Die allerherrlichsten Sachen sind dem Mißbrauch am meisten unterworfen, und müssen zum öftern, weil man sie in gewissen Fällen vorzüglich wirksam befunden hat, sogleich als eine Universalarznei dienen. Wir werden deswegen auch jezo, wie wir bis her zu thun gewohnt waren, eine Auswahl suchen zu treffen, und nicht alles, was davon gesagt wird, bey Erzählung der Krankheiten hier anführen; sondern nur dasjenige, was besonders in neuern Zeiten, theils in glaubwürdiger Aerzte und

und eigener geringen Erfahrung satzsam gegründet, theils aber auch mit der Beschaffenheit ihrer Bestandtheile übereinkommt.

Also ist sie schon von Galeno für ein Fieberkraut gehalten, und allein deswegen von den Egyptlern der Sonne geheiligt worden. Hoffmann, Boerhave, Heister, Morton, Sennerthus, Pitearnius, Schulzius, Riverius, und noch mehr andere bestätigen dieses durch ihre Erfahrung, wenn alle vier Stunden ein halb oder ganzes Quintlein von den zu Pulver gestossenen Blumen, ohne alle weitere Bereitung genommen werde. Auf gleiche Weise als ein Pulver mit Pappensaamen, semen Malvæ, zu einem halben Loth vermischt, und in einem Decoct von Dillen, Anerho, gebraucht, versichern die in lateinischer Sprache geschriebene glaubwürdige Anmerkungen der Breslauer Aërzte, Observationes Medicorum Vratislaviensium, daß sie gegen die erbarmungswürdige Krankheit, das Miserere dienlich seyn; und unser um die Kräuterkunde und alle Theile der Naturhistorie so wohl verdiente Hr. Dr. Ehrhardt, dieser unser gewesener erster Præceptor. Gönner, Collega und schätzbarster Freund; der Urheber dieser Pflanzenhistorie, welcher schon im Frühling des letztverflossenen Jahrs in dem Sommer seiner Tage den rühmlichen Lebenslauf geendet, wovon wir

wir das wichtigste mitzutheilen uns verbunden erachten, und, so Gott Gesundheit und Musse giebt, in dem nächstfolgenden siebenden Theil dieser fortgesetzten Pflanzenhistorie, zu thun entschlossen sind; daher aber auch alle seine auswärtige hohe Gönner und Freunde, mit welchen der seel. Herr Doctor in Briefwechsel zu stehen die Ehre gehabt hat, hiemit höflich ersucht haben wollen, uns mit Dero Beyträgen zu beehren. Dieser gelehrte Arzt meldet in dem von Ihm herausgegebenen Anhang zu Adami Loniceri Kräuterbuch, daß Er diesen wichtigen Dienst unserer Chamillenblumen wider das Miserere selbst einmal erfahren habe, und der Hofnung lebe, es werde erst in folgenden Zeiten die mehrere Erfahrung lehren können, daß ein hieraus bereiteter Thee fast ein Specificum wider den Friesel sey.

Am gewissesten zeigt sich ihre Wirkung augenscheinlich und schnell in allen übrigen Arten von Colicschmerzen, als Cardialgie, oder Magenkrampf, Darmgicht, wilden Wehen, welche der Geburt vorangehen, und in denen Nachwehen, worüber die Kindbetherinnen nach der Geburt oft so bitter klagen ic. In wilden Wehen vor der Geburt sind uns selbst seit wenigen Jahren drey Exempel bekannt worden, wo die wilde Schmerzen, ehe wir geruffen wurden, mehr

mehr als 24. Stund, auch einmal bis den dritten Tag anhielten, und dergleichen heftig waren, daß die Gebärende aufs empfindlichste winselten und die Dicke des Bauchs so hoch hinauf getrieben wurde, daß von der Oefnung des Uteri gar nichts zu fühlen war. Ein hievon bereitetes Clystier und Thee mit wenig Mandelöl und Muscat, hat allemal dieses Uebel so schnell gedämpft, und die Geburt befördert, daß in einer Stunde alles vorüber gieng. Dergleichen haben wir in Leibesschmerzen von Verkältung mit Brechen und Durchfall, eben da wir dieses schreiben, innerhalb zwey Wochen selbst vier merkwürdige Exempel erfahren, woben nach angewandter Chamillenarzneey oft in einer Viertelstunde alles vorbey war. Doch ist auch hier, wie allenthalben, zu beobachten, daß sehr viel darauf ankomme, auf was Art der Gebrauch geschehe, als welcher je nach Unterschied der Ursache des Uebels, verschieden seyn muß; so, daß er bald mit, bald ohne andere Hülfe; bald äußerlich, bald innerlich; bald ganz allein, oder mit andern Hülfsmitteln zugleich; bald in Milch, Wasser oder Wein, wie Welschius anrathet, besser ist.

In Nachwehen, auch wenn sie von hartem Kindbringen oder geschעהner Operation entstanden sind, enthalten die Breslauische Sammlungen, und die Geschichte der Naturfor-

schenden Kaiserlich Deutschen Gesellschaft, etliche merkwürdige Fälle; wie ingleichen auch in diesen, das davon destillirte blaue Del, welches Hugo seiner vielfältigen Kraft wegen, ol. Benedictum genannt hat, als das allersicherste Mittel contra tumorem Scroti von Stegmann gepriesen wird.

Ueberdieses wird sie auch noch und zwar aus eben diesem Grunde zu Stärkung des blöden Magens; Vertreibung der Winde; Beförderung der monatlichen Rose, Reinigung der Kinderbetterinnen; Linderung der Steinschmerzen und des davon entstehenden Erbrechens; ja Beförderung des Fortgangs der Steine selbst gebraucht und gerühmt.

S. 155.

So wichtig aber der Nutzen dieser Pflanze ist, wenn sie innerlich gebraucht wird; so vorzüglich erzeigt sie sich auch äußerlich. Sie zertheilt, lindert, erweicht, eröffnet, stärkt, und ist daher, wie Forest bezeuget, auch dem Haupte dienlich, weil die Flüsse dadurch vertrieben, das Gedächtniß aber gestärkt wird. Es ist diese letzte Eigenschaft ehemals so allgemein bekannt und rühmbar gewesen, daß selbst ganze Völkerschaften deswegen Kränze davon auf dem bloßen Haupte getragen haben. Die Egypter pflegten die frische Blumen in einem Mörser zu zerstoßen, mach-

ten

ten sodann Rüchlein oder Zeltlein, Trochiscos, daraus und dörreten sie. Ereignete sich nun der Fall, daß sie vor ein kaltes Fieber sich derselben bedienen wollten, so vermischten sie diese Zeltlein mit Del, auf Art einer Salbe, und beschmierten dem Kranken den ganzen Leib damit, legten ihn sodann in ein Bett und ließen ihn schwitzen.

Zu Elystieren ist ihr Gebrauch am gewöhnlichsten und überall so bekannt, daß hier zu Lande jede Hebamme davon unterrichtet ist, und kaum glauben würde, daß ohne diese Blumen ein gut Elystier zugerichtet werden könnte. Zu Bädern dergleichen sind sie als eine Nervenstärkung, entweder in Milch gesotten oder auch nur trocken, warm in einem Säcklein auf einen Windbauch gelegt, sehr tauglich. Hingegen ist bei Geschwulst der Backen und Brüste in Obacht zu nehmen, daß sie nicht mit andern erweichenden, sondern mit zerthellenden und kräftiger stärkenden Kräutern vermischt werde; sonst wird der Zufluß vermehrt, die Geschwulst grösser und kocht endlich Eiter, welches doch, wenn im Anfang der geschwollene Ort nicht zu sehr erweicht worden wäre, hätte verhindert werden können.

In heftigen Magenschmerzen ist ebenfalls ein äußerlicher Ueberschlag von diesen Blumen, mit Wermuth und Eibisch vermischt, und in Wasser gekocht, für gut befunden worden. Auch

wird das blaue destillirte Del in Schmerzen der Ohren nachdrücklich und von glaubwürdigen Aerzten gelobt, wenn es auf Baumwolle getropfelt, in die Ohren gesteckt wird.

§. 156.

Es erstreckt sich also der Gebrauch hievon auf vielerley schlimme Zufälle; nur ist dabey zu bedauern, daß er bey vielen Personen, besonders bey dem empfindlichen Frauenzimmer, die doch obgedachten Krankheiten am meisten ausgesetzt sind, nicht allenthalben statt findet. Wir wenigstens haben selbst schon längst im Friesel, wofür wir diese Pflanze, ohne zu wissen, daß sie auch von andern Aerzten hiezuhiezu tüchtig gehalten worden sey, kraft ihrer innerlichen Bestandtheile, dienlich hielten, auf eine andere Theeart denken müssen, weil die wenigste sich diesen haben wollen schmecken lassen. Es ist auch fast niemand zu verargen: Denn nicht nur ist ein hleraus bereiteter Thee ziemlich bitter, sondern hat überdies einen ganz besonders eckelhaften und widerwärtigen Geruch. Es sollen ihn daher die Bienen, wie Ruellius bezeuget, besonders aber, nach dem Bericht des Hrn. von Rohr, von der stinkenden Art, gar nicht ertragen können, und deßwegen von denenjenigen, die Bienenstöcke schneiden wollen, gebraucht werden, die Hände damit

damit zu reiben, und das Toben der Bienen dadurch aufzuhalten.

S. 157.

Der innere Gehalt, womit alles dieses gewürkt wird, bestehet in einem flüchtig aromatischen ölichten Salz, welches vorzüglich das Vermögen besitzt, die Krampf- und Schmerzerregende Schärfe zu dämpfen. Da aber dieses subtile Wesen sehr bald in die Luft verfliehet, so wird von selbst klar, daß dasjenige, was daraus bereitet werden soll, kein langes Kochen noch grosses Feuer nöthig habe, sonst verlieret die Arzney ihre beste Kraft. Die Blumen werden daher am besten ohne alles Kochen, nur mit siedendem Wasser angebrüht, wenn ein Thee oder Decoct davon verlangt wird.

Ueberhaupt aber ist eben diese Flüchtigkeit der bestschmerzstillenden Theile, die Ursache, daß das destillirte Del und Wasser die beste, ja alle Kraft enthält; die mehr als ein Jahr alte Blümlein aber fast allen Geruch verlieren.

S. 158.

Es sind aber nicht alle drey obgenannte Gattungen für oben erzählte Krankheiten gleich gut: Denn die gemelne besitzt mehr, wie Herrmann sehr wohl angemerkt hat, und schon aus dem narcotischen, dem Opio ähnlichen Geruch erhellet, von dem schmerzstillenden, erweichenden Wesen;

da hingegen die balsamisch-stärkende Kraft in den Römischen häufiger ist. Die stinkende Hunds-Camille aber, *Cotula foetida*, wird äußerlich zum Erweichen von Hoffmann für die beste, von Mathiolo hingegen für so scharf gehalten, daß sie die Haut aufreize.

Es ist daher in allen Krankheiten, wo Schmerzen zu stillen, Krampf und Schärfe zu lindern, oder etwas zu erweichen ist, die gemeine tüchtiger; die Römische aber kräftiger zu Stärkung der Nerven, des Haupts und Magens, oder wo etwas zertheilt und die Winde befördert werden sollen.

S. 159.

Noch müssen wir als eine Nachlese anmerken, daß das schon öfters gemeldte blaue Del nur von der gemeinen Art, mit nichts aber von der Römischen, als welche, wie andere aromatische Pflanzen mehr, nur ein gelbes geben, erhalten, und von denen Materialisten, die es zum Verkauf bereiten, größtentheils mit Terbinthin, oder Kienöl verfälscht werde. Sie glessen dergleichen Dele sogleich zu den Blumen in das Destilliergefäße, und erhalten dadurch, wie leicht zu erachten, vielmehr von diesem sogenannten Chamillenöl. Es kan aber leichtlich erkannt werden: denn es ist nicht so schön blau, als das gerechte unversälschte, sondern grünlich, und verliert in
kurzer

kurzer Zeit die blaue Farbe gänzlich und ändert sich in grün. Das gerechte soll zwar auch, nach dem Zeugnisse Thom. Bartholini und Bohnii, seine blaue Farbe verlieren, aber es geschieht dieses erst nach langer Zeit, wenn die subtilste Schwefeltheile, Spiritus rector, alle ausgedunstet sind.

Die Entstehung dieser blauen Farbe hat schon vieles Speculiren verursacht, um so mehr, weil diese Erscheinung in dem Pflanzenreich so selten ist. Vielleicht enthält aber auch kein ander Gewächs dergleichen blutrothe kleine Käferlein, als wir in Menge einmal daran wahrnahmen, da wir einen Korb voll auf den Boden zum Dörren gestreute Blumen aufhuben. Sie waren in der Grösse wie ein Floh, und sammelten sich an die Oberfläche des Tops, worein wir, um einen Theil derselben zu erhalten, das zu unterst auf dem Dörreboden befindliche pulverichte Gemengsel schütteten. Wir erhielten auch wirklich vermittelst eines Glases und darein gesteckten Federstiel, durch welchen sie in das Glas krochen, einen guten Theil; waren aber nicht so glücklich, eine Probe damit anstellen zu können: denn ein schnelles Unglück, vielleicht eine Raze! machte, daß in der Nacht das Glas vom Topf herunter fiel, zerbrach, und denen gesammelten Käferlein dadurch ihre Freiheit wieder gab.

S. 160.

Polygonum tenuifolium, oder Krawel, heißt das jetztfolgende Pflänzlein. Es wird von einigen unter die Weggrasarten gezählt, weil die Blümlein nach ihrer Gestalt und botanischen Charakter den Blümlein von diesen ziemlich ähnlich sind: denn das Krawel hat seinen Platz eben sowohl als das bekanntere allgemeine Weggras, in der fünften Classe der Pflanzengeschlechter; das ist, unter denjenigen Gewächsen, die keine Blumenblättlein, sondern nur Kelch und Staubfäden haben.

Es erwächst aber nicht an den Wegen; kriecht auch mit seinem Stengel nicht auf dem Boden wie dieses, sondern ist allein auf Fruchtfeldern zu finden und steht daselbst ganz aufrecht. Nirgend haben wir es häufiger gefunden, als eben in unserer hiesigen Gegend. Das ganze Gewächs wird kaum Spannen hoch, doch scheint es, der Härte seiner Wurzeln wegen, perennirend und nicht nur alljährlich zu seyn.

Der zarte Stengel hat etliche Gelenke, welche nur eine Daumensbreite weit von einander entfernt, und mit einem paar haarschmaler Blättlein besetzt sind.

Bei diesen Gelenken entspringen, besonders gegen oben zu, kurze Seitenzweige, an deren Stipfel sowohl als an dem des Mittelstengels die Blüm-

Blümlein zu 4. bis 6. hinter einander an einem Büschlein stehen. Sie sind bis auf die Hälfte scharf fünfsgetheilt, grasfarbig auf art der meisten Kelch, nur daß der Rand eines jeden Einschnitts einen weissen Streif hat, und sehen, wenn sie vollkommen eröffnet sind, welches aber selten geschieht, einem Sternlein von fünf Zunken der Bildung nach ähnlich.

Ein jedes enthält ein rundlichtes Saamenskörnlein, welches von der untern Hälfte des Blümleins fest eingeschlossen und bis zur völligen Reife verwahret wird, wornach beides mit einander abfällt.

S. 161.

Es wuchert sehr stark um, und bedeckt manchmal einen ganzen Acker; wächst fast in ganz Deutschland: wie denn unser obgedachter seel. Hr. Dr. Ehrhard in denen beliebten öconomischen Nachrichten versichert hat, daß er es auf seinen Reisen nach der Länge und Quere in vielen Provinzen angetroffen habe. Tournefort zählt es zu dem Geschlechte des Sinau, Alchymilla. Die kleine Aeckerart von diesen, welche von den Engelländern Perchepier genannt wird, hat auch der ganzen Gestalt nach viele Gleichheit damit; ausgenommen, daß der Einschnitte an den kleinen Blümlein nur viere, die Blättlein

wechselsweise am Stengel und nicht grasartig, sondern dem Körbelkraut ähnlich sind.

§. 162.

So häufig aber auch dieses Pflänzlein wächst; so gering ist gleichwohl sein Gebrauch. Weder in der Haushaltung noch Arzney ist es sonderlich bekannt, ob es schon eben die Kräfte besitzt, welche dem Weggras insgemein beigemessen werden; besonders aber zu Stillung der Bauch- und Blutflüsse; Treibung des Urins, Stein und Gries; auch mit Eßig gekocht, den Dampf davon in Mund gelassen, aus einer alten Weibererfahrung zu Vertilgung der Würmlein in den Zähnen, von einigen angerühmt wird. Hingegen giebt es noch eine andere Art, welche zwar auch in Deutschland hin und wieder, aber nicht in Schwaben, und am häufigsten in Polen gefunden wird, und der obigen in allem gleich ist, nur daß sie etwas grössere, und an den Gipfeln der Zweiglein enger beisammen stehende Blüthe hat, der weisse Streif an den Einschnitten derselben breiter oder deutlicher ist, und die Blättlein am Stengel ebenfalls silberfarb und nicht grün sind.

Diese hat vormalen, ehe die americanische Cochenille so bekannt war, einen guten Nutzen, besonders den Pohlen und Preußen, in der Färberey gebracht: Denn es soll um Sommer Johannis

Johannis an den Wurzeln derselben eine Insectenart von derjenigen Gattung, welche Reaumur Progallinsecta nennet, gefunden werden, die eine Purpurfarbe, gleich der Cochenille, woraus der liebliche Carmin gemacht wird, enthalten, und daher zum Färben, am meisten von obgedachten Nationen, gebraucht worden seyn. Sie haben die Gestalt eines runden Kugeleins oder Beerleins, und sind inwendig voll hochrothen Safts, welcher von einigen Carmesin deswegen genannt worden seyn soll, weil diese Insecten in punischer Sprach, Carmes, heißen. Ihre Tüchtigkeit zum Färben soll, so wie die meiste Sachen, von umgekehrt, aus dem rothgefärbten Roth der Hühner, die von dieser Pflanze gefressen, erfunden und geschlossen worden seyn. Es hat also der Ursprung dieser Farbe eine Gleichheit mit dem Purpur der Alten, als wovon ebenfalls vorgegeben wird, daß die Schnauze eines Hunds, welche von dem Gewächs gefressen und dadurch gefärbt worden, zu seiner Entdeckung die erste Gelegenheit gegeben habe.

Sie erscheinen nicht alle Jahr, am wenigsten wenn es kalt oder sehr feucht Wetter ist; auch nicht zu aller Zeit des Jahrs, sondern, wie gedacht, nur zur Zeit des Johannisfest, oder wenn die Sonne im Krebs ist. Sie werden daher auch Johannisblut, die Pflanze selbst aber, Krebsfraut

frant genannt, und von einigen abergläubischen mit besondern theils unerlaubten Gebräuchen, zwischen 11. und 12. Uhr Mittags an diesem Festtag gesammelt. Wenn also diese Zeit versäumt wird, so kommt man zu spät; denn die Insecten kriechen nachhero aus, und lassen nur kleine weisse leere Bälglein zurücke, welche aber einen sehr lieblichen Bisamähnlichen Geruch haben sollen.

Camerarius hat, nach dem Zeugnisse Caspar Bauhini, zuerst und wohl davon geschrieben; Herr von Berniz aber in dem Tagebuch der Deutschen Naturforscher Decur. I. art. III. observ. CIV. dessen Gebrauch und Nutzen mit mehrerm gezeigt, welches zum Theil auch D. Seger, Boeckler in Straßburg, Breyne in Danzig, besonders aber und ausführlich vor noch nicht langer Zeit, Hr. von Bergen zu Frankfurt an der Oder, gethan. Rarus hingegen hat einstens einige in einen Federkiel gesteckt, denselben in die Sonne gelegt und mit etwas Papier zugestopft, darauf innerhalb sieben Tagen wahrgenommen, daß ein geflügeltes Ungeziefer heraus gekrochen und davon geflogen. Es wollen daher die meisten diese Körner nicht für das Ungeziefer selbst, sondern nur für derselben Eylein, am wahrscheinlichsten für Würmlein, die sich in Puppen verwandelt haben, halten; und in dem

Weins

Welnmannischen kostbaren Kräuterbuch heißt es, daß an den Wurzeln der weissen Bibernell, *Pimpinella alba*, und an denen der Mausohrlein, *Pilosella*, eben dergleichen gefunden werden.

Sie sollen in der Ukraine auf sandigten Boden, dergleichen bey Warschau und Thoren, sehr häufig gefunden werden, und ehemalen von denen polnischen Edelleuten dergleichen damit überwachsene Gegenden, entweder für ein gewisses Geld an die Juden verpachtet, oder mit ziemlichem Gewinn durch ihre Unterthanen selbst gesammelt worden seyn.

Die Weise sie zu sammeln, beschreibt obgedachter Hr. von Bernitz also: Die Landleute oder diejenige, welche zum Einsammeln bestimmt sind, nehmen die Zeit, wenn Tag und Nacht im Sommer gleich ist, oder wie schon oben gesagt worden, um das Johannisfest, genau in acht, weil sie alsdenn am meisten Saft enthalten. Wenn sie also zu dieser Zeit darauf ausgehen, so fassen sie mit einer Hand das Pflänzlein an, in der andern aber halten sie ein kurzes eisernes Werkzeug, welches mit einer Handhabe versehen, und einem scharfen Handspatel oder krummgebogener Grabkelle gleich ist, heben damit die Wurzel heraus, und ziehen sie mit der andern Hand in die Höhe, pflücken die Körnlein ab, und setzen das Pflänzlein mit möglichster Geschwindigkeit

digkeit wieder an ihre Stelle. Die also gesammelte Körnlein reinigen sie hernach, vermittelst eines besonders hierzu gerichteten Siebes, von allem untergemischten oder anklebenden Sand, bespritzen sie auch, wenn sie sehen, daß das Ungezlefer auskriechen will, mit etwas Eßig oder eiskaltem Wasser, und dörren sie sodann allgemach entweder an der Sonne oder auf dem Ofen. Bisweilen sondern sie auch diese Thierlein von den Bälglein ab, drücken selbige mit den Spitzen der Finger gelind zusammen, daß sie die Gestalt eines runden Kügeleins bekommen. Sie verrichten dieses aber mit der größten Behutsamkeit, und suchen sorgfältig zu vermeiden, daß der Druck nicht zu stark geschehe, als wodurch der Purpursaft leicht Schaden nehmen könnte.

Nach Persien sind sie ehemalen durch Armenier und Juden vielfältig gebracht, und daselbst die vortrefliche und wohlbekannte Carminfarbe daraus bereitet worden. Deßgleichen soll der in Spanien und Frankreich unter dem Nahmen, Charta hispanica, bekannte rothe Anstrich, wie auch die rothe Schminkeflecklein, Bezetta rubra, womit das Frauenzimmer die blasse Wangen färbt, davon hergerührt haben. Auch sollen die holländische Kaufleute sie mehrmalen um ein großes Geld aufgekauft haben, und die Färber daselbst zu Bereitung der Scharlach- und Carminfarbe,

farbe, jederzeit mit gleich viel ordinalre Cochenille vermischt haben, in der Absicht, daß dadurch die Farbe höher werde, weil sie wahrgenommen, daß die ausländische Cochenille allein allzufett sey. Die Türken und Armenier, die sie ebenfalls liebten, pflegten allerhand wollene und härene Zeuge, das sogenannte Saphianleder, die Mähne und Schwelze der Pferde, ja die Weiber derselben, die Nägel an Hand und Füßen damit zu färben, als welches sie für den größten Zierrath hielten. Die Mahler ihres Orts wußten sich derselben ebenfalls sehr wohl zu bedienen: denn sie bereiteten daraus mit Beymischung seiner Kreide denn allerschönsten Florentiner Lacc, oder zogen mit etwas Saurem die Farbe heraus und gebrauchten sie ganz allein. Mit einem Wort, sie sind in der Haushaltung oder Färberen zu alledem tüchtig befunden worden, und haben eben die Dienste geleistet, welche jezo die ausländische Cochenille thut; und selbst in der Medicin haben sie sich eben so kräftig und die nemliche Wirkung gezeigt, als denen bekannten Kermeskörnern zugeschrieben wird: Denn also soll, nach dem Bericht des Hrn. von Berniz, ein gewisser Apotheker in der Nachbarschaft von Warschau, aus dem davon ausgepreßten Saft die berühmte Alkermes Confection oder Lattweg, mit Beymischung der übrigen, nach des Mesue Vorschrift, darzu

darzu erforderlichen Stücken, verfertigt, und dieselbe eben so kräftig erfunden worden seyn, als die bekannte Französische, ja selbst die beste von Montpellier aus den Kermeskörnern ist. Cnōsfelius aber, dieser berühmte erste Arzt der polnischen Könige, Uladislai IV. und Joh. Casimirs, hat daraus mit Rosengelst eine vortreflich herzkstärkende Tinctur zu ziehen gewußt. Desgleichen soll ein damit gefärbtes Tuch oder Lappen zu Herausstreibung der Pocken und Masern, wofür sonst die Weiber an theils Orten, so wohl in Deutschland als Italien und Frankreich, die Betten mit Scharlach Tuch bedeckten, und selbst Thom. Bartholinus anzurathen gewohnt war, eben so kräftig als dieses erfunden worden seyn. Ja eben gedachter Thom. Bartholinus schreibt dem blomit gefärbten Zwirn, oder einem purpurfarbenen Faden sehr grosse Kraft bey in der Bräune, Angina, oder Entzündung des Schlundkopfs und Gaumen. Er soll die Hitz heraus ziehen und hiedurch der Entzündung steuern. In gleicher Absicht, bezeuget Schröder, pflegen viele wider das Rothlauf einen also gefärbten Seidenzwirn um das schadhafte Glied zu binden. Andere suchen auch in dem äusserlichen Gebrauche die von den Kermeskörnern bekannte Herzkstärkende und anhaltende Eigenschaft; sie gürten sich daher theils um den blossen Leib mit einer aus diesem

diesem Tuche bereiteten Binde, theils legen sie ein mit stärkenden Sachen angefeuchtetes Stück davon auf die Herzgrube und die Pulsen, und versprechen sich in diesem Falle eine merkliche Vermehrung der Lebensgeister, in jenem aber, daß die Frucht in Mutterleib gestärkt, die frühzeitige Geburten verhindert, und die zu stark fließende Monatrose gehemmet werde. Da jedermann siehet, daß dieses lauter unschädliche Weiberräthlein sind, so wollen wir mit unserer Untersuchung, in wie fern diese äußerliche Wirkung mit der Wahrheit übereinstimme, diesem leichtgläubigen Geschlecht das Herz nicht schwer machen, sie möchte sonst, ihnen zum Verdruß, auf den Aberglauben ausfallen; statt daß gleichwohl die anziehende Eigenschaft der Körnlein selbst, oder einer daraus gezogenen Tinctur, bey dem innerlichen Gebrauch ausser allen Zweifel gesetzt ist.

S. 163.

Wir gelangen abermal zu einem guten Futterkraut, welches erst seit wenigen Jahren bey uns berühmt worden; in Böhmen aber, Westphalen und Brabant schon vor Lobels Zeiten bekannt gewesen seyn soll. Es hat den Nahmen Spergul oder Knöterich; lateinisch, *sagina* *spergula* *major*, vom Parkinsono, *spergula*, vom Dodonäo und Joh. Bauhin, oder *Alli-ne* *spergula* *dicta* von C. B. weil es viele Aehn-

lichkeit mit dem Hünere Darmgeschlechte hat. Die Böhmen und Schlesier nennen es Marlengras oder Läusegras; in Westphalen wird es Sparr oder Sperr, und in Brabant Spuerie; an theils andern Orten aber der lange Knebel genannt. Es erwächst am liebsten auf Aeckern. Schon hieraus lernen wir zweyerley; erstlich, daß der Schöpfer aller Dinge dafür gesorget hat, daß nicht nur auf den Wiesen oder solchen feuchten Stellen, die hlerzu vorzüglich taugen, gute Futterkräuter wachsen; sondern derselben einige auch auf den Fruchtseldern in sandigtem Boden herfür wachsen können, damit es dem Vieh an keinem Orte an der ihm nöthigen Nahrung gebrechen möge; Zwentens aber, daß diese Pflanze, weil die mehrentheils trockene Fruchtselder ihr angewiesener Geburtsort sind, trocken und sandigten Boden lieben müsse, und also auch Stellen, wo sonst kein ander Gras oder Futterkraut wohl fortkommen will, nützlich damit angesäet werden können.

Es ist ein alljährliches Gewächs; hat viele dünne, schlanke und knotigte Stengel, woran bey jedem Knoten ringsumher in Gestalt eines Sterns viele sehr zarte, schmale, kleine Blättlein stehen.

An dem Gipfel jeder Stengel und Zweige befindet sich ein einiges weißes kleines Blümlein
in

in einem grünen Kelch. Dieses hat fünf Blumenblättlein, und ist der Gestalt nach den Blümlein der bekannten allgemeinen Hünerdarm ganz ähnlich, ausser, daß die kleine weisse Blättlein in der Mitte bey jenen nicht getheilt sind oder Einschnitte haben, als wie diese, sondern oval, rund oder ganz bleiben; auch die grüne Blättlein am Stengel, die Knoten desselben, wie schon gesagt worden, rund umher auf allen Seiten besetzen, *folia stellata*, statt daß bey diesen nur zwey und zwey, welche über dieses um viel breiter sind, gegen einander überstehen, *folia conjugata*.

Beide Geschlechter gehören gleichwohl in einerley Classe, nemlich unter die zwey und zwanzigste, oder unter diejenigen Gewächse, deren Blumen fünf Blättlein, und den Saamen in einem besondern Behältnisse eingeschlossen haben, *herbæ pentapetalæ vasculiferæ*: Denn bey beyden verändern sich die Blümlein in rundehautige Saamencapseln eines Pfefferkorns groß, welche auf denen Kelchen gepflanzt stehen, sich aber endlich, wegen der zunehmenden Schwere, unterwärts nagen, und ganz voll mit einem kleinen schwarzen runden Saamen angefüllt sind.

S. 164.

Es ist also dieses Futterkraut ursprünglich ein einheimisches Gewächs, welches in Westpha-

len, Brabant, Flandern und Holland schon sehr lang zu einem nützlichen Viehfutter angebaut, in Böhmen aber von einem gewissen, der Landwirtschaft besonders erfahrenen Grafen, ebenfalls seit vielen Jahren mit Nutzen in dieser Absicht gepflanzt, und von daher der Gebrauch davon auch in Schlesien, Sachsen und andern Orten eingeführt worden ist.

Zwar sollte man meynen, daß, weil dieses Gewächs nur sehr niedrig bleibt, keine starke Stöcke macht, und also wenig Heu giebt, dabey aber doch, weil es dick und alle Jahr gesäet werden muß, viel Saamen und Mühe erfordert, es vor die Landwirtschaft gar nicht nützlich sey: Allein gleichwie eine jede Sache nur in so fern nützlich wird, wenn sie an ihrem Ort und zu rechter Zeit gebraucht wird; also verhält es sich auch mit dieser Futterpflanze. Ihre Anbauung gereicht zum Nutzen, weil sie auf solchen Stellen erwachsen kan, wo sonst kein ander Futter, oder Wiesenkraut fortkommt, und der Platz mithin gar nicht genutzt werden könnte; deßgleichen weil sie sehr schnell aufgehet, und eben so oder dermassen hurtlig erwächset, daß in sechs bis acht Wochen, von der Saatzeit an gerechnet, Gras und Saamen reif ist; deßwegen aber erst nach vollendeter Erndte der Winterfrucht in die Stoppeln angesäet, und das Feld mithin noch einmal genutzt,

genutzt, dem Vieh aber ein milchreiches frisches Futter, zur Zeit da sonst wenig ander Gras mehr wächst, bis spät in Herbst hinein gereicht werden kan. Einige haben noch über dieses dafür gehalten, daß die Felder dadurch nicht ausgefogen werden, auch keines Düngens hierzu nöthig haben: Allein, weiter damit angestellte Versuche haben gar bald erwiesen, daß man allzuviel Ruhmens von dieser neuen Waare gemacht habe: Denn die in Schlessien davon angesäete Brachselder, haben sich dem allgemeinen Lauf der Natur vollkommen gemäß bezeugt; das ist, sie sind durch die schnell wachsende Pflanze mehr ausgefogen worden, und haben im folgenden Jahr schlechtere Kornsaat getragen, als selbst diejenige, welche zu gleicher Zeit mit Rüben, die doch sonst wegen Auszehrung des Feldes in so üblem Ruf stehen, besetzt wurden.

S. 165.

Die Pflanzung selbst geschieht auf folgende Art: Man säet den Saamen zu Anfang des Mayen, oder in warmen Gegenden noch eher, in ein wohl gepflügtes und glatt geegtes Land ziemlich dick, fährt damit dergestalt fort, daß alle acht Tage, bis zu Ende des Octobers, ein ander Stück besäet werde, so hat man dabey den Vortheil, daß nach Abmähung eines Feldes, das andere zum Abgrasen schon wieder tüchtig ist. Hat

man Saamen zur Herbstsaat nöthig, so läßt man ein Stück unberührt: denn wo man es einmal abschneiden würde, so wäre die Hofnung zum Saamen, weil es nicht mehr nachtreibt, verlohren. In Westphalen und in den Niederlanden wird gewöhnlich um diese Zeit nicht mehr angesäet, als was sie Saamen zur Bestellung der Herbstsaat nöthig haben. Sobald daher die Erndte daselbst vorbei ist, welches gewöhnlich um Jacobi geschieht, so werden die Stoppeln untergepflügt, das Land klar geeget, die Schollen wohl verdrückt, und der Spergul-Saamen darauf gestreuet. Fügt es nun das Schicksal, daß bald nach der Aussaat ein guter Regen fällt, so geht er nach Wunsch auf, und schießt, wenn nur in 14. Tagen oder 3. Wochen noch einmal ein guter Regen ihn erquickt, dermassen in die Höhe, daß er acht bis vierzehn Tage nach Michaelis zu seiner gehörigen Grösse gelangt. Masse Witterung und kalte Nächte kan er, besonders im Anfang, weil die Pflänzlein um diese Zeit gar zart sind, nicht wohl ertragen. Man thut daher wohl, wenn je eher je besser gleich nach der Erndte die Umpflügung des Feldes und Aussaat besorget wird, damit er vor Anfang der kalten Herbstnächte recht erstarken möge. Im Sandland soll er in Westphalen am besten erwachsen; hingegen hat in Schlessien ein mittelmäßig starker Bo,

Boden besser angeschlagen, im Sandland aber, nach etlich angestellten Versuchen, niemals wohl gerathen wollen.

S. 166.

Der Gebrauch hievon ist mancherley; Denn man kan es sowohl grün verfüttern, als auch zu Heu werden lassen, oder man sucht vorzüglich den Saamen zu nutzen. Diejenige, die es grün verfüttern wollen, lassen alle Morgen nach der Sonnen Ausgang so viel davon abmähen und dem Vieh in Stall bringen, als bis auf den künftigen Tag hinlänglich ist. Man legt es so, denn dem Vieh ordentlich für, doch nicht zu häufig auf einmal, damit es sich nicht überfressen möge; dem ungewohnten Vieh aber wird es im Anfang mit ander Gras gemischt, bis es dessen gewohnt worden, und im Anfang gleich darauf kein Saufen gereicht. In Westphalen schlagen sie Pfähle auf den Acker, wo der Spersgul steht, und blinden das Vieh mit Stricken daran; den Strick aber lassen sie einem jeden Stücke so lang, als es des Tags über in der Runde um den Pfahl herum abfressen solle. Ist dieses geschehen, so daß ein Fleck völlig abgeweidet worden, so schlagen sie die Pfähle weiter, bis der Acker auf solche Weise völlig abgeweidet ist.

Der Vorthell, den man durch diese Art der Fütterung erhält, soll besonders darinnen bestehen, daß das Vieh dadurch nicht nur sehr reichlich ernährt werde und überaus wohlschmeckende Butter gebe, so lange es dieses Futter genießt; sondern das Land auch solchergestalt gedüngt werde, daß es im folgenden Frühling mit Gerste besät werden könne, welche sonst in dem groben Sandland nicht aufkäme, wenn damit nicht also verfahren würde.

Will man es zu Heu und Saamen stehen lassen, so muß es vorsichtig, und ehe der Saamen völlig reif worden, gehauen oder gerauset werden, sonst fällt er gar häufig aus, weil er hierzu sehr geneigt ist. Nachher muß es etwas länger und besser als ander Heu, weil es fetter ist, an der Sonnen ausgestreut und gedörret, sodann in Haufen gesetzt, und der Saame reif und schwarz genug worden, auf einem Lacken ausgedroschen und mit Sieben gereinigt werden.

Dieses ausgedroschene Stroh oder Heu, dessen man auf einem Acker von 120 Ruthen doch ein mäßlg Fuder erndten soll, wird in der Fütterung für so gut gehalten, daß es dem allerbesten Heu nicht nachstehe. Es soll dem Milchvieh besonders wohl anschlagen, wenn es ihm den Winter über abgekocht, und das Futter mit der Brüß begossen, gereicht wird.

S. 167.

Der Nutzen aber, den diese Pflanze der Haushaltung, über dasjenige, was schon davon gesagt worden, noch ferner leistet, ist, daß es nicht nur von dem Melkvieh und denen Schafen sehr gerne gefressen wird, sondern bey jenem auch die Milch ansehnlich vermehrt, und die Butter schmackhafter; bey diesen aber das Fleisch niedlicher macht. Es wird daher auch Polygalum genannt, und ohngeachtet es in Schwaben bisher nicht angebauet worden, ist doch hier zu Land diese Milchvermehrnde Eigenschaft gleichwohl einigen guten Landwirthinnen nicht unbekannt, sondern es wird vielmehr von ihnen, weil es wild wächst, mit Fleiß aufgesucht, sobald bey denen Kühen die Milch ausbleiben will. Auch soll das Geflügel, besonders die Indianischen Hähnen, Hennen und Tauben das frische Kraut, vorzüglich aber die gleich nach der Verblühung erscheinende junge Saamenknospen, sehr begierig fressen, davon wohl genährt werden, mehr Eyer als gewöhnlich legen. Desgleichen kan der übrige Saamen, der zum Aussäen nicht gebraucht wird, anderwärts genutzt werden: Denn weil er sehr fett ist, so pflegt man daraus auf Art des Rübsensaamen ein Del zu schlagen, und dasselbe entweder zum Brennen, oder zu alle dem, worzu Thran, Lein. und Rübsenöl verwendet wird, zu gebrauchen.

S 5.

S. 168.

S. 168.

Hingegen ist in der Medicin weder von dem Kraut noch Saamen das allergeringste bekannt; doch wollen einige diesem die Eigenschaft belegen, daß er vermittelst eines erregten Erbrechen die schleimige Feuchtigkeit ausführe; jenes aber soll, nach Schwentfelds Vorgeben, den allzu starken Monatsfluß hemmen, wenn es frisch zerquetscht über die Fußsohlen gebunden wird.

S. 169.

Sonst findet man von diesem Pflanzengeschlecht noch mancherley Arten. Es wird von Ruppio, Arenaria aber nicht Strenaria, wie es in denen, übrigens allernützlichsten und wohlverfaßten Stuttgardisch-Deconomischen Realzeitungsblättern vom vorigen Jahr 7bendes Stück, vermuthlich aus einem Druckfehler, steht, genannt. Unter diesen ist eine ganz kleine befindlich, welche deswegen hier angemerkt zu werden verdient, weil sie in neuern Zeiten, eben zu diesem Haushaltungsgebrauch, in Flandern statt der gemeinen stark gebauet wird. Der Saame von dieser ist kleiner und platter als von jener, der gemeinen Art, und hat ringsherum eine weisse Einfassung. Sie erwächst zwar noch niedriger, soll aber ein viel besseres Gras geben.

S. 170.

Der Hederich, Raphanistrum, ist ein ei-
gen.

genthümlich Ackerunkraut, aus dem Geschlecht der Rüben und Kettich; es soll daher auch Heiderettich heißen: Denn sie ist an Blüthen, Saamen und Blättern diesen ganz ähnlich. Die Wurzeln aber sind nicht Rübenförmig, sondern zasericht. Dessen gleichwohl ungeacht, wird die Pflanze doch, weil es nicht üblich ist, die Unterscheidungszeichen von den Wurzeln zu nehmen, unter das Kettichgeschlecht und eben dieselbe zwanzigste Classe, oder diejenige Gewächse gezeilet, die vier Blumenblättlein haben und ihren Saamen in langen schmalen Schotten tragen, *herbæ tetrapetalæ siliquosæ*. Sie erwächset mit einem anderthalb bis zwey Schuh langen Stengel, welcher hin und wieder einige Seitenstengel und Blätter, zuoberst am Gipfel aber viele hintereinander stehende Blümlein hat. Diese öfnen sich nicht auf einmal, sondern je nach dem Maas als der Stengel im Wachsthum zunimmt, so daß endlich, weil dieser sich immer mehrers verlängert, eine ziemliche Strecke davon theils mit Saamenschöttlein, theils mit eröfneten und uneröfneten Blumen besetzt wird. Sie stehen sodenn weitläuftiger von einander, in einem anfänglich grünen, nachhero aber hellbraunen langen viergetheilten Kelch, und haben vier weisse zarte Blättlein, welche mit blaulichten subtilen Streifen oder Linien aufs zierlichste gemahlt sind.

Den

Den Griffel, woraus das nachfolgende Schöttlein erwächst, und welcher oben ein kleines gelbes Knöpflein hat, umgeben sechs Staubfäden, und die Kelche fallen zeitlich, bald nach den Blumenblättlein ab. Die Schöttlein sind auf verschiedene Art gekrümmt, schmal, oben mit einem langen Horn oder Spitz bewafnet, aus vier bis fünf Blätchen, welche durch eine darzwischen laufende zarte Haut von einander abgesondert sind, zusammen gesetzt, in deren jeglichem sich ein einiges rundlechtes Saamenkorn befindet. Sie bestehen also nicht aus zwey zusammen gefügten Schalen, wie die meisten Schotten anderer Gewächse, und lassen sich daher in der Mitte nicht spalten, springen auch nicht so leichtlich auf, oder verschütten ihren Saamen.

Die Blätter sind dem Laub der Rüben ähnlich, besonders diejenige, welche zu unterst am Boden stehen, als welche ziemlich tief und fast bis in die Mitte, die obern aber leichter eingeschnitten sind. Selten stehet eines derselben an dem Ort des Ausbruchs der Seltenstengel, wie doch sonst bey den meisten Pflanzen, deren Stengel von Blättern nicht ganz bloß sind, wahrgenommen wird.

S. 171.

So schädlich diese Pflanze, nach dem Zeugnisse der hierinnen erfahrensten Landwirthe, der Frucht

Frucht ist, so nützlich ist sie zur Fütterung vors Vieh. Jenes geschieht deswegen, weil sie dem Acker seine beste Kraft und Fettigkeit raubt, sehr schnell um sich wuchert und sich vermehret, auch wegen ihres dauhastigen und vielen Saamens nicht leicht auszurotten ist. Dieses aber hat darinnen seinen Grund, weil sie eine Rase besitzt und Schotten trägt, als von welchen Gewächsen satksam bekannt ist, daß sie von dem Vieh durchgehends sehr gern gefressen werden, sie ihm auch gute Nahrung geben, so, daß selbst einige die junge grüne Blätter zu einem Zugemüße in theurer Zeit für die Menschen tauglich halten. Der Saame fällt mit samt den Schöttlein im Feld aus, und kommt selten in die Tenne. Auch will man behaupten, daß er etliche Jahre in dem Acker liege, bis die Schöttlein verfaulen und er aufgehen könne. Hievon soll es herrühren, daß in einem Jahr auf manchem Stück Feld mehr, als in und auf dem andern hervor wachse: weil, wenn das Feld in sehr heißen Tagen zur Saat geackert und gesäet würde, die aufgeackerte Schotten durch die Hitze aufspringen, wornach alsdann der Saame herausfallen und mit der Saat aufgehen könne. Der in der Landwirthschaft sehr wohl erfahrene Herr Leopold rathet daher an, daß, wenn man dieses Unkraut vertilgen wolle, so solle man, wenn der Acker fertig und

und gut zugerichtet ist, denselben acht oder zehn Tage, ehe angesäet wird, in der Rühre liegen lassen, es werde alsdenn der Acker grün werden, und der in der Erde steckende Hederichsaamen aufgehen, nachhero aber bey dem Ansaen von dem schon aufgegangenen Hederich vieles verderben. Doch da es leicht sich ereignen könnte, daß das Frühjahr um die Saatzeit sehr naß, mithin nicht rathsam wäre, einen schon zugerichteten und fertig gemachten Acker lang in der Rühre liegen zu lassen; weil, wenn auch schon die Furchen gefahren sind, es doch geschehen kan, daß auch wohl nur von einem einigen starken Regen der Acker aufs neue ersäuft, und sodenn wieder aufs neue aufgeackert, gerühret und geeget werden müßte; so halten die meiste und selbst auch obgedachter Hr. Leopold dafür, daß dieses Unkraut am allerbesten und gewissesten könne in den Feldern vertilgt werden, wenn es zur Zeit seiner Jugend, ehe es Schößlein bekommt, fleißig ausgerauft werde.

Bei der Winterfrucht soll dieses Ausraufen zeitlich und gleich mit angehendem Frühling veranstaltet; bey der Sommerfrucht aber etwas länger gewartet werden, bis die Saat gut genug gewurzelt hat, und man mithin nimmer in Gefahr stehe, daß die schwach gewurzelte Saat mit ausgerissen werde.

Ob das öftere Brachliegen und Umstürzen des Ackers auch etwas, wie einige dafür halten, zu Vertilgung dieser jährlichen Pflanze, beitragen könne, wollen wir hier nicht entscheiden; doch dünkt es uns nicht gar wahrscheinlich zu seyn, besonders wenn dasjenige, was wir oben von der Eigenschaft des Saamens aus denen beliebten Leipziger Sammlungen angeführt haben, wie wir nicht zweifeln, gegründet ist, daß der Saame etliche Jahre in den Schöttlein eingeschlossen unter der Erde bleiben könne, und bald aufgehe, wenn er durch das Umstürzen oder Aufackern an die Oberfläche gebracht und von der Sonne beschienen werde.

Hingegen hat man bey dem Ausraufen noch diesen Vortheil, daß man dadurch ein gutes Milchsutter bekommt, welches von dem Vieh begierig gefressen, und deswegen ohne Kosten dabey zu haben, von denen, die Vieh halten, gern umsonst ausgerauft wird.

Sollte, uneracht dessen, gleichwohl etwas von denen Hederichschöttlein eingeerntet und in die Tenne gebracht werden; wie es denn unter einer grossen Menge, obgleich das meiste vorher abfällt, leicht geschehen könnte; so muß man sie beyne Wursen und Stieben des Getraids so viel möglich abnehmen. Sie können sodann vor die
Schwei,

Schweine geschrotet, und also doch auch noch genutzt werden.

Uebrigens merken wir hier noch an, daß man den wilden Senf, welcher von uns im vorigen Theil beschrieben worden, und gemeinlich Triller genannt wird, auch an manchen Orten Hedderich heiße. Er kan aber von diesem leichtlich schon von ferne unterschieden werden: Denn er hat gelbe Blüthen.

S. 172.

Jetzt finden wir unter der Frucht eine Grasart, die so gering und unscheinbar sie auch ist, so viel vermögend hat sie sich doch schon öfters bezeugt, so daß, wenn irgendwo die Verminderung der Ackerpflanzen nützlich seyn kan, gewiß die gänzliche Ausrottung dieser höchstens zu wünschen und nöthig wäre.

Es wird Lulch, Töberich, Tollkorn, Schwindelhaver im Teutschen; *Triticum temulentum* von Lobelio, *gramen loliaceum spica longiore* von Hrn. von Haller, und *Lolium* von denen Alten lateinisch genannt. Schon der Name, den die Alten ihr begelegt haben, beweiiset, daß wir nicht viel gutes von ihr zu erwarten haben: Denn *Lolium* kommt von *δόλιον*, Betrug, verfälscht, her, und ist entstanden, weil man dafür gehalten, es erwachse diese Pflanze aus der verdorbenen Kornsaat; so daß diese,
statt

statt in gute Kornhalme zu erwachsen, in jene schädliche Grasart sich verwandle. Es ist auch gewiß, daß unter allen Grasgattungen keine ist, welche denen Kornähren an Gestalt näher käme, als diese. Sie erwächst fast eben so hoch mit einem ehnigen Stengel, an deren obersten Theil die Hatteln auf beyden Seiten ganz genau angewachsen sind. Sie stellen also vollkommen eine Aehre für, woran die Hatteln wechselsweise und wechsläuffer von einander oder nicht so gedrungen beisammen stehen, etliche Zäfern, aristas, fast auf Art der Gersten, in die Höhe strecken, und flacher oder platter sind, die Aehre aber selbst fast noch so lang ist, als bey der bekannten Waizen oder Gersten Frucht.

Der Saamenkörnlein enthält jede Hattel, locusta. zwey bis drey, auch wohl bisweilen noch mehrere. Sie sind platter, als die des Waizen und Kerns, wie Ingelichen kleiner, doch haben sie keinen widrigen noch scharfen, sondern fast eben den Geschmack, welchen der Haber hat. Die ziemlich lange grasartige Blätter, sind nicht gar breit, und stehen bisweilen auch hin und wieder am Stengel, doch meistens nur zu unterst.

§. 173.

Es ist diese Pflanze hin und wieder auch dem Landmann, zwar nicht ihrer Nutzbarkeit,

sondern vielmehr des Schadens wegen, den sie bisweilen angerichtet hat, bekannt worden. Sie hat keine perennirende Wurzeln, sondern ist alljährlich, und wird am häufigsten unter dem Haber angetroffen. Man muß sie aber nicht mit einer andern ebenfalls zwischen der Frucht oft häufig wachsenden Graggattung, welche von den Landleuten, Trespel, genannt wird, verwechseln, oder, wie einige gethan haben, vor eins halten: denn diese ist unschädlich, wenigstens ist nichts widerwärtiges davon noch bekannt; wächst nur in der Winterfrucht, weil ihr Saamen etwas längere Zeit zum Aufgehen haben muß; und am häufigsten in allzufeuchtem Boden oder bey nasser Witterung. Sie unterscheidet sich auch nach ihrer Gestalt gar deutlich von dem wahren sogenannten Schwindelhaber, ob ihr gleich in Ansehung dessen dieser Name eher als der obigen Gattung beygelegt werden könnte: denn sie ist ein Habergras, dessen Hatteln nicht, wie von dem vorigen gesagt worden ist, dem Stengel auf Art einer Aehre so genau anliegen; sondern, wie der Haber pflegt, auf vielen schwachen zitternden Stielen, doch so stehen, daß gleichwohl eine jede eine ganz kurze eigene Aehre vor sich bildet, weil sie aus etlich ganz gedrunken beisammen und gegen einander über sitzenden Spelten besteht. Der gleichen erwachsen an dem obern Theil des Stengels

gels mehrentheils ein ganzer Busch beysammen. Sie neigen sich unter sich, weil die Stielein ziemlich schwach sind, und das obensitzende Gewicht der reifenden Saamenkörnlein in der Höhe oder aufrecht zu erhalten nicht vermögen. Herr von Haller nennt diese Grasart *gramen avenaceum locustis villosis crassioribus*, und beyrn Joh. Bauhin heißt sie *gramen gros Montbelgardensium*, in Sachsen aber Rissen oder Rispfen.

Sie ist die größte Grassorte, welche nach dem Zeugnisse des mehr gedachten Hrn. Leopolds und anderer, als ein geringes Getraid angesehen werden kan, weil ihre Körner etwas Mehl geben, und daher zu Brod und Viehschrot noch wohl gebraucht werden können; doch soll das Brod davon etwas schwarz und im Backen schwerer, aber nicht ungeschmack werden. Sie scheint also eine wilde Kornart zu seyn, welche bisweilen auf manchen Aeckern dermassen häufig erwächset, daß nicht nur der Landmann, sondern selbst gelehrte und erfahrene Männer auf die Meynung gefallen sind, es verwandle sich das Korn bey nasser Witterung in die Trespa, und diese könne auch in einem bessern Jahrgange sich wieder in gutes Korn verändern: Allein, ob gleich die neue Erfahrungen Linnäi, Gesneri, und anderer mehr, genugsam bezeugen, daß es

Zwitterpflanzen, und solche, die sich verwandeln können, *plantas hybridas*, gebe; so dünkt uns doch dieses hier nicht statt zu finden, sondern die von Leopold angegebene Ursache wahrscheinlicher zu seyn. Er behauptet, es rühre das mehr oder kleinere Hervorkommen derselben von der Witterung her, dergestalt daß in einem warmen und trocknen Jahrgang das Korn freudig und reichlich aufgehe, der darunter befindlich gewesene und damit ausgestreute Trespensaame aber fast gänzlich zurück bleibe; ereigene sich aber das Gegentheil, so, daß die Witterung naß und kalt sey, so bleibe das meiste Korn zurücke, und der Trespensaame, welchem diese Witterung die angenehmste ist, erwachse dermassen stark, daß fast nicht ein Körnlein im Boden zurück bleibe, und daher das ganze Feld damit besetzt, der Landmann aber zu Klagen bemüßiget werde: Ach! mein Korn ist gar zu Trespel worden!

Indessen verdient diese Begebenheit, welche Hr. von Rohr aus dem Tagebuch der Kaiserlich Deutschen Gesellschaft der Naturforscher anführt, gleichwohl Aufmerksamkeit, wenn anders nicht ein Irrthum bey der Beobachtung vorgegangen, und dem Trespensaamen dasjenige bemessen worden ist, was Würmer oder Maden verrichtet haben: denn hier heißt es: „Es habe
„ein fleißiger Hauswirth unterschiedene Walzen
„für

„körner bey sich getragen und den Leuten gezeigt,
 „die von den Trespkörnern, welche dabey ge-
 „legen, ganz ausgehöhlt und verzehrt worden,
 „so, daß nur die Schale noch bey etlichen übrig
 „geblieben sey; die Trespkörner aber wären
 „ganz voller Kern gewesen. „

Noch ferner ist unser Lolium nicht zu ver-
 mengen mit derjenigen Pflanze, welche von
 Fuchs, Zorn und noch mehr andern zwar auch
 also genannt wird, aber aus einem ganz andern,
 dem Marienrösleingeschlechte ist, und insgemein
 sonst Nigellastrum, Raden, heißt, wie bekannt,
 eine Nelkenblume hat, und ganz unschädlich ist.

S. 174.

Hingegen ist der rechte Schwindelhaber, zu
 dem wir uns jezo wieder wenden, von sehr schäd-
 licher und giftiger Wirkung, wenn etwas
 davon unter das Korn gemahlen wird. Er übet
 seine schädliche Eigenschaft aber noch mehrers
 oder am meisten aus, wenn warme Spelsen von
 einem solchen Mehl bereitet werden. Die vielen
 Zeugnisse, welche in dem Tagebuch der Kaiser-
 lich-Deutschen Gesellschaft der Naturforscher,
 Nürnbergischen Commercio litterario, bey
 Lantilio und andern mehr davon zu finden sind,
 überwiegen allen Zweifel, den man über die Ge-
 wissheit desselben haben könnte. Schon Gale-
 nus hat angemerkt, daß die Genießung dessel-

ben Kopfschmerzen und Geschwüre verursacht habe, und die Erfahrungen neuern Zeiten haben erwiesen, daß er vorzüglich dem Haupt schade, weil er jähligen Schwindel mit Verfinsterung der Augen, Schlaf und Ohrensausen u. erzeugt. Der deutsche Name ist hiervon entstanden. Doch ist immer ein Unterschied in der Wirkung zu finden, welcher theils von dem Unterschied des Alters dessjenigen, der eine solche schädliche Speise genossen hat; theils auch von dem Unterschied der Speise selbst herrühret: denn also will man angemerkt haben, daß er Kindern am wenigsten geschadet, Jünglingen etwas mehr, und denen Alten am meisten; auch daß er in warmer Speise heftiger als in trockener; am heftigsten aber unter dem Bier und Brandtwein, woselbst er schnell und stark berauscht; am wenigsten hingegen wenn die Speise mit viel Speck und Butter vermengt, oder Kohlraut dabey genossen worden ist, gewürkt habe.

Die meisten sind gleichwohl in zwölf Stunden ihres Schwindels befreit, und nur sehr wenige durch dessen Genuß ihres Lebens verlustig worden. Doch gedenkt Burghardt eines Alten, der sich dadurch einen Schlagfluß zugezogen; und Lenticilius eines Rasenden. Bey andern hat man gleich ein paar Stunden nach dem Essen Erbrechen, Bangigkeiten, Zittern und Steifheit

Dem Geflügel hingegen, als Hünern, Capaunen, besonders aber den Tauben und Wachteln soll er gesund seyn, sie in kurzer Zeit fett machen, und das Eyerlegen bey den ersten befördern. Es mag aber diesem nicht allezeit sicher zu trauen seyn; wir wollen auch niemand anrathen, das Geflügel damit zu füttern: Denn nicht nur findet man bey den Alten häufige Geschichten, wo das Essen der Wachteln, die dem Saamen dieses Unkrauts sehr begierig nachstellen, oft sehr schädlich ausgefallen; sondern es sind auch in neuern Zeiten schädliche Wirkungen von derselben Genuß bisweilen angemerkt worden. Ein merkwürdiges Exempel hievon ist in dem Tagebuch der Kaiserlich Deutschen Gesellschaft der Naturforscher zu finden, da ein Hofrath und seine Frau durch den Genuß dieser Vögel in heftige Sichter und Verrückung des Verstands gefallen. Die Lerchen sind ebenfalls schon manchem übel bekommen; und von den Tauben ist es ein altes Sprüchwort, daß, wer viele und oft dieselben esse, endlich milzsuchtig werde.

S. 176.

Unter den Thieren hat man wahrgenommen, daß er den Schweinen am wenigsten geschadet; den Hunden aber, nach dem Zeugnisse des ehemaligen berühmten Lehrers, Rudolf Jacob Cammerer, welcher eine eigene Dissertation

tion von diesem Unkraut geschrieben, fast eben die nehmliche Zufälle, als es bey den Menschen pflegt, mit Schwindel, Schlaf und Tollheit erregt habe. Hingegen sollen die Pferde, die unter dem Haber viel davon genossen haben, theils muthiger, theils aber auch Mondblind geworden seyn; andere dergleichen heftig darauf geschwikt, ober sich auf dem Boden stark gewelzt, und bisweilen so stark geschlafen haben, daß sie auch nicht darüber erwacht, als ihnen das Fell abgezogen worden.

Von diesem letzten Vorfall erzählt Wagner in dem mehrgemeldten Tagebuch der Naturforscher in Deutschland ein lächerliches Exempel, welches in einem Dorfe nicht weit von Zürich in der Schweiz sich schon vor langer Zeit zugetragen haben, und von Joh. Vitodurano, unter seinen in der Stadtbibliothek zu Zürich befindlichen glaubhaften Handschriften, aufgezeichnet gefunden worden seyn solle. Es lautet also: „Ein Pferd aß so viel von dem Schwindelhäber, daß es von seinem Herrn für todt gehalten, daher aus dem Dorf auf den Gemeinanger geführt und daselbst abgezogen wurde. Als aber der Schlaf des Pferds vorbei war, kam es wieder ohne Fell zu seinem Herrn nach Hause, und jagte sowohl ihm, als auch andern, die es mit sahen, einen ziemlichlichen Schrecken ein.

S. 177.

Die Natur desjenigen, womit diese Pflanze obgedachte schädliche Wirkungen ausübt, scheint aus der Gleichheit des Erfolgs eben so beschaffen zu seyn, als das Opium und andere tolltumm- oder Schlafmachende Dinge, welche die gewöhnliche Reizbarkeit der Nerven vermindern, den gleichen Einfluß der Lebensgeister stören, und überhaupt alle Verrichtungen des mechanisch-thierischen Baues, besonders aber die Absonderungen der Unreinigkeiten, *se. & excretiones*, in etwas aufhalten.

Es kan also nicht scharf oder reizend, sondern muß mehr blindend, zusammenziehend, linderend und verdickend seyn. Zwar hat Lentilius durch die Destillation aus einer Retorte einen sehr ägenden und dem Scheidwasser ähnlichen sauren Geist daraus erhalten, welcher auch auf dem Chemischen Probierstein, *per Reagentia*, als ein solcher erfunden worden ist; und Rideux hat ein harziges scharfes Extract herfür gebracht; andere einen Geist, der sehr schnell berauscht und deswegen, wie Cammerer bezeuget, von einigen betrügerischen Brandtweinbrennern, besonders bey Korntheure, unter den Fruchtbrandtwein gemischt wird. Dieses aber kan theils, weil es saurer Art ist, gar wohl dergleichen Wirkungen hervorbringen; theils ist kein Schluß von dem, was

was durch die gänzliche Zerstörung eines Körpers, wie bey der Destillation durch eine Retorte gewöhnlich geschieht, hergebracht wird, und mehrertheils nur ein Theil des Ganzen ist, auf das Ganze selbst und seine vor der Zertrümmerung gehabte Wirkungen zumachen. Das Spießglas Antimonium, kan, wenn es zart gerieben worden, sicher als eine gute blutreinigende Arzney genommen werden; scheidet man aber desselben Bestandtheile von einander, so erregt der schwefelichte Theil, allein für sich, heftiges Erbrechen.

S. 178.

Die Mittel, welche wider dergleichen, aus dem Genuß des Schwindelhaders entstandene Zufälle, für die besten befunden worden, sind ein schnell erregtes Erbrechen, durch eingenommenes Leinöl und laulicht Wasser, hernach ein Löffel voll Eßig oder Wein, oder auch Eßig ganz allein ohne ein Brechen zu erregen; dergleichen das Diascord. Frac. und überhaupt Schweiß, oder sogenannte Gistaustreibende Mittel, Alexipharmaca, wie denn auch Burghardt angemerkt hat, daß bey denjenigen, welche mit einem heftigen Schweiß befallen worden sind, das Uebel baldter und leichter nachgelassen habe, als bey denen, welche es mit Erbrechen oder Durchlauf angegriffen. Lencilius hat, wo das Uebel schon länger gedauret, ein Pulver von Schweißtreiben-

bendem Spleßglas, gesiegelter Erde, Pomeranzen-schaalen und etwas Kümmelöl verordnet, und solches aus Krausemünzen- und Kümmelwasser mit Chamillenstropf versüßt nehmen, äußerlich aber auf den Magen ein Säcklein von Wermuth, Chamillen, Wacholderbeer und Kümmel legen lassen. Bey andern ist das Birckmannische Magen- und Carcerarische Grimmerpulver mit etwas Kümmelöl besser befunden worden. Vor diejenige, welche sich die besondere Augenkrankheit, woben man bey starkem Licht wenig, in der Dämmerung aber besser sieht; Nyctalopia, dadurch zugezogen haben, soll Kalosleber gespeist, allein am besten getauget haben. Das beste mag gleichwohl seyn, sich vor dergleichen verdächtigen Speisen zu hüten, oder dahin zu sehen, daß entweder dieses Unkraut aus den Feldern gänzlich ausgerottet, oder wenigstens die Frucht wohl davon gereiniget werde.

Es ist daher an theils Orten, wie Lenticulus von dem Württenberger Land bezeuget, die löbliche Verordnung, daß diejenige, so Habermehl mahlen und verkaufen, von der Obrigkeit darüber beeidiget werden, daß kein Schwindel darinnen sey. Indessen dürfen sich unsere hiesige Habersuppenliebhaber dadurch nicht abschrecken lassen: denn was allhier in Memmingen unter dem Nahmen, Haber, Habermehl, Kochhaber, verkauft

kaust wird, ist kein wirklicher Haber, sondern der beste Kern oder Walzen.

S. 179.

Den Haber aber von den beygemischten Schwindelkernen zu reinigen, haben schon die Alten auf Mittel gesonnen; sie haben zu dem Ende eigene Siebe darzu erdacht, oder den Haber gewaschen und geworfelt; in der Hoffnung, es sollte auf die erste Art nur der Schwindel, weil die Körner kleiner sind, durchfallen; durch die andere Verrichtungen aber, weil er leichter ist, entweder oben schwimmen, oder davon fliegen: Allein es hat schon Lentilius gesehen, daß alles dieses nicht hinlänglich sey: denn obgleich die Körner etwas kleiner sind, so haben sie dagegen einen längern Stachel oder Spitz, welcher wieder ersetzt, was ihnen an Länge abgeht; dergleichen sind die wenigste so leicht, daß sie beym Waschen oben schwimmen, oder beym Worfeln davon fliegen. Die Kornsegg-Maschine, welche im ersten Versuch der Breßlauischen Sammlungen p. 73. abgezeichnet, und im 5ten p. 1489. gebilliget worden, heutiges Tages aber an vielen Orten wohl bekannt ist, wird demnach noch für das beste gehalten.

S. 180.

Damit aber Niemand meyne, es besitze diese Pflanze nur lauter schädliche Eigenschaften; so können

können wir nicht unbemerkt lassen, daß sie in der Arzney gleichwohl ein und ander gutes, wenigstens dem Nahmen oder der Sage nach, verrichte. Also wird ein davon gekochter Brey äußerlich zu Ueberschlägen in Hüftweh; zu Zeitigung der harten Beulen und Geschwulsten; oder das Mehl mit Taubenkoth und Leinsaamen vermischt und in Wein gesotten, zu Zertheilung der Kröpfe gelobt. Fabelhaft aber lautet, was einige sagen, daß, wenn man die Pflanze mit der Wurzel ausreisse, aus derselben einen Kranz verfertige und solchen um die Obstäume binde, dieselbe ihre Früchte nicht unreif abfallen lassen, sondern bis zur rechten Zeit behalten sollen.

S. 181.

Nunmehr gelangen wir auch einmal zu der seit einigen Jahren, unter dem Nahmen, Pfennig- oder Hellerkraut, durch die beliebte öconomische Nachrichten des Freyherrn von Söbenthal so bekannt gewordenen und berückichtigten Pflanze.

Ihr gewöhnlichster deutscher Nahme ist Klaffer, Baurensenf, *Thlaspi siliquis latis*. Sie erwächst alljährlich aus dem Saamen, ein bis zwey Schuh hoch, mit einem runden Stengel, woran wechselsweis gelbe oder hellgrüne, glatte Blätter, eines halben Fingers lang und Fingers breit stehen, welche keine Stiele haben, son-

sondern dem Stengel an dem Ort ihres Ursprungs ganz genau anliegen und biswellen an dem Rand ganz ohne Zacken, mehrentheils aber weltläufig, doch nicht tief, gezackt sind.

Der Stengel bekommt gewöhnlich zwey bis drey, auch mehrere Seitenzweige, woran die Blümlein, so wie an dem Hauptstengel, oben theils neben, theils unter einander sich beisammen an einem Büschlein befinden. Diese sind weiß, klein, enthalten vier Blumenblättlein und einen eben so oft getheilten Kelch. Sie blühen nicht alle zugleich, sondern die untersten zuerst, und diesen wachsen und folgen an dem Gipfel, je nach Proportion als der Stengel im Wachsthum zunimmt, immer mehrere nach, so daß zuletzt die oberste Spitze des Stengels annoch frisch geschobene Blümlein haben kan, wenn schon unten her die Hälfte desselben mit ganz reifen Saamenschöttlein auf allen Seiten besetzt ist: Denn es ist dieses Pflanzengeschlecht, wie noch viele andere, nicht so beschaffen, daß der Stengel seine vollkommene Höhe erreicht, ehe die Blumen sich öffnen, oder, wie bey den Dolden Gewächsen, weiter nicht mehr wächst, so bald die Kronen oben erscheinen; sondern er verlängert sich immer noch, und schiebt oben neue Blumen, doch dergestalt, daß niemals gar zu viel auf einmal blühen können, weil die ältere indessen zu Saamen werden.

Mit

Mit diesen Saamenschöttlein kan also endlich mehr als die Hälfte des Stengels besetzt werden. Sie stehen ziemlich zahlreich an eigenen Fingersbreit langen Stielen rings an demselben herum. Sie sind flach, rund, mit einer blätterhaften, grünen, dünnen, aber ziemlich breiten Einfassung am Rand versehen. Diese Einfassung beträget mehr als die Hälfte an der Grösse des Saamengehäuses, ist oben etwas breiter und in der Mitte in Gestalt eines Herz ausgeschnitten, unten aber, wo sie am Stiel stehen, schmaler. Sie haben also die Gestalt einer kleinen Münze, eines Pfennigs oder Hellers, nur daß sie, wann die untersten vollkommen ausgewachsen sind, etwas größer oder umgekehrt wie ein Kreuzer werden. Dieses mag auch die Ursache seyn, daß dieser Pflanze an einigen Orten, wie aus denen öconomischen Nachrichten erhellet, der Name Pfennig oder Hellerkraut beygelegt worden ist, welcher sonst gewöhnlich einem ganz andern kriechenden Gewächse mit gelben Blumen und runden Pfenningsförmigen Blättern gebühret. Indessen ist doch gewiß, daß diese Benennung gleichwohl so unschicklich nicht sey, da zumalen diese Saamencapseln sowohl in Ansehung ihres Wesens, als auch der Farbe und Stelle, da sie den halben Stengel besetzen, viel Blätterähnliches haben.

Das platte innere Behältniß des Saamens wird durch eine schragstehende Scheidewand in zwey Fache getheilt, in deren jeßlichem gleich zunächst an der Scheidewand vier bis sechs kleine schwarzbraune, rau gestreifte, rundliche Saamenkörulein enthalten sind, welche zeitlich ausfallen, so daß, wie wir unten einen Beweß davon anführen wollen, diese Pflanze in einem Jahr zweymahl blühen kan.

§. 182.

Sie ist also mit dem Brunnenkress, Löffelkraut, Hirtentasche und dergleichen aufs genaueste, etwas weitläuftiger aber mit dem Kettich, Rüben Kohlkrout und Senggeschlechtern verwandt, und gehört daher unter die zwanzigste Classe und derselben zweyte Abtheilung; das ist, unter die Gewächse mit vier Blumenblätterlein und einem nachfolgenden platten, runden Saamengehäuse, welches durch eine in der Mitte querstehende Scheidewand in zwey Fache getheilt ist, herbæ tetrapetalæ siliculosæ sive capsulatæ, membrana cellas dissepiente ad planum seu latitudinem capsulæ transversæ. Sie unterscheidet sich von allen übrigen Arten ihres Geschlechts am deutlichsten, theils an dem sehr breiten und flachen Saamengehäuse, theils aber auch an dem darinnen enthaltenen Saamen selbst, als welcher hier mit diesen Cirkulformigen Streifen

gezeichnet und daher rau anzufühlen ist, statt daß die andern Gattungen einen glatten tragen.

S. 183.

Ein mittler und leichter Boden ist ihr am liebsten, in welchem sie sich schnell und stark vermehret, so daß auch die Brachfelder davon nicht befreit bleiben, und läßt mehrentheils ihren Saamen fallen, ehe das Getraid geschnitten wird, oder wird in der Erndte durch das Rütteln im Arbeiten ausgeschüttelt; doch kan auch noch ein gut Theil in die Scheune kommen, weil sie lang blühet, und mithin nicht alles auf einmal zeitiget.

Man trifft sie nirgends als auf Aeckern an, und dann und wann auf Strassen, die zwischen Fruchtfeldern hingehen. Sie schelnet daher ein eigenthümlich eingebornener Ackerbürger zu seyn.

Die Saamenkörnlein sind hart, können daher wohl mit dem Dünger auf die Felder kommen; es soll aber, wie wir aus denen obgedachten öconomischen Nachrichten ersehen, das Vieh diese Pflanze nicht anbeissen, worüber sich gleichwohl zu verwundern ist, weil sie doch räß oder freßartig am Geschmack und ein Schottengewächs, der Geruch aber dabey nicht viel bedeutend ist. Sie erfordert etliche Wochen, bis sie aufgeht, wie wir dann selbst, als wir dieses Jahr etwas davon angesäet haben, vier Wochen warten mußten, bis die erste Spizlein der zarten Pflänzlein erschie-

erschienen; wächst in unsern Feldern, besonders gegen Abend, bisweilen, wie in ganz Schwaben, und vielleicht, so viel wir aus den Pflanzenbeschreibungen von verschiedenen Gegenden abnehmen mögen, in ganz Deutschland häufig; in Engelland hingegen, besonders in der Nachbarschaft von London, soll sie rar seyn, und in Frankreich haben wir sie auf unserer Reise durch Lothringen und Champagnen nach Paris, auch in dortiger Gegend gar nicht wahrgenommen.

Herr Leopold hält dafür, daß, wo ein Feld stark damit angefüllt, man sie am besten ausrotten könne, wenn spät Heldekorn darauf gesäet werde, weil der Saame sodann weder reif werde noch ausfalle.

§. 184.

Unter den mancherley sowohl in, als ausländischen Gattungen ist allein die Eretische für würdig befunden worden, zur Zierde etwas beizutragen. Sie gehet in der Blühungsart und Gestalt der Blumen von den andern in etwas ab: denn diese sind allhier viel grösser, purpurn oder violettfarben, und bisweilen völlig weiß. Sie stehen alle zu einer Zeit auf einmal zu oberst am Gipfel an einem flachen Dolden oder Kopf beisammen, und präsentiren sich also ziemlich lieblich. Ihre vier Blumenblättlein, woraus sie bestehen, sind sehr ungleich an Grösse und Ge-

stalt: denn die vordersten zwey, rings umher an dem Rande des Blumenkopfs, sind wohl sechs- mal so groß als die zwey übrige hindere; auch sind sie ovalrund und vorwärts gebeugt, statt daß diese rückwärts stehen. Deßgleichen ist der Stengel viel häufiger mit Blättern besetzt, sie sind aber nur sehr schmal, schön grün, vornen spitzig, oder überhaupt den Blättern des Lein- krauts ganz ähnlich.

Man bedienet sich derselben in den Gärten bisweilen zur Einfassung der Rabatten; es soll aber, weil sie sehr gail wachsen, nicht wohl, hin- gegen besser gethan seyn, wenn man sie Fleckwel- se in die Mitte der Rabatten unter die hochwach- sende Pflanzen säet, und wenn sie aufgegangen, ausjätet und dünner macht, damit sie stärkeres Wachsthum und Blumen erlangen. Einige säen den Saamen zu zwey bis drey verschiedenen mahlen, als im Merzen, Aprill und May, damit sie auf diese Weise von dergleichen jährlichen Pflanzen immer zu welche haben, die auf einan- der folgen.

S. 185.

Wir gehen noch einmal zu der ersten allge- meinsten Gattung zurück, und merken von dersel- ben an, daß sie die einzige sey, welche, obschon nicht in denen Apotheken, doch in der Arzney bekannt ist. Sie hat einen zwar nicht gar starken, aber
doch

doch etwas widerlichen Knoblauchsgeruch, wenn sie zerrieben wird, und der Saame besitzt eine dem Senf ähnliche Schärfe. Es ist dieses den Alten schon bekannt gewesen; sie haben ihm daher, und mit ihnen Eremüller, und einige noch neuere, fast eben die Eigenschaften, welche an dem Senf gepriesen werden, bengelegt; besonders soll er das gestockte Geblüt zertheilen, den Urin und die Monatszeit treiben, innerliche Geschwüre zeitigen, und für Hüftweh, Gliederschmerzen, als ein Schweißtreibend und Geblütreinigendes Mittel dienlich seyn. Boerhave aber rathet an, daß man ihn mit Zucker und Wein reiben und vermischen solle, weil er sonst die Fäulung allzustark befördere. Selbst der deutsche Name Baurensenf, kommt von der Aehnlichkeit der Wirkung mit dem gemeinen Senf her, und der Vorzug, welcher diesem Saamen ertheilt worden, als man ihn vor vielen andern mit unter diejenige Stücke gesetzt hat, woraus der Theriac gemacht wird, beweiset die Hochachtung und alten Gebrauch desselben.

S. 186.

Das wichtigste von seinen Eigenschaften bleibt gleichwohl der Haushaltung gewidmet; ist aber erst seit wenigen Jahren, wie wir gleich im Anfang gesagt haben, in Erfahrung gebracht und bekannt gemacht worden. Das 12. und

201gste Stück der mehrgedachten öconomischen Nachrichten enthält die nützliche Blätter, durch welche zu jedermanns Besten diese Pflanze von einem Ungenannten als ein ohnfehlbares Mittel wider den weissen und schwarzen Kornwurm, desgleichen für die Wanzen angepriesen wird.

Es ist dieses eine längstgewünschte und aus der Erfahrung hergenommene Entdeckung, die um so viel wichtiger ist, je leichter und wohlfeiler dieses Mittel dafür überall zu haben, und je größer der Schaden, den die erstern, und die Ungelesgenheit, den die letztern in der Landwirtschaft und Haushaltung bisweilen angerichtet haben, war.

Wer nicht von selbst schon von der Nutzbarkeit dieser Erfindung genugsam überzeugt ist, den kan die schnelle Nachahmung der Franzosen, und ihre dabey gezeigte Aufmerksamkeit zum Beweise dienen. Diese Nation ist sonst nicht gewohnt, vieles von den Deutschen zu entlehnen, sondern vielmehr, daß man ihr nachahme. Gleichwohl waren sie von den ersten, die Versuche damit anstellten. Sie fanden zwar nicht, was sie suchten; aber sie fanden oder vielmehr sie verstunden den rechten Nahmen dieser Pflanze nicht. Der Nahme Pfennigkraut verführte sie so, daß sie die Numulariam dafür hielten. Der Versuch mißlung also, aber die Sache selbst schien zu wichtig, daß man sogleich davon abstecken sollte. Sie hiel-

hielten vielmehr, weil ihnen die Redlichkeit der Deutschen bekannt genug ist, dafür, daß sie die rechte Pflanze nicht getroffen haben. Der Königliche Buchdrucker, Herr Boudet in Paris, mußte sich deswegen expresse durch Briefe bey dem Hrn. Verleger gedachter Nachrichten mit mehrern um diese Pflanze erkundigen, und sich umständlichern Bericht, nebst etwas Saamen davon ausbitten.

S. 187.

Die Art dasselbe zu gebrauchen, ist ganz einfach: Man läßt entweder das Kraut mit samt dem Saamen, wenn es nicht zu viel ist, daß man vorhero die Körner ausdreschen zu lassen nützlich und der Mühe werth achtet, in einem Kessel wohl zusammen kochen, und mit der Brühe und Kränzig zugleich, wie es zusammen gekocht hat, die Böden und Seltenbreter tüchtig fehen und bestreichen, nachhero liegen und trocken werden, und sodann alles wieder reinigen. Oder man nimmt, wo wenig von diesem Kraut zusammen gebracht werden kan, und der Fruchtboden nicht groß ist, dasselbe frisch, druckt es doppelt zusammen, so viel als in die Hand gehet, und reibet sodann mit dergleichen Wischen den Boden und das Bretterwerk, oder so es für die Wanzen dienen soll, die auseinander gelegte Bettstätten in allen Ecken, Selten, Winkeln und Klüften ein

und mehrmal. Hat man aber so viel vordiesem Saamen der Pflanze zusammen bringen können, daß ein Del hat mögen daraus geschlagen werden, so soll mit diesem Del alles Bretterwerk wohl bestrichen und an der Luft wohl getrocknet, die ausgepreßte Kuchen aber mit zu dem Kraut, wenn man es nach obiger Anweisung kochen und so gebrauchen will, gethan und mit gekocht werden,

S. 188.

Man hat hiebey den Vorthell, daß dieses Mittel nicht, wie viel andere bisher hiesür angerühmte, dem Getralde und Bettstätten einen widrig eckelhaften oder stinkenden Geruch mittheilt: Denn es ist hievon nicht viel zu spüren, und auch das wenige, was daran wahrgenommen wird, verliert sich gleich im Kochen oder Trocknen. Wir können dieses hler aus der Erfahrung schreiben, weil wir selbst die Probe damit gemacht haben. Die Klage des Hrn. Erfinders, welche er im 51. Stück darüber geäußert, daß nicht ein einziger Landwirth Nachricht gegeben, ob ein Versuch damit gemacht worden, und wie er ausgefallen? schien uns so billig, und die Ursache darzu so wohl gegründet, daß wir, sobald wir sie lasen, uns vorsetzten, diese Pflanze aufzuuchen, einen Versuch damit zu machen, und also das billige Verlangen des Hrn. Erfinders unserer Seits zu erfüllen. Es war schon der August zu Ende, als wir

wir diesen Voratz faßten, und mithin schlechte Hofnung zu machen, weil diese Pflanze gewöhnlich in diesem Brachmonat ihre Blüßzeit hat, daß wir dieselbe in diesem Jahr noch finden würden. Wir wagten es gleichwohl, fanden aber im Hinweg auf denen Feldern, wo sie sonst häufig war, kein grünes Blättlein mehr. Wir mußten uns demnach an denen strohdürren Stengeln und denen theils schon leeren Saamenhülsen begnügen, und waren froh, daß wir gleichwohl von diesem noch etwas sammeln konnten. Es war zu wenig ein Oel daraus schlagen zu lassen; wir waren daher schon gesonnen, mit Wasser eine Milch, wie man aus Mandeln oder anderm Gesäimig zu thun pflegt, daraus zu bereiten; als uns zum Glück der Heilmweg über einen Rübenacker führte, woselbst wir diese Pflanze noch unvermuthet und ungesucht, ganz frisch und in der schönsten Blüße, ja theils noch ohne Blüthen, gleich als wäre es erst im Mayen, zu unserer Freude antrafen. Hier hätten wir wünschen mögen, daß wir die Probe an den Kornwürmern zuerst hätten machen können: allein das Schicksal hat uns weder so glücklich gemacht, große Kornhaufen zu haben, noch so unglücklich dieselbe hinweg fliegen zu sehen. Wir adressirten uns also an die Wanden, und zwar an eine Bettstatt, die derselben wegen schon etliche Jahre nicht nur im Verdacht,

sondern hinlänglich überzeugt war; ließen zu dem Ende das frische Kraut, um es saftiger zu machen, in einem Mörtel zerquetichen, und damit, so saftig als es war, nach gegebener Anweisung, alle Fugen, Ritzen, Spalten und so viel möglich war, die ganze Bretter einreiben, trocknen und abkehren, und erwarteten die Wiederkehr der Wanzen. Wir haben aber bishero zu unserm Vergnügen vergeblich gewartet: denn es hat sich seit der Zeit, welche doch jezo, da wir dieses schreiben, schon ein ganzes Jahr beträgt, in dem Bretterwerk keine Spur mehr davon gezeigt; doch hat dadurch nicht verhindert werden können, daß nicht in den Betten selbst oder an den Umhängen einige derselben bisweilen auf der Promenade gesehen worden wären.

S. 189.

Die jezo folgende Sirtentasche, Bursa pastoris, Bourse a Pasteur, oder das an theils Orten also genannte Teschel, oder Sedelkraut, kommt mit dem vorhergehenden Baurensenf, der Gestalt nach, fast in allen Stücken überein. Ihre Wachsthumsgart ist eben so beschaffen; auch wird beydes oft, oder an manchen Orten, mit einerley Nahmen, Taschenkraut, belegt; nur ist sie darinn hauptsächlich unterschieden, daß die ganze Pflanze, besonders aber die Saamengehäuse viel kleiner, und diese letzte von ganz anderer Gestalt find,

sind, auch die Blättlein in manchen Arten sehr tiefe, bis auf die mittelfte Rippe gehende Einschnitte haben, und die meisten davon an einem Wase zu unterst am Boden besammen stehen. Uebrigens erwächst sie aus einer dünnen, weissen, zaserichten Wurzel mit einem Schuhlangen Stengel, woran etliche kleine Zweige, und hin und wieder wechseisweise gesetzte dunkelgrüne Blätter sind. Die Blümlein bestehen, wie die von der vorigen Pflanze, aus vier kleinen weissen, kreuzweis gesetzten Blättlein, und der Stempel verwandelt sich eben auch also in eine flache kleine Schote, welche von der vorigen in nichts unterschieden ist, als daß sie eine dreneckigte oder eines Hirtentasche ähnliche Gestalt hat, und wie schon gesagt worden, viel kleiner ist.

S. 190.

Sie gehört also, wie leicht zu erachten, unter eben dieselbe zwanzigste Classe und Ordnung, erwächst aber nicht nur auf denen Fruchtfeldern, und ist kein ursprünglich Ackergewächs, sondern viel häufiger an altem Mauerwerk, Strassen, Zäunen und ungebauten Orten. Sie scheint daher meistens theils nur durch das Bodensühen auf die Fruchtfelder zu kommen. Ihre Fortpflanzung geschieht allein durch den Saamen: Dann sie ist alljährlich, und kommt nicht über den Winter, ob sie schon ihres buschigen Laubs wegen
 bis,

blizwellen zu perenniren scheint. Die Alten haben sie nicht gekannt, wenigstens will keine von denjenigen Beschreibungen, welche sie uns von Pflanzen hinterlassen haben, sich auf diese wohl rechnen oder dahin erklären lassen. Ihr Wachsthum ist gleichwohl sehr gail und die Pflanze selbst in ganz Deutschland, Engelland und Frankreich häufig in allen Gärten, Winkeln und Ecken, zum grossen Verdruß der Gärtner, zu finden. Sie ist als ein wahres Unkraut, oder solches anzusehen, das keinen beständigen Geburtsort hat, sondern weil sie dauerhaft und mithin auf allen Boden fortkommen kan, sich überall, wo nur der Saame hingelangt, als ein wahrhafter Schmarrocker bezeugt. Die Wiesen können sie daher eben so oft aufweisen als die Aecker, und selbst die Wälder sind nicht immer davon befreit. Auch blühet sie und trägt Saamen zugleich fast den ganzen Sommer über.

Der Gattungen sind nur etliche, und auch diese sehen einander in allen Stücken so gleich, daß es scheint, sie seyn ursprünglich nur ein einziges Gewächs, und der kleine Unterschied rühre mehr von der Verschiedenheit des Bodens oder der Geburtsstelle her: denn alles, was man hies von sagen kan, bestehet darinnen, daß die Blätter mehr oder weniger, tiefer oder selchter, zarter oder gröber verschnitten, gar oft aber auch voll-

fom.

kommen ganz, oder ohne alle Einschnitte, und die Stengel bald höher bald niedriger sind.

S. 191.

In der Haushaltung hat sie bishero nichts Achtungwerthes geleistet. Auch kan sie unter dem Futter dem Vieh zwar nicht schaden, und als ein Schottengewächs ihm nicht zuwider seyn; doch halten wir dafür, daß sie zum Fett werden und Milchzeugen nicht wohl tauglich sey, besonders allein oder häufig versüttet, weil sie eine stark trocknende und anziehende Kraft und edelhaft süßlechten Geschmack hat.

Hingegen sind die Arzneyeigenschaften desto berücksigter: Denn sie wird sowohl äußerlich als innerlich gebraucht; für ein Wund- und Blutstillendes Kraut gehalten, und daher von einigen Blutkraut, Sanguinaria, genannt.

Ihre anziehende und Blutstillende Kraft soll so nachdrücklich seyn, daß, wenn das bloße Kraut nur in den Schuhen getragen werde, man die allzustarke Monatrose dadurch zurück halten, das Nasenbluten aber stillen könne, wenn es in der Hand derjenigen Selte, wo das Blut herausläuft, gehalten wird. Ueberhaupt sollen alle Blutstürzungen, nach übereinstimmendem Zeugnisse aller, die davon geschrieben haben, mit äußerlichen Ueberschlägen von diesem Kraut können gedämmt werden; deßgleichen hat es Borellus
auch

auch nur äusserlich zerstoßen, und frisch in die Ohren gesteckt, als ein durch öftere Erfahrungen bewährt erfundenes Mittel wider Zahnschmerzen gerühmt; und Welschius hält es zu Linderung der Kopfschmerzen für sehr geschickt und tauglich. Andere aber lassen für das Nasenbluten den frisch ausgepreßten Saft mit Baumwolle in die Nasenlöcher stecken, oder das frisch zerstoßene Kraut mit Eßig und Eperweiß vermengen und über die Stirne schlagen. Am wenigsten scheinen diejenige auszurichten, welche es in Fiebern auf die Puls zu binden anrathen, es sey dann, das Fieber habe schon lang gewähret, die wesentliche Ursache desselben sey hinlänglich ausgeführt und die noch fortdaurende Anfälle rühren daher mehr von der Gewohnheit her. Wörligenfalls oder im Anfang der Fieber würde nothwendig ein solch äusserlich anziehendes Mittel das Geblüt aus den äussern Gliedern in die innere grössere der Brust und des Kopfs zurück treiben und mithin die Dangigkeiten und andere damit verknüpfte Beschwerden eher vermehren als vermindern.

S. 192.

Eben also wird auch der innerliche Gebrauch davon zu dem nemlichen Endzweck, in Blutstürzungen die Aufwallung des Geblüts zu besänftigen von einigen grossen Aerzten gelobt und angerathen. Es ist aber dieses ja nicht ohne Unterschied

schied zu verstehen, und mit grosser Vorsicht zu gebrauchen, wenn man nicht Gefahr laufen will, daß der Blutfluß eben so oft dadurch vermehrt als vermindert werde. Es kommt alles hierinnen auf die Leibesbeschaffenheit des Kranken an: denn die Erfahrung hat gelehret, und die Natur der Sache bringt es nothwendig selbst so mit sich, daß bey cholerischen, melancholischen, mageren Naturen, die größtentheils ohnehin allzudicke Säfte und starcke, stark angespannte Fasern haben, durch dergleichen zusammenziehend und verdickende Mittel, der Blutfluß vermehrt werde; dahingegen diejenigen, die ein schwammigtes Fleisch, schlappe Fasern, und entweder ein schleimig zähes oder leicht bewegliches, dünnes flüssiges Geblüt haben, die beste Hülfe davon erwarten können. Diesen Unterschied in allen Krankheiten gehörig wissen zu machen, macht mehr als die Hälfte von der ganzen Heilungskunst aus. Von dem Mangel dieser Wissenschaft rühret es her, daß einerley Mittel in einerley Krankheit den einen gesund macht, den andern krank läßt, bey dem dritten aber gar das Uebel verschlimmert oder ihn in ein noch größeres stürzt. Es ist also das allergeringste nur zu wissen, was diese oder jene Pflanze oder andere Arznei wirkt; auch ist noch nicht genug zu verstehen, wie, oder auf was Weise die Wirkung geschieht; es wird noch

noch mehr erfordert. Die Bedingnisse, unter welchen sich gewisse Wirkungen zeigen, und die Natur oder Bestandtheile sowohl des wirkenden Wesens selbst, als desjenigen, in welches es wirken soll, das ist, der Bau menschlichen Leibes und die darinnen waltende Haushaltung müssen genau bekannt seyn. Das Schießpulver knallt, aber nur bey eingeschlossener, und nicht in freyer Luft; hingegen brennt das Holz, aber nur in freyer und nicht bey eingeschlossener Luft, so, daß man daher, ungeacht diese Eigenschaften des Holz und Pulvers so allgemein bekannt sind, doch nicht ohne Bedingniß sagen kan, jenes brenne und dieses knalle immer. Eben also verhält es sich in der Heilkunst. Die von den Arzneymitteln bekannte Wirkungen sind nicht allgemein, oder bey allen Umständen immer einerley. Sie verändern sich vielmehr nach der unterschiedenen Beschaffenheit des Körpers, in den sie wirken. Man kan also auch niemals sagen: diese Pflanze, dieser Stein, dieses Erz oder dieser Theil von einem Thiere, Vogel &c. ist für diese und jene Krankheit oder Zufälle gut. Sie sind es nur Bedingnißweise; diese Bedingnisse aber kan niemand wissen, wer nicht allobiges sattfam aus der Schrift der Natur erlernt hat.

In Bestreitung der Krankheiten gehet es zu wie im Kriege. Bey Belagerung einer Festung sind

sind zwar Laufgräben und Batterien zu errichten, Canonen aufzuführen, Bomben zu werfen, Sturm zu laufen und Lücken darzu zu schlessen, die gewöhnlichste Hülfsmittel zur Eroberung, und einem jeden Soldaten bekannt; aber alles dieses geschickt zu rechter Zeit anzuordnen, nach Verschiedenheit der Vestung anzulegen, zu vermehren, zu vermindern, darvon und darzu thun, mehr List oder Gewalt, Versprechungen oder Drohungen zu gebrauchen, ist erst die rechte Cur, welche von einer gründlichen Kriegswissenschaft abhängt, und nur denen erfahrensten Generalen bekannt ist.

§. 193.

In denen Apotheken findet man von dieser Pflanze die gedörrete Blätter und ein davon destillirtes Wasser. Die ersten wären nützlich zu gebrauchen, weil die Pflanze keinen Geruch hat, und mithin unter dem Dörren nichts von ihrer Kraft verleret, wenn sie nur, wegen des wenigen Abgangs, nicht so gar uralt daselbst wären. Das letzte aber, das destillirte Wasser, ist eben deswegen, weil die Pflanze ohne Geruch ist, und mithin ihre wirktsame Theile viel schwerer als der Dampf des Wassers sind, ganz unnütz und von keiner Kraft: denn obschon Mayern es für das Blutharnen dienlich hält, so haben doch dagegen

Tournefort und Ettmüller den Mangel aller Kraft an diesem Wasser schon sehr wohl bemerkt.

Ein gleiches läßt sich von allen denjenigen gebrannten Wassern, wie wir schon im vorigen fünften Theile dieser Pflanzenhistorie gemeldet haben, sagen, welche aus unriechbaren Kräutern bereitet werden. Vernünftige Apotheker, denen dies nicht unbekannt ist, geben daher sich die Mühe nicht, alle diese 30. bis 40igerley unnützliche Wasser besonders zu brennen, sondern begnügen sich eines derselben zu haben, und entweder aus einem Glas, eben wie die Wirthe bisweilen allerley Weine dem Preis nach aus einem Faß, allen die dergleichen dem Nahmen nach zwar verschiedene Wasser begehren, einzuschöpfen, oder einerley Wasser gleich nach der Bereitung in die vielerley verschiedene mit ihren Nahmen bezeichnete Gläser zu füllen. Dieser Betrug ist erlaubt, weil er unschädlich ist. Sie müssen aber dieses letztere aus Vorsicht doch deswegen thun, weil es gleichwohl doch viele Aerzte giebt, die dergleichen Wasser in Recepten verschreiben, und daher bey der Visitation zu sehen verlangen: denn manche können hleran nicht glauben, weil sie die Arzneyen nur vom Hörensagen oder dem Nahmen nach kennen, und Mangel an Grundwissenschaften haben, um das Wahre von dem Falschen gehörig unterscheiden zu können.

S. 195.

Es wird nicht undienlich seyn, bey dieser Gelegenheit die Nahmen dieser kraftlosen Wäſſer hler zu bemerken. Sie heißen: Hünere, darm, Anagallis; Monatblümlein, Bellis minor; Borragen, Borrago; Ochsenzung, Buglossum; Lattich, Lactuca; Portulak, Portulaca; Hauswurz, sempervivum; Nesseln, Urtica; Gänserich, Anserina; Betonien, Betonica; obgenanntes Täschelkraut, Bursa pastoris; Sün- gelblumen, Calendula; Milch- oder Frauendi- stel, Carduus Mariæ; Schöllkraut, Chelido- nium; Wegwarth, Cichorium; Augentrost, Euphrasia; Erdrauch, Fumaria; Galkrauten, Galega; Edelleberkraut, Hepatica nobilis; Wegerich, Plantago; Prunellenkraut, Prunel- la; Eichenlaub, Quercus folia; Steinbrech, Saxifraga; Apostemkraut, Scabiosa; Scorz- onern, Scorzonera; Weißwurz, sigillum Salo- monis; Nachschatten, Solanum; Pfaffen- röhrlein, Taraxacum; Huflattich, Tussillago; Eisenkraut, Verbena; Ehrenpreis, Veronica; blaue Kornblumen, Cyanus; Bohnenblüht, Flores Fabarum; Seeblumen, Nymphaea; Giftrosen, Pœonia. Dieses sind 36ley, von welchen wir versichern können, daß sie alle einer- ley Kraft, keines aber eine weitere, als das ge- meine Regenwasser hat.

F 2

S. 195.

S. 195.

Uebrigens haben wir von unserer Täschelkrautpflanze noch anzumerken, daß wir keine merkliche Schärfe daran wahrnehmen können, obschon alle andere aus derjenigen Classe, worunter sie gehört, damit vorzüglich versehen sind. Boerbave hat sie zwar für ganz brennend gehalten; aber Hr. von Haller hat sich mit Recht darüber gewundert. Am allerwenigsten ist uns begreiflich, daß sie etwas laugenhaftes, *alcalinæ indolis*, wie einige dafür halten, besitze; es sey denn, man verstehe das im ganzen Pflanzenreich, auch von denen offenbar allersaursten *Buracra* desselben, nach dem Verbrennen unter der Asche zurückbleibende alcalische oder laugenhafte Salz: Denn es streitet schonur gerade wider die von dieser Pflanze durch die Erfahrung bekannt gewordene oben angeführte Blutsstillende Eigenschaft, als welche vielmehr eine Folge eines saurerdhaften Wesens, und daher von dem laugenhaften um so weniger zu erwarten ist, da bekanntermassen dieses nicht verdickt, anzieht oder zurückhält, sondern heftig reizt, verdünnert, erhitzt und treibt, mithin vollkommen das Gegentheil wirkt.

S. 196.

Das letzte 'auf diesem Spazlergange in diesem Monat auf die Felder ist ein wenig bekanntes

tes ganz kleines Pflänzlein, aus dem Geschlecht des Sternkrauts, und der zwölften Classe der Pflanzeneintheilung, oder aus derjenigen, die gestirnte Blättlein, folia stellata, haben. Vollkammer hat es zu dem Waldmeister, *Matrisylva*, Geschlecht gerechnet, und Linnäus von dem Geschlecht der andern Sternkräuter gar abgesondert, und ihm nebst Billenio und Royen den besondern neuen Nahmen, *Sherardia*, begelegt. Hr. von Haller hat diesen neuen Nahmen auch behalten; sonst aber ist es ehemalen von denen Gebrüdern Baubin *Rubia parva flore coeruleo, arvensis repens aut se spargens*, das kleine blaue kriechende Ackersternkraut genannt, und unter diesem Nahmen bekannter gewesen. Es wächst am gewöhnlichsten, wenigstens bey uns, kaum einer Spannen hoch, doch soll es zu Genf bisweilen fast einen Schuh erreichen; hat viele Neben- oder Seitenzweige, welche gleich zu unterst anfangen und ganz flach stehen, oder fast auf dem Boden kriechen. Sie sind viereckig und mit etlichen Gläichen versehen, um welche her jederzeit vier gestirnte, raue, kurze, vornen zugespitzte Blättlein stehen. Die Blümlein sitzen oben alle als wie an einer kleinen Dolden beisammen, und sind mit einem Blätterbusch so eingehüllt, daß sie von der Seiten her fast gar nicht können gesehen werden. Sie sind nicht blau,

wie der Name lautet, sondern mehr roth oder purpurfarb, viergetheilt und länger als die übrigen alle aus dieser Classe. Sie haben einen besondern aus drey Blättern bestehenden Kelch, worinnen auch die zwey, wie bey diesem Geschlecht gewöhnlich ist, aneinander gefügte Saamenkörner, bis zu ihrer Reife verwahrt bleiben.

S. 197.

Es unterscheidet sich diese Pflanze von allen andern aus ihrer Classe am deutlichsten, und kan nicht leicht verwechselt werden: denn sie hat sehr viel eigenes, welches auch die Ursache seyn mag, daß obgedachte berühmte Pflanzenbeschreiber ihr einen eignen Namen gegeben; Tournefort aber sie unter das Klebkrautgeschlecht gezogen. Ihre Blumen stehen aber nicht, wie bey diesen und denen Gallis am ganzen Stengel vertheilt, sondern nur zuoberst auf einer Blätterkrone; sie sind länger und die Saamen haben ihre eigene Kelche. Die *Asperula coerulea* kommt ihr am nächsten, weil sie auch ihre Blumen oben beisammen auf einem Blätterbusch trägt; diese sind aber mit Wollhaaren besetzt und die Pflanze selbst erwächst höher, und mit einem geraden Stengel; auch hat jeder Blätterstern mehr als vier, wenigstens fünf oder sechs schmalere und längere Zunken.

S. 198.

S. 198.

Uebrigens erwächset unser kleines blaues Sternkräutlein bey uns sehr sparsam; hingegen soll es in Bayern und Hessen häufiger zu finden seyn. Gleichwohl ist sie eine eingebourne Ackerpflanze; scheint auch, weil die Wurzeln ziemlich holzig und hart sind, und häufiger auf Brachfeldern oder denen sogenannten Ergeten, als auf oft umgeackerten Feldern zu finden ist, zum perenniren nicht ungeschickt. Es kan aber, weil sie nur sehr niedrig und klein ist, von dem Saamen nichts in die Tenne kommen.

S. 199.

Sie ist weder in der Arzney noch Haushaltung bekannt, und also auch ganz ohne Nutzen. Hingegen hat die Natur eine andere Gattung aus diesem Geschlecht wachsen lassen, welche an beyden Orten vielfältige und wichtige Dienste leistet. Es ist die bekannte Sarrberröthe oder Krapp, französisch Garance, *Rubia tinctorum*, lateinisch, genannt.

Dieses ist diejenige Pflanze, welche bishero noch bey allen Kräuterkennern der neuern Zeiten diesen ihren alten Nahmen behauptet hat, aber von dem vorigen kleinen in sehr vielem unterschieden ist, und eher zu dem Geschlechte des Gallii gerechnet werden kan: denn sie trägt ihre Blumen nicht ganz allein alle oben beisammen, son-

bern hin und wieder, wie das Gallium, an den vielen Zweigen des Stengels zerstreut, hat auch nicht nur vier, sondern sechs und glänzende Blättlein an jedem Knoten des Stengels; nur unterscheidet sie sich darinnen, daß der Rand der Blättlein zart gezähnt, und der Saame in einer Beere ähnlichen weichen Frucht eingeschlossen ist. Bey uns trägt sie weder Beere noch Saamen, kan daher auch nicht hiedurch, sondern ganz allein von den jungen Sprossen oder Keimen fortgepflanzt werden.

Sie wächst hin und wieder wild, wird aber der bekannten rothen Wurzeln wegen, welche zum Färben taugen, und ihr den Namen geschöpft haben, vielfältig, besonders in Seeland, Schlesien, Italien und Frankreich angebaut, und zum Woll- und Tüchtfärben gebraucht.

S. 200.

Schon aus diesem erhellet, daß sie auch in der Arzney vielvermögend sey, und, wie alle Farbpflanzen, kräftig eröffnen müsse. Die Erfahrung aber hat diese Eigenschaft unwidersprechlich gemacht, weil sie gezeigt hat, daß das Wesen dieser Wurzeln sehr subtil sey. Also hat man wahrgenommen, daß der Urin dadurch roth gefärbt worden ist, wenn die rothe Wurzeln nur mit den Händen lang und öfters gehalten worden sind; und die Urine der Thiere, welchen man

man eine Zeit lang unter die Mästung etwas davon gemischt hat, eben auch also gefärbt worden sind. Sie wird daher mit Recht in der Selbtsucht und überhaupt allenthalben gelobt, wo verstopfte Gefäßlein zu eröffnen oder gestockte Feuchtigkeiten zu zertheilen sind.

Zum Färben machet man diese Wurzeln in Stampfmühlen zu einem groben Pulver, und bereitet daraus zweyerley Sorten Farb, wovon die eine aus der ganzen Wurzel, die bessere aber mit Ausschliessung des innern holzigen Kern und der äussersten Rinde, nur aus dem übrigen mehr gefärbten Theil besteht. Die See ändische soll die beste seyn, und von daher nur allein nach Engelland jährlich für dreyßig tausend Pfund Sterling verführt werden.

S, 201.

Ihre Anbauung erfordert einen guten und fetten Boden; harten und leimichten kan sie am allerwenigsten vertragen.

Es wird nicht undienlich seyn, weil doch so grosse Handelschaft damit getrieben wird, die Pflanzungsart, wie sie bey den Holländern üblich ist, hier beizufügen. Sie pflügen im Herbst das Feld, in welches sie im Frühling die Rörhe pflanzen wollen, und machen hohe Beete oder Stücken, damit sie von dem Frost sehn mürbe werden. Im Merzen pflügen sie wieder, und

zwar ziemlich tief, machen auch achtzehn Zoll von einander abstehende Beeten, so bey einem Schuh tiefe Furchen haben. Wenn hernach mit Anfang des Aprils die Röhre zu treiben beginnen will, graben sie um die alten Wurzeln auf, und nehmen alle Seitentriebe, die sich horizontalgleich unter der Oberfläche der Erden ausbreiten, weg, lassen auch so viel als möglich von den Wurzeln daran. Diese pflanzen sie alsdenn sogleich oben in die neuen Beete, einen Schuh weit von einander, und geben allzeit acht, daß sie solches vornehmen, wenn ein gelinder Regen fällt: denn da wurzeln die Pflanzen in wenig Tagen und brauchen keines Begießens.

Wenn die Pflanzen wachsen, fretten sie den Boden fleißig, damit kein Unkraut zwischen ihnen aufkomme; weil, wenn dieses unter ihnen aufgeht, sonderlich da sie noch so jung sind, sie entweder davon verderben, oder doch so schwach werden, daß sie nachher selten wohl gerathen. In diesen Beeten lassen sie die Pflanzen ein halbes Jahr stehen, und diese Zeit über halten sie den Boden vom Unkraut recht rein; um Michaelis aber, wenn die Pflanzen oben welk sind, nehmen sie die Wurzeln aus, und trocknen selbige zum Verkaufe.

Sie will warme Witterung haben, wenn sie wohl gerathen soll; Hr. von Rohr hält daher
für

für besser den schwarzen allzufetten Boden mit etwas Sand zu vermischen. Doch soll die Hitze auch nicht allzustark seyn; die Wurzeln bleiben sonst allzuklein und werden holzig. Seine Düngung soll das Feld im Martio bekommen, tief untergegraben; die Erde aber wieder gleich ge-
eget werden. Wenn man im Mayen die Kelmen zum Anbauen braucht, so giebt abermals Hr. von Rohr den Rath, daß man selbige mit einer Mistgabel, wie sie nach einander liegen, erheben, und die Wurzeln lüften, aber nicht gar ausziehen solle; eine andere Person aber solche mit dem Kräutig fassen und gemächlich ausziehen, so gebe sich die Kelmwurzel von der andern weg, und lasse sich etwa eines Fingerslang mit dem Kräutig herausziehen, welche denn, wie vorgemeldet, also bald noch frisch in den zubereiteten Acker eingelegt werden. Bey dem Einlegen sollen allezeit zwey Personen seyn, als eine, so die Furchen mit der Erdhaue macht, und eine, so die Röthkelmen einlegt. Und das Auswerfen oder Ausnehmen der Wurzeln um Michaelis muß mit einem langen Grabeisen geschehen, die Blätter aber oben rein abgenommen werden. Sie können sodenn an der Sonne getrocknet, oder im Backofen gedörret, zum Gebrauch entweder ganz, oder zu Pulver gemahlen, in Säcken aufbewahrt bleiben.

S. 202.

Jeko ist es Zeit, von diesem Spatzlergange auf die Felder wieder umzukehren, wobei es uns auf dem Heimweg an nützlichen Anmerkungen hlerüber gewiß nicht fehlen würde: Allein sie müssen einer wichtigeren Betrachtung dieses mal den Platz lassen.

Wir schreiben der Haushaltung zu Lieb, und finden uns daher vorzüglich verbunden, nachdem wir ein und anders zu Verbesserung und Vermehrung der todten Güter in diesem Theil angemerkt haben, bey dem Beschluß desselben, auch etwas zu Erhaltung der lebenden, das ist, der Kinder, anzufügen. Jedermann weiß, wie schätzbar und edel diese Pfänder sind, und wie wenig manche alles zeitliche Vermögen ohne diese achten würden; hingegen aber, nur um dieser willen, keine Mühe noch Arbeit scheuen, jenes zu vermehren. Es ist aber auch Niemand unbekannt, wie schnell und unvermuthet oft derselben Verlust erfolgen könne; wie mancherley Zufällen, auch die am gesundesten scheinen, nur in den ersten paar Jahren sie ausgesetzt seyn; und wie räuberisch und grausam sich nachgehends oft nur allein die Pocken erzielen. Bey Kindern ist der körperliche Bau mehrentheils ohne Verletzung. Sie bringen keine verhärtete Lebern, entrichtungen oder solche Zufälle mit auf die Welt,

wora

woraus tödtliche Krankheiten, als Wasser-
Schwindsuchten und dergleichen, nothwendig er-
folgen müssen. Es ist aber dagegen ihr Bau
sehr zart und empfindlich, so daß ein geringes
Versenken, oder auch wohl nur eine nicht wohl
eingerichtete Diät, sie in eine Krankheit stürzen;
ein wenig, von einer wohl ausgedachten Arznei,
davon befreien; das Gegentheil aber ihnen den
Todt bringen kan. Gleichwohl sind die meisten
niemand gleichgültiger als bey Kindern. Die
Hebammen und Wartweiber, von denen man je-
doch nicht einmal vermuthen, viel weniger gewiß
erwarten kan, daß sie die wahre Ursache der Un-
päßlichkeit auszumickeln oder einzusehen, und da-
wider die dienlichste Hülfsmittel anzurathen ver-
mögend sind, haben die erste Hand im Spiel.
Wie kan es also fehlen, daß, wenn bey einigen
von ungefehr das rechte getroffen wird, nicht eben
so oft, weil es auf einen Glücksfall ankommt,
das Gegentheil geschehen, und mithin der zarten
Leiber wegen, die Krankheit vermehrt, ja nicht
selten der Todt daraus erfolgen sollte?

Es scheint, man habe in dem entfernten
Schweden, woselbst gleichwohl die gute Sitten
und Gelehrsamkeit viel später als bey uns zu
blühen angefangen haben, und und erst in die-
sem Jahrhundert zu einiger Vollkommenheit ge-
langet sind, doch am ersten diesen Schaden ein-
gese-

gesehen, den ein Staat aus dem frühzeitigen Verlust so vieler jungen Bürger leidet: Denn wir lesen von daher mit Vergnügen, daß das königliche Oberamt der Aerzte, um diesem Uebel abzuheffen, nicht nur tüchtige Aerzte und Arzeneien ohne Entgeld in alle Provinzen ausgeschickt, sondern vorzüglich auch eine Anweisung zur Cur gegen alle Kinderkrankheiten, insonderheit die Pocken, Masern und dergleichen, an alle Kirchen im Reich ausgetheilt habe.

S. 203.

Und wie nöthig haben wir nicht, auch einmal hieran zu gedenken, da leyder! bekanntermaßen, viele tausend unserer deutschen Mitbrüder, nur in diesem Sommer einander selbst haben schlachten müssen; auch wohl nirgends mehrere Kinder, als eben hier zu Land, zu Grabe getragen werden. Ein jeder handelt damit, wie er will. Einige sehen es gern, wenn sie sterben; sie denken fast an keine Hülfe. Andere sind gewissenhafter und liebreicher. Sie thun alles mögliche, sie zu erhalten. Sie fragen jedermann um Rath, nur den Arzt nicht, weil es nicht Mode ist, oder man Exempel hat, daß auch unter der Besorgung dieser Kinder gestorben sind; treffen aber deswegen bey aller dieser Sorgfalt eben so oft das unrechte, und sind daher übler daran, als jene, die gar nichts brauchen. Mit
die,

diesen muß man Mitleiden haben; denn sie wissen es nicht besser; aber eben deswegen veranlassen sie uns, hier eine kurze Nachricht von Kinderkrankheiten zu geben, und dieselbe ihnen vorzüglich zu widmen.

S. 204.

Das Feld ist gar zu weit, und der uns noch übrige Raum zu eng; wir können daher nicht alle berühren, sondern sind genöthiget sie abzutheilen. Wir wählen die Pocken oder Kindsschlechten, allhier in Memmingen Durchschlechten, soll Urschlechten heißen, genannt, deswegen zuerst, weil diese oft den meisten Ruin verursachen, und triftige Gründe muthmassen lassen, diese Seuche möchte auf nächststehenden Winter oder Frühling sich bey uns wieder aufsern; wir aber unserer lieben Waterstadt zuerst zu dienen für eine Pflicht halten.

Hier müssen wir zuvorderst jedermann ermahnen, in allen Kinderkrankheiten ja nichts für sich selbst, oder aus Anrathen solcher Leute zu thun, die, weil sie es nicht erlernt, keine hinlängliche Erkenntniß weder von der Krankheit, noch von der Wirkung der Gegenmittel haben können. Man wagt gar zu viel dabey. Man setzt das Leben eines bisweilen lieben Kindes an die Spitze. Ein Bad, ein Laxer, ein Clystier, diese gemeine Dinge, zu unrechter Zeit oder übel gewählt,

gewählt, machen oft den Unterschied zwischen Leben und Tod. Wie viel besser würden also diejenigen, denen es nicht der Mühe werth zu seyn dünkt, einen Arzt darüber um Rath zu fragen, oder denen etliche Gulden lieber als ihre Kinder sind, thun, wenn sie gar nichts gebrauchten? Der Fehler ist oft nicht groß, und die Natur würde sich leicht selber wieder erhohlen, und das fehlerhafte verbessern, wenn sie nicht in ihrem Werke gestört würde.

S. 205.

Es veranlasset uns dieses, allhier nicht nur zu zeigen, wie die Cur am leichtesten ohne Arzt und viele Arzney könne von einer jeden Hausmutter verrichtet werden, sondern auch was dabey hauptsächlich zu vermeiden sey?

Man kan den ganzen Lauf der Krankheit am füglichsten in sechs Abschnitte oder Zeiten theilen: als 1) in den Anfall, 2) das Herauskommen, 3) das Einlaufen, 4) das Verschwären, 5) das Abdorren, und 6) die Nachcur. In einer jeden wird eine besondere Wart erfordert, so daß es nicht immer wohl bekommen würde, wenn man die ganze Krankheit über nur einerley Weise bey derselben beobachtete. Manches, das im Anfang mit Nutzen hat geschehen oder zugelassen werden können, das würde im Mittel oder am Ende nicht

nicht eben so gleichgültig, wo nicht gar schädlich seyn. Deßgleichen erfordert der Unterschied der Naturen auch einen Unterschied in der Cur: Denn also ist es wohl erlaubt, Kinder, die von einer hitzigen, lebhaften, muntern Natur sind, die erste etliche Tage ausser dem Bette zu halten; wenn hingegen träge, schleimige, dem Ansehen nach starke und fette, mit besserem Nutzen gleich von Anfang an in das Bett gebracht und daselbst gelassen werden.

Durchgehends aber hüte man sich, um diese erste Zeit des Anfalls für dem so gewöhnlichen Laxieren. Es kan niemals und bey keinerley Zufall so viel Nutzen schaffen, als es oft erst am neunten und zehenden Tage hernach Schaden bringt: denn theils ist bey dieser Krankheit die Reinigung des Magens und der Därme nicht nöthig; theils verrichtet es die Natur durch das erregte Erbrechen und den Durchfall, Diarrhoea, von selbst; dahingegen die eingenommene Laxiermittel nothwendig die Därme reizen und schwächen, dadurch aber verursachen müssen, daß alsdenn bey dem Herauskommen der Pocken, das ist, um die Zeit des 3ten, 4ten, und 5ten Tags, wenn das Unreine des Geblüts durch die erregte Gährung sich von dem reinen absondert, vieles davon dahin, als den geschwächten Ort, der am wenigsten Widerstand thut, ziehet, und zur

Schwärungszeit erst daselbst Entzündung, Durchbruch, ja den gewissen Tod bringt. Noch weit schädlicher aber ist das eben auch ziemlich zur Mode gewordene Clystieren bey dem zweyten Zeitpunkt, oder bey dem Herauskommen der Blattern, wenn dasselbe, entweder, weil bey der ersten Gattung von Kinder die Hitze und innerliche Wallung des Geblüts zu stark, oder bey der zweyten den phlegmatischen, die Natur zu schwach und der Trieb zu gering ist, nicht von statten gehen will, und sich deswegen glchterhafte Bewegungen äussern. Es ist zwar gewiß, die Glchter lassen, besonders bey denen von der ersten Art, hlerdurch fast augenblicklich nach, und die Pocken kommen zum Vorschein; aber es ist auch eben so gewiß, daß sich darauf, zur Schwärungszeit, eben dasjenige, nemlich Entzündung der Därme und Durchfall, was wir schon vorhero von dem Clystieren erwähnt, und zwar um so viel heftiger äussere, je näher dieser Vorfall gemeiniglich dem Ausbruche der Blattern ist. Es ist auch der Ordnung der Natur ganz gemäß, daß dieses darauf erfolgen müsse: Denn die Därme werden durch die Wärme des Clysters theils erwelcht, theils durch das scharfe gereizt, durch beydes aber so geschwächt, daß sie der, eben um diese Zeit, in der Absonderung begriffenen Blattermaterie weniger als die Oberfläche oder Haut, wie wir eben,

ebenfalls schon gesagt haben, Widerstand thun können, und sich daher sehr vieles davon, nach dem bekannten: *ibi maximus affluxus, ibi minima resistantia*, dahin zieht; daselbst aber also, denn zur Zeit der Schwärung und des damit verknüpften Fiebers fast nothwendig, als an einem sehr empfindlichen und weichen Ort, obgenannte Zufälle erregt.

Was Nutzen hat man also davon, daß man zwar denen Gichtern, die ohnehin zu dieser Zeit selten gefährlich, vielweniger tödlich sind, abhilft, dagegen aber zu einem Uebel Gelegenheit giebt, welches mit keiner Kunst noch Arznei, wenn es einmal gegenwärtig ist, gehoben werden kan; statt daß jenes gar bald entweder selbst nachgelassen, oder durch geringe Beförderung der im Anzug begriffenen Pocken, Materie, wovon es herrührt, hätte können gehoben werden?

Wo also Gichter um die Zeit des Herauskommens sich zeigen, da soll bey hitzigen Naturen, wo der Puls schnell lauft, die Hände sehr heiß, und die Kopfschmerzen heftig sind, oder mit einem Wort, das Fieber stark ist, unten auf die bloße Fußsohlen, wo sie am empfindlichsten sind, frisch zerquetschter Knoblauch gebunden, oder noch besser, wo das Uebel heftig ist, an den Füßen ein paar Blattern gezogen, die Hände und ganze Arme, wo es thunlich ist, in warm Wasser gelegt,

gelegt, innerlich aber ein Thee von rothen Schnallenblumen, Fl. Papav. err. wohl warm fleißig mit etlichen Tropfen des Hoffmännischen Schmerz-, lindernden Liquors, der Hallischen Goldtinctur oder einer Safranessenz genommen werden. Daben soll das Zimmer ja nicht allzuwarm, noch die Bettdecke zu dick seyn; deßgleichen soll sowohl durchgehends bey dieser Art von Kindern, als auch hauptsächlich bey diesem Fursall der Sichter, alles erhitze oder treibende, als Theriac, Bezoartinctur, Weinbrühen, besonders aber auch das so stark als eine Panacee zur Mode gewordene sogenannte rothe Pulverlein, & Pannonic. rubr. sorgfältig vermieden werden: denn das ohnehin in Wallung und Gährung stehende Geblüt wird dadurch noch mehrers und so erhitzt, daß die allzustarke Aneinanderreibung der Theile desselben eher eine gänzliche Auflösung oder Fäulung, als glückliche Absonderung des groben unreinen Pockenwesens herfürbringen, oder wo ja dieses nicht erfolgt, so wird doch der die Theile des Geblüts zusammenbindende Leim dadurch so verringert und geschärft, daß die Kinder oft erst nach ausgestandenen Pocken in zehrende Fieber verfallen, oder gefährliche Schäden sich zuziehen.

Wir haben dieses sogar bey den in diesem Frühling grassirenden Masern, Morbillis, allhier die Rothsucht genannt, mit Verwunde-

rung

rung wahrgenommen. Sehr oft wurden wir zu kranken Kindern gerufen, welche erst acht oder vierzehn Tage nach schon ausgestandener Nothsucht, entweder mit wirklichen Entzündungen, oder Zehrfiebern befallen, nicht selten aber auch mit beschwerlicher Unreinigkeit der Haut eine gute Zeit geplagt wurden. Bey allen diesen hat sich bey dem Nachfragen gezeigt, daß ihnen das obgedachte rothe Pulverlein im Anfange der Krankheit zum Heraustreiben gegeben worden sey. Hingegen haben wir bey mehr als zwanzig Kindern, die vom ersten Anfang an sogleich unserer Obacht anvertrauet waren, durchgehends nichts widriges erfahren. Es war nicht ein einziges darunter, welches nicht in acht Tagen gänzlich und so gesund wurde, daß es wieder herumlaufen konnte, und in der Folge ohne allen Anstoß geblieben wäre. Aber wir fanden auch bey keinem nöthig, etwas treibendes zu geben, weil wir ohnehin bey allen in diesem Jahrgange ein ziemlich starkes Fieber wahrnahmen.

Es verhält sich mit dergleichen Krankheiten, besonders mit den Blattern, als wie mit dem Most der Trauben, oder andern zur Gährung angelegten Säften aus dem Gewächsreiche. Sie verderben, wenn die Gährung wegen allzustarker Hitze zu schnell geschiehet, statt daß die Mäßigkeit dabey sie nur so verändert und flüssiger macht,

damit die gröbere Theile unter der Gestalt der Hefe sich davon scheiden, die geistreichere härtere aber ihrer vorhin gehaltenen Bande befreuet werden können.

Bei der zweyten Art der Kinder hingegen, das ist, bei den phlegmatischen oder solchen, wo wegen allzuvielem zähen Schleim das Fieber unterdrückt und die Hitze zu gering ist, muß wieder ganz anders verfahren werden, wenn sich ein Anstand beim Herauskommen oder wohl gar Sichter zeigen sollten. Alhier kan ein warmer Wein mit Eyerdotter, Bezoartinctur zu 15. bis 25 Tropfen je nach dem verschiedenen Alter, täglich mal, oder auch das rothe Pulverlein, nicht nur gar wohl statt finden, sondern ist höchst nöthig.

Geheet aber alles in der Ordnung, so daß um den dritten oder vierten Tag die rothen Flecken sich zeigen, und die Hitze weder zu stark noch zu geringe ist; so ist besser, man unterlasse alle Arzneyen zu dieser Zeit. Am allerwenigsten ist nöthig, dem durchgehends im Anfang sich äussernden Erbrechen Einhalt zu thun; noch auch dem Durchfall, wo sich dergleichen, wie manchmal geschieht, zugleich mit dem Erbrechen einfinden sollte: denn es ist beydes ohne Gefahr; besonders, was den Durchfall anbetrifft, ist solcher ganz anderer Art, und rührt von einer ganz andern Ursache her, als derjenige, welcher zur Zeit der Schwä-

Schwärung und Abdorrung sich bisweilen zeigt. Er ist daher nicht zu fürchten, weil, sobald nur die Flecken herfür brechen, er eben sowohl als das Erbrechen, von selbst wieder nachläßt. Dergleichen ist es gar nicht nützlich, noch viel weniger nöthig, dem damit, besonders um die erste Zeit, verknüpften Kopfweh durch Ueberschläge zu begegnen. Die kühlende würden nur die Transpiration an diesem Ort hemmen, und könnten mithin daselbst Entzündung, noch stärkere Kopfschmerzen, oder wohl gar Naseren verursachen. Von denen lindernden und erweichenden hingegen ist zu fürchten, sie möchten diesen edelsten Theil des Leibs und nöthigsten zum Leben vorbereiten und desto geschickter machen, daß zur Zeit der Absonderung der Pockenmaterie aus dem Geblüt sich desto mehr davon dahin ziehen müsse, und also die Krankheit beschwerlicher und gefährlicher werde: denn da dieser erweichte und mehr erwärmte Theil der im Anzug begriffenen, von dem Geblüt ausgeworfenen, Unreinigkeit weniger Widerstand thun kan, als die übrige Theile des Leibs, so würde sich allhier eben das ereignen, was wir oben zur Ursache des Durchfalls von dem um diese Zeit sürgenommenen Einstrieren angegeben haben. Es würden also dergleichen Ueberschläge einen Theil desjenigen verrichten, was Peter Jonas Bergius, ein berühmter Arzt

zu Stockholm in Schweden, als eine abscheuliche Ungeschicklichkeit von einem Menschen zu Abo, der sich für einen Arzt ausgab, erzählt. Er soll mit einem blasenziehenden Mittel aus Salmiacgeist, welches er auf den Kopf legte, die Pocken alle, mit größter Lebensgefahr des Kranken, dahin gelockt haben.

Selbst in gesunden Tagen ist schon das allzuvieler Bedecken und Warmhalten des Kopfs der Gesundheit schädlich. Es macht, daß die Unreinigkeiten des Leibs sich mehrers dahin ziehen, und daselbst Schnupfen, Husten, Catharr, Flüsse, Ohren- Kopf- und Zahnweh verursachen. Das Frauenzimmer, welches insgemeln die Köpfe mehr verwahrt als die Männer, erfährt es täglich. Es ist diesen Ungelegenheiten nur um so viel öfterer unterworfen, je mehr es den Kopf umbindt; und Hr. Hofrath Richter in Göttingen hat vor noch nicht gar langer Zeit in einer eigenen Abhandlung gründlich erwiesen, daß dem Haupt die Kälte und den Füßen die Wärme zuträglich sey. Er hat auch seinen Satz mit merkwürdigen Beispielen aus dem Alterthum bestätigt und erwiesen.

Das Haupt ist schon von der Natur selbst durch Haar und Hirnschale, so viel es nöthig war, verwahrt worden. Aristoteles prophezeit deswegen allen denen sehr schwache Köpfe, die
sich

sich bey dicken Haaren stark bedecken. Celsus aber und Cheyne rathen denen, die schwache Köpfe haben, an, sie in kaltes Wasser zu tauchen. Das Straßburger ledige Frauenzimmer gehet zu Folge seiner Tracht und Gewohnheit, auch in dem härtesten Winter, es sey an einem Ort, wo es wolle, beständig mit ganz blossen Kopf, ohne einige weitere Bedeckung, als die ihm sein Haar verschafft. Sie wohnen auf diese Art auch in der größten Kälte dem Gottesdienste bey; sind dabey sehr gesund und von dauerhafter Art; werden auch selten von Hauptflüssen beunruhiget. Weder Plutarchus noch Homerus gedenket nirgend eines Huts oder anderer Bedeckung des Haupts, sondern ersterer sagt vielmehr ausdrücklich, daß zu seiner Zeit die Männer am Haupt unbedeckt gewesen seyn, woraus Eustathius schließen will, die Gewohnheit, sich nicht zu bedecken, sey von den Griechen auf die Römer gekommen.

Auch unsern Vorfahren, den alten deutschen Völkern, giebt selbst Tacitus das Zeugniß, daß sie am Kopf nicht bedeckt gewesen seyn, sondern die Haare hoch aufgebunden getragen, und deswegen furchtbar im Streit geschienen haben. Auf den alten Säulen und Münzen der Römer findet man ebenfalls keine Bedeckung; und Cicero sagt von dem 90. jährigen Masinissa;

Silius aber von dem Hannibal, daß sie nichts, weder Kälte noch Regen, habe bewegen können, sich zu bedecken.

Es ist also auch nicht wohl gethan, den Kopf um diese Zeit der Krankheit mit alldicken, warmen Kappen oder Hauben zu versorgen; besser hingegen und von vielem Nutzen, wenn die erste zwey oder drey Tage, ehe die Blattern herauskommen, Fuß- und Handbäder täglich eine Stunde lang gebraucht werden. Die Haut wird an diesen äussern Theilen dadurch erweicht, und mithin zubereitet, daß das mehreste von der Pockenmaterie sich alsdenn dahin ziehet, welches gewiß von grossem Nutzen ist: denn je entfernter dieses schädliche Wesen von den Haupttheilen, als Kopf, Brust, Unterleib ic. seinen Ausbruch nimmt, desto weniger Gefahr ist nachgehends bey dem Schwärungsfieber zu besorgen. Es müssen aber diese Bäder mit Vorsicht angestellet werden. Man muß erweichende Kräuter, als Pappeln, Chamillen, Steinlee ic. darzunehmen, und sobald die Glieder aus dem Wasser herausgezogen sind, dieselben mit einem warmen Tuch abtrocknen, und sogleich in das erwärmte Bett legen, aufs sorgfältigste aber vermeiden, mit bloßen Füßen nur einen Augenblick sich ausser dem Bett zu verweilen, noch vielweniger auf kalten Steinen hin und wieder zu gehen; weil durch die geringste Verkäl-

tung

tung die alsdann eröfnete Schweißlöchlein, wegen schneller Veränderung von warm in kalt, sich nur desto stärker wieder zusammen ziehen, und also mehr Schaden als Nutzen dadurch angerichtet wird.

S. 206.

Wenn also unter dieser Vorsicht die Blatternflecke vom dritten Tage an bis auf den fünften oder sechsten allgemach gehörig heraus gekommen sind; so lässet auch das Sieber und alle damit verknüpfte beschwerliche Zufälle augenscheinlich nach.

Während dieser Zeit des Herauskommens hat man daher nichts weiter zu thun, als daß man, je nach dem der Trieb stärker oder schwächer ist, dann und wann, mehr oder weniger, warmen ordinären Thee trinken lasse, und die Kranke weder zu sehr unter das Bett stecke, noch auch gar zu sehr verkälte oder entblöße, sondern leicht und allenthalben gleich bedeckt halte, mithin dadurch verhindere, daß das Hervorkommen weder zu schnell noch auch zu langsam erfolge.

Ist diese Zeit vorbey und alles gehörig heraus, so lauffen die Blattern in den zwey folgenden Tagen fast zusehends ein, und nehmen an Grösse zu; fangen an zu schwären und erregen ein neues, aber von dem vorigen ganz unterschiedenes Sieber. Es ist dasselbe nur symptomatisch

matlich oder zufällig, weil es von der starken Entzündung der Haut und dem damit verknüpften Schmerz allein herrühret; kan aber um so viel stärker werden, je dünner, schärfer und zur Aufwallung geneigter alsdann das Geblüt ist, nach abgeschiedener flebrichter Unreinigkeit und vorhergegangener starken Abreibung desselben. Um diese Zeit vermehrt sich die Gefahr: denn es erfolgt leicht eine tödtliche Entzündung in den inwendigen edlen Theilen. Der Gebrauch einiger Arzneyen ist daher auch hler am nöthigsten; doch bestehen sie nur in ganz geringen Hausmitteln, oder können wenigstens füglich darein verwandelt werden. Man bestrebe sich zuvorderst, sobald die Zeit des Herauskommens vorbei ist, und also gleich bey'm Anfang des Einlaufens, daß die Kranke täglich etliche mahl etwas von leichter Mehlspeise, Gerstenschleim oder Haber- suppen zu sich nehmen und fahren damit auch während der ganzen Schwährungszeit fort; melde aber sorgfältig bey den Kindern der ersten Classe, das ist, bey den hitzigen und mageren, alle Fleischbrühe, Fleisch, Wein, gebrannte Suppen, und andere erhitzende Speisen und Getränke; lasse dabey, sobald das neue Fieber sich zeigt, alle 4. bis 5. Stunden, auch bey Nacht, eine Schaaale voll Thee aus Pappeln und rothen Schnallenblumen bereitet, mit Milchraum oder
sonst

sonst guter Milch vermischt, und statt des Zuckers mit Eibisch, oder Brustbeerleinsaft, Syrupus de Althea aut de jujubis, versüßt, wohl warm trinken, täglich aber zweymal, als Morgens und Abends, noch einen halben Löffel voll frisch süß Mandelöl darunter mischen, so hat man einen dreysachen Nutzen davon zu hoffen: denn nicht nur wird durch die zu sich genommene erweichende schleimigte Speise und Trank das hitzige, scharfe und dünne Geblüt gemildert und angefeuchtet, die übermäßige Hitze und der Schmerz gedämpft, die Zeitigung aber der Materie befördert; sondern die Pockenmaterie wird auch besser gekocht, verliert fast alle Schärfe, wird dicker, und kann mithin, wenn die Reifung ganz zu Ende ist, und die Blattern voller Eiter stehen, nicht so leicht durch die Schweißlöcherlein sich zurück in den Leib ziehen, wie manchmal mit augenscheinlicher Todesgefahr geschieht, wenn das Eiter zu dünn geblieben ist. Auch hat man noch diesen Vortheil davon, daß hiedurch der Mund und Schlund glimpflich erhalten wird, und mithin die Kranken die ganze Zeit über bequem und ohne Schmerzen etwas hinunterlassen können. Bey den phlegmatischen ist hingegen wohl erlaubt, dann und wann etwas wenig von einem warmen Wein, und desto sparsamer von Gerstenschleim und Milchthee zu geben. Uebrigens aber darf niemand befürchten,

daß

daß durch dergleichen erweichende Dinge, weßwegen wir selbst das Elystieren, bey instehendem Ausbruch der Flecken so nachdrücklich mißrathen haben, die Blattermaterie einwärts gezogen werden möchte: denn es hat um diese Zeit eine ganz andere Bewandniß, als vor und bey dem Herauskommen. Das Gblüt ist schon gereiniget, die Hufe hat sich aus der gezohrnen Feuchtigkeits schon gesetzt, und ist an seinem Ort, der Blutlast aber hell und klar, und kan sich nichts mehr daraus nach den erweichten Theilen ziehen; sondern verhindert vielmehr, daß das einmal abgeschiedene und an die Oberfläche der Haut getriebene sich nicht wieder zurück ins Gblüt ziehen kan, weil, wie schon gesagt worden ist, der Exter dicker gekocht wird.

S. 207.

Ist diese Zeit vorbey, welches gewöhnlich am 9ten und 10ten Tage geschieht, und stehen also die Blattern voll frischen Exter; so fangen sie sogleich an ein wenig einzuschrumpfeln und abzudorren. Hier meynet man alsdann, es sey nunmehr bald alles vorbey. Aber! weit gefehlt. Hier zeigt sich alsdann erst die größte Gefahr. Um diese Zeit äussert es sich erst, ob das Gift der Blattern böß oder gutartig sey; ob die Wart wohl oder übel sey eingerichtet gewesen: denn ist die Materie in den Blattern jeko zu dünn und

und zu scharf, so kan sie von selbst, wo nicht alles, doch etwas davon, ohne gegebene Gelegenheit, sich ins Geblüt zurück ziehen; sind die Därme voller verschworenen Blattern, entweder daß das Schicksal selbst es also gefüget hat, oder daß man vor und währenddem Herauskommen durch Einstieren, Lappieren oder andere reizende und erweichende Sachen, sie dahin gelockt hat, so zeigt sich jeko erst der Schaden und eine fast unüberwindliche Todesgefahr. Die ohnehin schon entzündete zarte Häute der Därme werden durch die scharfe Materie, der jeko borstenden Blattern noch mehrers und so gereizt, daß sich ein Durchfall deswegen ansplint, welcher durch die auf dem Fuß nachfolgende Einwärtsdringung der Materie aus den Blattern, womit die ganze Oberfläche des Leibs bedeckt ist, in das Geblüt und von da in die Därme, noch viel heftiger wird; der Durst und die Fieberhitze, welche jeko nach vollendeter Zeitigung nachlassen sollten, vermehren sich vielmehr; die Blattern am ganzen Leib fallen zusammen, dorren aber gleichwohl nicht ab; die entzündete Därme werden endlich brandig; es zeigt sich eine beständige Neigung zum Schlaf, und sodann machen leichte gichterhafte Bewegungen dem Leben ein Ende.

Hier ist gewiß guter Rath theuer. In unserer kleinen Prosa haben wir diesen üblen Umstand

stand niemals erfahren. Die bisher beschriebene Art in der Cur, welcher wir, je nach Unterschied des Kranken, jederzeit genau gefolget sind, hat uns, Gott sey Lob! dafür sicher gestellt, und wir können mit Wahrheit sagen, daß in der vor vier Jahren allhier grassirenden bössartigen Pockenfeuche unter 50. Kranken, die unserer Obacht anvertraut waren, nicht mehr als zwey gewesen seyn, die der Natur die Schuld bezahlen mußten; aber auch diese hätten können gerettet werden, wenn nicht ein unvermeldliches Schicksal es gehindert hätte.

Ohnerachtet aber bey diesem grossen Uebel wenig Hofnung zur Genesung übrig ist; so muß man doch alles mögliche thun, und können die Kranke niemals, so lang sie noch Athem schöpfen, mit gutem Gewissen ganz hülflos lassen. Wir würden also in diesem Fall sogleich den Kranken in ein warm Bad setzen; Morgens und Abends dasselbe wiederholen, und gleich darauf ein gutes Schüßelein mit warmen Wein geben, und im Bett wohl zudecken lassen; nebst diesem aber alle 2. Stund besonders vor dem Bad ein Elystier aus rothen Rosen, Holderblüth und Schnallenblumen mit Wasser gekocht, einen Löffel voll Essig, vier Löffel voll Wein, 3. gran Campher und $\frac{1}{2}$ Quintlein Steinsalz, verfertiget, beybringen; doch mit dieser Vorsicht, daß das Elystier zwey

Stund

Stund nach jedem Bade unterlassen bleibe, wie auch, wann sich bey dem Kranken ein Schweiß oder wohl gar ein frieselhafter Ausschlag, wie es mit grossem Nutzen geschehen könnte, zeigen sollte oder der Durchfall nachliesse.

Wieweilen geschieht es, daß zu dieser Zeit das Euter zurück schlägt, ohne gleichwohl einen Durchfall zu erregen, sondern vielmehr Deliria, Durst und Sichter hervor bringt. Hier müssen sogleich ein paar Blattern gezogen, warmer Wein gegeben, und endlich eine Mixture aus zwey Quinteln Diascordium, der Mixture simpl. Ess. Alexipharmac Stahl, gereinigten Salpeter jedes $\frac{1}{2}$ Quintel. Krebsaugen 1. Quintel. Kirschenvasser 8. Loth, alles unter einander gemischt, alle 3 Stund 3 Löffel voll gebraucht werden. Hat sich aber um diese Zeit nach vollendeteter Reifung nichts von diesen gefährlichen Umständen geäußert; so ist man doch noch nicht ausser aller Gefahr. Die Hände, welche bey angeheudem Abdorren noch etwas geschwollen bleiben, erfordern noch einige Obacht und wollen besorgt seyn: denn wenn die Geschwulst schnell verschwindt, so kann eben das erfolgen, was wir eben jeko von dem zurückgetretenen Euter der Blattern gesagt haben.

Wir haben selbst ein merkwürdiges Exempel hiervon erfahren, welches seiner Seltenheit wegen angemerkt zu werden verdient. Ein junger Herr,

ein einziges Söhnlein zärtlicher Eltern, kam bis auf den 11. Tag, unter beständig guter Wart und Hülfe, ohne bedenkliche Zufälle. Die Blattern fiengen schon an abjudorren, und der Kranke befand sich nach allen Umständen erträglich, und so viel man zu dieser Zeit fordern können, in dem besten Zustande. Die Hände waren aber noch geschwollen, als wir Abends spät ihn verließen. Morgens früh hernach trafen wir ihn, lehder! ganz anders an. Die Geschwulst der Hände verschwand in selbiger Nacht plötzlich; ein Fäulungsfieber hingegen mit unbeschreiblichem unlöslichem Durst, Hitze und Auffahren äusserte sich, und nahm zusehends so schnell überhand, daß bis auf den folgenden Tag, in einer Zeit von 24. Stunden, die vorher mit gutem wohlgekochten Eyter angefüllte Blattern, zum Theil gar schwarz, alle aber am ganzen Leib bräunlicht und so mürb und schlenzig wurden, daß sie fast zerfielen. In dieser schnellen größten Noth und Gefahr, wo schon alles verloren schien, kam Gott auch, wie es zur Rettung nöthig war, mit einer grossen und schnellen Hülfe entgegen. Er segnete die angewandte Hülfsmittel so, daß noch zu rechter Zeit ein wirksamer Friesel ausslug, und Hitze, Durst, ja alles widernatürlliche mit sich nahm.

Sonsten ist überhaupt zur Zeit des Abdorrens zu merken: daß man, so bald das Eyter

reißt ist, die obgedachte Diät aus erweichenden Speisen und Arzneyen verändere; statt des Thee mit Milch, einen ordinairn grünen Thee, und bisweilen einen warmen oder auch ein Gläslein kalten Wein gebe. Deßgleichen täglich einmal 20. bis 25. Tropfen Bezoartinctur einnehmen lasse; besonders aber auch dahin trachte, daß jezo die Kranke allgemach besser zu essen anfangen: denn wo dieses zu lang unterbleibt, so ist zu fürchten, es möchte sich nach und nach, besonders bey lebhaften Kindern, eine Dörrsucht ansplinnen, oder die Kranke sonst lang elend bleiben. Zu diesem Ende müssen die Speisen öfters verändert, und keine gewisse Art aufgedrungen, sondern nach Belieben gegeben und erlaubt werden. Es ist auch nicht nöthig, wenn einmal die Geschwulst der Hände gefallen ist, sich beständig unter dem Bett zu halten; sondern genug, wenn dieses nur ein paar Stunden nach eingenommener Bezoartinctur geschieht. Die übrige Zeit kann man entweder in dem Bett aussitzen, oder auch bisweilen, wenn es die Kräfte zulassen und die ersten Tage des Abdorrens vorbei seyn, eine Stunde ausser demselben bleiben; doch muß man anfänglich hie mit behutsam verfahren, und diese Stunde nicht zu lang machen.

Bei Kindern, die noch sehr jung sind und also guten Verlicht nicht annehmen, muß man auf

alle Art suchen zu verhindern, daß sie bey ange-
hender Abdorrung, und daher um diese Zeit ent-
stehenden starkem Belß der Haut sich nicht das Ge-
sicht so jämmerlich zersetzen, daß alles voller Blut
und Eiter wird. Wir haben den Tod daraus
folgen sehen wegen der heftigen Geschwulst, die
an dem ganzen Kopfe sich darauf äusserte, und denen
Eichtern und Fieber, die aus dem heftigen Schmerz
entstunden. Hier ist also nöthig, dergleichen
Kinder niemals allein zu lassen, oder ihnen die
Hände anzubinden.

S. 208.

Ist nun die Zeit so weit verstrichen, daß die
Blattern vollkommen gedörret sind und abzufal-
len anfangen, so ist bey den meisten alles vorbei,
besonders wenn der Appetit zum Essen sich zugleich
auch wohl einstellt. Diese haben also gar keiner
weitem Hülfe mehr nöthig, als daß sie den Ma-
gen mit Essen nicht allzusehr auf einmal überla-
den. Es kann mithin bey dergleichen auch das
sonst vielmals nöthige gewöhnliche Laxieren um so
mehr unterlassen bleiben, wenn die Kinder ohne-
hin sehr mager worden, oder von hitziger Natur
sind. Hingegen gehet dieses nicht an, wenn der
Appetit zu lang ausbleibt; die Kranke vorher sehr
flüssiger Natur gewesen sind, oder ein Argwohn
obwaltet, daß etwas von der Pockenmaterie wäh-
rendem Abdorren möchte einwärts sich gezogen
haben:

haben: Denn wenn sodenn in dem ersten Falle der Magen nicht durch ein gelindes Laxier gereinigt würde, so wäre zu besorgen, der Appetit möchte zu lang ausbleiben, und deswegen das Geblüt, weil es so lang keine, oder nicht genugsame Nahrung und frische Anfeuchtung erhält, allzuscharf werden; hierdurch aber ein Zehrfieber entstehen. In denen zwey letzten Fällen aber, nemlich, wo etwas von der Blattermaterie sich einwärts in das Geblüt gezogen oder die Kranke an sich selbst flüssiger Art sind, hat man um so mehr mit denen Laxiermitteln zu eilen, bevor die im Leib noch rückständige Materie sich an einen Ort zusammenziehe, und daselbst gefährliche Schäden und böseartige Geschwüre, welche oft von langer Dauer sind, verursache. Bey diesen wird der versüßte Mercurius, unter andere Laxierende Dinge gemischt, welcher so sehr von vielen in diesem Fall gerühmt wird, gar wohl statt finden; hingegen ist er bey denenjenigen, wo das Laxieren allein zur Reinigung des Magens und Beförderung des Appetits nöthig zu seyn scheint, mehr schädlich als nützlich. Hätte man nicht größtentheils mit kleinen Kindern zu thun, denen man selten etwas, das widerlich riecht oder schmeckt, besonders wenn es zugleich mehr als ein oder zwey Löffel voll ist, beybringen kann, so wäre vor diese ein gekochtes Tranklein aus Schlehenblüthe, ein wenig Rhabarber,

Manna und Bittersalz das allerbeste; wollen es auch, wo es immer thunlich ist, angerathen haben. Widrigenfalls aber kann an dessen statt ein Säftelein aus laxierendem Rosensaft, Jalappenharz und Diagrydium, mit etwas wenig crystallisirten Weinstein; oder auch eine Milch aus Pinien oder Mandeln, Jalappenharz, crystallisirten Weinstein, Schlehenblüthwasser und Zucker bereitet, gegeben werden. Die Dosis kann hler nicht bestimmt werden, weil das Alter der Kinder, wornach sie gerichtet seyn muß, verschieden ist. Es kann aber ein jeder Apotheker, wenn ihm das Alter bekannt gemacht wird, es entscheiden. Ereignet sich aber der Fall, daß wirklich ein Geschwür sich irgendwo gesammelt hat, entweder, weil das Laxieren zu lang aufgeschoben geblieben, oder weil das böse Wesen in allzugrosser Menge, gegenwärtig noch im Leib zurück war; da ist höchst nöthig, den Ort, sobald sich einiger Schmerz irgendwo zeigt, sogleich mit erweichenden warmen Ueberschlägen fleißig zu versorgen, damit das unreine je mehr und baldier je besser auswärts geleitet werde. Hat es sich hlerauf in etwas gesammelt, so daß eine harte Beule oder Geschwür hervorstehet, so verweile man gleichfalls nicht, das darinnen enthaltene unreine reif zu machen, und so die Haut nicht alsbald von selbst ausbricht, dieselbe der Länge nach aufzuschneiden, das reife Eiter auslaufen zu lassen,

assen, und erstlich mit einem reinigenden, hernach auch heilenden balsamischen Sälblein zu verbinden. Es ist das schnelle Erweichen der gesammelten Unreinigkeit, Verwandlung in Eiter, und Aufschneiden des Geschwürs um so viel nöthiger, an Stellen, wo Beiner sind; als z. E. wenn dergleichen auf dem Kopf zwischen der äussern dicken Schwarte und der Hirnschale sich zuträgt, wie wir selbst ein paar Exempel wissen: denn wird alhier die dicke Haut, welche selten von selbst ausbricht, nicht gleich eröffnet, sobald der Eiter genugsam gekocht ist, so wird dieser durch längeres Verweilen allzu-scharf, greift das Beinhäutlein und die Hirnschale an, und verursacht dadurch eine langwierige manchmal auch gefährliche Cur. Die Erweichung des Geschwürs oder Reifung des Eiters kann am besten durch ein Müßlein von gleichen Theilen Zerblinthin, unter heisser Asche gebratener Zwiebel, und Honig versfertiget, warm des Tages etliche mal übergeschlagen, verrichtet werden. Bricht sodann das Geschwür auf, zur Zeit, da die Beule zwar oben in der Mitte, aber in dem Umkreis noch nicht, vollkommen weich oder das Eiter gänzlich gekocht ist; so muß man ja das reife Eiter nicht alles auf einmal auslaufen lassen, vielweniger, wie einige der Wundärzneyen übel verständige Väter bisweilen pflegen, das Geschwür ausdrücken, sondern vielmehr dahin sehen, daß etwas von dem

reisen Euter zurückbleibe, damit das übrige harte und unreise desto besser und baldere möge dadurch erweicht und reis gemacht werden: denn das Euter selbst ist das beste Maturiersälblein, so nur immer in der Natur zu finden.

Weil auch viele Eltern sich sehr darum bekümmern, daß ihre Kinder, besonders wenn es vorher schöne Mägdelein gewesen sind, nicht pockengrüblich oder blattermoosig werden mögen, und deswegen allerley fette Sachen, als Mandelöl, Eyeröl und dergleichen, womit sie beim Abtrocknen die Blattern bepinseln, dafür brauchen, damit sie schneller abfallen sollen; so wollen wir ihnen, weil doch ein schön Gesicht eine Gabe des Schöpfers ist, dergleichen uns auch selbst besser gefällt als ein häßliches, hienit noch ferner sagen, daß sie dadurch gewiß nichts ausrichten, sondern vielmehr nur übel ärger machen werden: denn wenn die Blattern einmal vollkommen dürr sind, so thun sie der Haut gewiß keinen Schaden mehr, sie mögen auch daran sitzen bleiben so lang sie wollen; sind sie aber noch nicht dürr, sondern triefend, schlenzig und also zum schnellen Abdorren ungeschickt, hingegen aber zum Einfressen in die Haut vollkommen tüchtig, so muß nothwendig das erweichende Del die Fäulung mehrers befördern, und mithin das Abdorren und Abfallen verhindern. Man thut daher nicht nur viel besser, sondern es erfolgt auch
eine

eine ganz gewisse Hülfe darauf, wenn statt dieser erweichenden Oele, die zusammen gelaufene langsam dorrende Blättern gleich anfänglich mit einem starken Campher, Melissen, oder andern dergleichen Geist; als nemlich das Ungarische Wasser, die verschiedene Schlagwasser und Balsam, Rirschengeist, oder auch nur Fruchtbrandtewein sind vermittelt eines zarten Pinsels, täglich etliche mal bestrichen werden. Sind die Blättern aufgesprungen, oben halb abgedorret, untenher aber noch feucht und stark riechend, so soll zwischen denen Ritzen, so viel möglich, der Grund davon, auch der Rand rings umher gepinselt werden. Hat man auf diese Weise etliche Tage fortgeföhren, so wird man mit Verwunderung sehen, wie augenscheinlich die Abdorrung zunimmt, und der üble Geruch nachläßt, die Haut aber für dem Einfressen der faulenden Schärfe bewahrt bleibet: denn es ist nichts in der ganzen Natur, das der Fäulung mehr widersteht und dieselbe hindert, als ein dergleichen, durch die Gährung aus dem Gewächtsreich entsprungener starker Geist. Ist alsdann durch diese Hülfe alles ganz dürr, die Rufen wollen aber gleichwohl, weil ihrer allzuviel zusammen geronnen, und ganze Flecke damit besetzt sind, sich nicht ablösen; so kann man erst jetzt mit einigem Nutzen den Rand und Grund, so weit man zwischen denen Ritzen denselben berühren kann, mit einem dergleichen er-

weichenden, ablösenden Oel, wovon oben gedacht worden ist, ein paar mal bestreichen, aber doch ein wenig Campher darunter mischen, so fallen sie entweder gleich von selbst ab, oder können mit leichter Mühe weggenommen werden. Der Nutzen hievon ist aber gleichwohl nicht grösser, als daß das Gesicht um ein paar Tage baldern rein wird: denn was einmal ganz dürr ist, das kann der Haut keinen Nachtheil mehr bringen, es bleibe auch daran hängen so lang es will. Bestreicht man sodann nach dem Abfallen den Grund oder Fleck, wo sie gesessen, noch ein paar mal mit einem von den obgenannten Geistern; so heilet und bleibt die ganze Haut so gleich und eben, daß nicht das geringste Merkzeichen von den Pocken mehr zu sehen ist. Noch haben die Augen in diesem allgemeinen Uebel besonders viel auszustehen. Die meiste Kranke verlieren, wie bekannt, während der Krankheit den Gebrauch derselben, oder werden, wie man zu reden pflegt, blind. Dieses ist zu Zeiten gut, weil durch das Zuschliessen dieselbe am besten für der abfließenden scharfen Blattermaterie bewahrt bleiben. Und hüte man sich, daß sie niemals mit frischem nüchternen Speichel oder fetten Dingen, wie einige thun, beschmiert werden. Es wird hiedurch kein Nutzen geschafft, wohl aber Schaden, weil der Zufluß der Pockenmaterie nur dadurch vermehrt wird. Hingegen ist sehr nöthig, dahin zu trachten, daß

daß die Naselöcher beständig eröffnet, und der Abfluß der gewöhnlichen Unreinigkeit ungestört bleibt. Es gereicht dieses den Augen vorzüglich zum besten, weil sich viele Feuchtigkeit durch den Thränengang dahin ziehen kann, welche sich bey Verstopfung desselben nothwendig in den Augen anhäufen, und dieselbe thränend und Eiterfließend machen müßte. Zu diesem Ende soll während der ganzen Cur ein Schnupswasser dann und wann gebraucht werden. Es muß dieses aber so eingerichtet seyn, daß es weder stark reizend und beißend, noch auch erhitzend und trocknend, vielweniger erweichend sey, sondern nur anfeuchte und gelind eröffne. Wir haben das folgende jederzeit von gutem Nutzen erfunden: Man nehme schwarzen Kümmelsaamen, sem. Nigellæ 1. Quintl. stosse ihn unter Zuglessung 3. Loth Majoran, Lavendel oder Pomeranzenblüthwasser, oder was sonst vor ein Geruch beliebig ist, auf Art einer Mandelmilch; seige es durch ein leinen Tuch und drucke es stark aus; mische hernach unter die durchgedruckte Milch 1. Quintl. auserlesene Manna, und lasse sie darinnen zerschmelzen, so kann man es in ein Glas thun, und hat ein Schnupswasser, das keine andere als die oben erforderte Eigenschaft besitzt. Gehen unter dieser Vorsicht und Gebrauch des Schnupswassers die Augen gleichwohl zu, so kann man sie so lassen, bis zur Zeit des Abdorrens,

wo

wo sie sich gemeinlich von selbst wieder eröffnen. Sollten sie aber, wider Erwarten, noch länger zu bleiben, weil bleiweilen die Augenlieder mit allzu starken Blättern bedeckt sind, und der aus den Augen rinnende Eyter sich zu sehr angehäuft hat; so kan ein sechsfach zusammen gelegtes leinenes Tüchlein mit Campher oder Melissengeist angefeuchtet und darüber gebunden werden; das Eyter wird sodann abdorren, daß die Augenlieder sich öfnen können; das übergebundene Tüchlein muß alle zwey oder drey Stunden mit dem Geist aufs neue angefeuchtet; dieser aber jederzeit vorhero ein wenig warm gemacht werden. Zeiget sich sodenn, daß dieselbe ganz trüb, roth, Eyter triefend, oder wohl gar Flecken darinnen befindlich sind, so muß man sogleich die nöthige Hülfe vorsehren. Bey den trüben und rothen ist ein stärkendes Augewasser hinlänglich, welches aus Campher, Safran, Bleyzucker, Wundwasser und Melissen- oder Fenchelgeist, bereitet worden. Bey den triefenden aber muß man Sorge anwenden, und zusehen, ob vielleicht die Thränenpuncte und Gänge verstopft sind, welche sodann durch dienliche Mittel zugleich eröffnet werden müssen. Bey sich ereignenden Flecken hingegen kan man täglich etliche mal zart geriebenen Canarizucker mit ein wenig reinen Salmiak vermischt, durch eine Federkiel in das Aug blasen, und damit fortfahren,

fahren, bis der Fleck vollkommen sich zertheilt hat.

S. 209.

Im übrigen ist die ganze Krankheit durch zu allen Zeiten ein leichtes, abgelegenes Bier zum Trank gar wohl erlaubt. Will aber jemand ein Wasser aus gedörrten schwarzen Kirschen allein, oder ein anderes aus Rosinen, geraspelt Hirschhorn, Gersten und dergleichen, kochen, so kann es auch zugelassen werden und ist unschädlich. Hingegen soll alles Fleisch und starke Fleischbrühen, dergleichen der Wein, bis zur Zeit des Abdorrens, sorgfältig vermieden bleiben, besonders bey hitzigen Naturen, es sey denn, es ereigne sich einer von obgedachten Fällen, wofür wir dessen Gebrauch angerathen haben.

Am allermeisten aber hüte man sich ja für allen Arzneyen, so lang die Krankheit ihre Ordnung hält; insonderheit für solchen, von denen man nicht gewiß versichert seyn kann, ob sie das Uebel nicht eben so leicht verschlimmern als verbessern. Es ist kaum auszusprechen, wie unheimlich vielen Schaden man durch ein wenig widerwärtige Arzney, sollte es auch nur ein Hausmittel seyn, anrichten könne, und um wie viel besser es sey, sich lieber davon gänzlich zu enthalten, als hierinnen auf ein Gerathewohl etwas zu wagen. Der Nutzen von dem besten kann niemals so

so groß seyn, als der Schaden ist, wenn das unrechte unter denen vielen Sachen, die oft vorgeschlagen werden, erwählt wird; da hingegen die meiste, wo nicht gar alle, es glücklich überstehen können, wenn nur die oben vorgeschriebene Ordnung dabei beobachtet, und die größtentheils übliche Modesachen unterlassen bleiben. Doch wird immerdar das beste seyn, man überlasse alles der Aufsicht und Anordnung eines ordentlich berufenen und bestellten Medicl.

§. 210.

Noch haben wir ein wenig von der Wartung bey den Masern, welche allhier Rothsucht genannt werden, zugleich hier anfügen wollen. Diese wohl bekannte und eben so wohl als die Blattern allgemeine Kinderkrankheit, ist zwar an sich selbst selten gefährlich; gleichwohl erfährt man, daß sie manchem den Tod bringe. Sie hat viele Gleichheit mit den Blattern und scheint auf einerley Weise zu entstehen, nur mit dem Unterschied, daß die Ursache allhier in einer Absonderung einer scharfen Feuchtigkeit aus denen Fließwassergefäßlein, humores lymphatici, zu suchen ist, statt daß in den Blattern bey dem Geblüt selbst dergleichen Reinigung vorgeht.

Die Wart von diesen ist also auch die Wart meistens von jenen. Man hüte sich demnach für allen erhitzenden oder sogenannten treibenden

benden Mitteln, besonders auch für dem gewöhnlichen Laxiren im Anfange der Krankheit; lasse die Kranke beständig leicht zugedeckt im Bett bleiben; und gebe ihnen die ganze Krankheit über den obgedachten Thee aus Pappeln und rothen Schnallen, aber ohne Milch, und versüsse ihn statt des Zuckers, mit dem Eibischsaft; gebe auch täglich zweymahl zehn bis funfzehn Tropfen von dem Liq. anod. Hoffm. oder der Safrantinctur in eben diesem Thee ein, und sehe dahin, daß die Kranke beständig in einem gleichen gelinden Dampf unterhalten bleiben; so wird der rothe Ausschlag schon am zweyten oder längstens dritten Tag sich zeigen, und in drey oder vier Tagen wieder vergehen, dergestalt, daß in acht Tagen Zeit, die ganze Krankheit vorüber seyn, und der Kranke wieder aus dem Bett gelassen werden kann.

Ist alsdann noch etwas von dem gewöhnlich mit dieser Krankheit verknüpften Husten übrig, so verläume man nicht, sobald der Ausschlag vollkommen vorbei, ein oder zwey mahl ein gelindes Laxier zu geben. Hingegen ist dieses zu thun nicht nöthig, wenn der Husten von selbst zugleich mit dem Ausschlag ein Ende genommen hat. Deßgleichen auch für die Augen, welche größtentheils dabey roth werden, ist überflüssig, etwas besonderes zu gebrauchen. Es vergehet bey ge-

hört.

höriger Wart auch dieses Uebel eben so schnell als die Krankheit selbst.

Sollte sich aber, es sey im Anfang oder erst nach etlichen Tagen, ein Durchfall zeigen, so muß man sorgfältig auf desselben Verbesserung bedacht seyn: denn wenn er lang anhielte, wäre zu besorgen, der Ausschlag möchte entweder gar nicht herauskommen, oder das, was schon davon herausgekommen, zu frühzeitig, ehe es abtrocknen können, wieder einwärts dringen und Sichter verursachen. Die Hemmung dieses soll gleichwohl nicht mit schnell stopfenden, anziehenden Sachen geschehen; man würde hierdurch den schlimmen Gast nur in den Leib einschließen, und damit desto baldiger und gewisser zu Entzündung und Brand der Därme Gelegenheit geben. Bezoartinctur, warmer Wein und andere Dinge, die einen gelinden Schweiß machen, des Tages öfter, aber nur in kleiner Dosi gebraucht, ist besser hierzu, und der einige Weg, wodurch einem solchen Durchfall sicher abgeholfen werden kann, wenn er nicht schon zu lang gewährt, und bereits einen unheilbaren Schaden angerichtet hat.

Zum Beschluß müssen wir noch erinnern, daß man ja so wohl in diesen, als überhaupt in allen Krankheiten, es nicht lang anstehen lasse, sich des Rathes eines Medicis zu bedienen, bis eine wirklich grosse Gefahr schon vorhanden ist; sondern lieber,

Lieber, ehe die Gefahr kommt, derselben durch klugen Rath vorzukommen bedacht sey. Man waagt bey jenem zu viel, statt, daß dieses ohne viele Mühe geschehen kann: Dann ein Haus kann durch kluge Sorgfalt leichter für Feuer bewahrt, als das schon brennende wieder gelöscht werden; also auch sind in jenem Falle die Hände des Medici oft zu kurz, weil die Hülfe unmöglich ist.

E N D E.





Register

über den IV. V. und VI ten Theil der
Deconomischen Pflanzen: Historie.

A.

- A**bborren der Pocken, VI, 354
Abies taxifolia, V, 89
Acer, V, 79
 - - minus, V, 79
 - - montanum, V, 79
Acetosa arvensis lanceolata, V, 13
 - - parva auriculata repens, V, 13
 Ackerraute, V, 169
 Ackerrudel, V, 29. ungewisser Nutzen, 31. wahrscheinlicher oeconomischer Nutzen, 32
 Ackersurampfer, V, 13.
 Arten, 14. Kräfte, 15
 Ackersenf, wilder, V 17.
 Arten, 18. Kräfte des Saamens, 19. oeconomischer Nutzen, 22
 Ackersinau, V, 33. Wachsthum, 34. ununtersuchter Gebrauch, 37
 Ackersienkraut, kleines, blaues, friedendes, VI, 325
 Classe, eben daselbst. Geschlecht, eben daselbst.
Acorus adulterinus I. B. IV, 171
Adiantum aureum, V, 76
Aegiros Dioscordis, IV, 70
Aegopodium, V, 165
Aethiopsis, VI, 133
 Ahornbaum, V, 78. Arten, 79 Art und Weise seines Wachsthums, 79 Nutzen seines Laubs, 80. Blüten, eben daselbst. Saame, 81. gehört zu dem Schlagholz, 82. Alter und Grösse, 82. oeconomischer Nutzen, 83. Ansehen bey den Alten, 84. Nutzen des Safts, 84. des daraus bereiteten Zuckers, 85. Nutzen in der Arzneykunst, 88
 Albernbaum, IV, 68
Alchimilla minima, V, 33.
montana, V, 35.
 Alcibia-

Alcibiadion, VI, 183
 Alga, VI, 133
 Allannamurzel, rothe, VI,
 179. oeconomischer Nu-
 gen, 181
 Alliaria, IV, 19
 Alnus nigra, IV, 25. 48.
 Alfine spargula dicta, VI,
 273
 Amara dulcis, VI, 199
 Amer doux, VI, 199
 Amomum, VI, 27. oecono-
 mischer Nutzen, 27
 - Plinii, VI, 207.
 Fortpflanzung, 208
 Anacampteros, V, 69
 Angelica erratica, f. silve-
 stris repens, V, 165
 - - sativa, V, 165
 Anserina, VI, 3
 Anthemis, VI, 248
 Aparine vulgarior, V, 4
 Aphyllantes, VI, 189
 Apostem, VI, 117. 121
 Arbor herculea, IV, 82
 Arenaria, VI, 282
 Argentina, VI, 3
 Aristoloche, V, 188
 Aristolochia, caua, 190.
 - - longa, clematitis
 dicta, V, 188
 - - longa vera, V, 190
 - - rotunda, V, 190
 Aristoteles, VI, 344
 Aron, V, 193. Classe, 194.
 Schärfe und Bestandthei-
 le, 196 Kräften, 199.
 äußerlicher Gebrauch,

200. oeconomischer Nu-
 gen, 201. Zubereitung
 der Fæculæ aus dieser
 Pflanze, 201
 Arum, V, 193. fæcu-
 la, 201
 Asarum, V, 202.
 Asche, IV, 41
 Aspe, IV, 72
 Aspen, V, 135. Wachs-
 thum, 136. Zolkern, oder
 Kälzlein, 137. oeconomi-
 scher Nutzen, 138. Nu-
 gen des Holzes, 138
 Asperula coerulea, VI, 326
 Augen, VI, 363
 - was zum Nutzen der-
 selben, VI, 364
 Aune noir, IV, 25.

B.

Baldrian, IV, 165.
 Kräften, 167. folgg.
 180. oeconomischer Nu-
 gen, 168. Alp-Baldrian,
 168. f.
 Barbarea l. B. IV, 18
 Baurensenf, VI, 302. 309
 Classe, 305. Arten, 307.
 Kräften des Saamens,
 309. oeconomischer Nu-
 gen, 309
 Bec de ciconie, VI, 11
 - - de gruë, VI, 11
 Been albunis, VI, 192.
 Kräften, 193
 Beinholz, VI, 53
 Ba 2 Beins

Beinwell, VI, 39
 Bellis maior Dodonæi, IV, 151
 Benedictkraut, VI, 26. Bildung, 29. einheimische Arten, 30. Kräften, 31
 Benoite, VI, 16
 Berberis, VI, 58.
 Verbisbeere, VI, 57
 Bergerins, Jonas, VI, 343
 Berberis, VI, 69. Beschreibung, 70. Unterscheidung, 72. Kräften, 73. oeconomischer Nutzen, 73
 Bestreichen der Blättern, VI, 361.
 Bettstroh, unser Frauen, VI, 22. oeconomischer Nutzen, 23. 25. Kräften, 24. abergläubischer Gebrauch, 25
 Bibernell, welsche, VI, 40.
 Bildung, 40. Arten, 43. Kräften, 44. oeconomischer Nutzen, 44
 Bier-Trank, VI, 365.
 Binsengeschlechte, VI, 232
 Bittersüß, VI, 199
 Blasne, V, 79
 Blättern, VI, 138 - 341
 Blättern: Materie, VI, 357
 - - deren Nutzen, VI, 357
 - - Cur, VI, 356. 357. 358
 Blaue Blust, IV, 35
 Bois a faire des cardol-
 res, IV, 23.
 . . St. Lucie, IV, 32

Bonnet de Prêtre, IV, 23
 Brunnenkress, VI, 214
 Buglossum vulgare, VI, 178
 Bulbocastanum, IV, 150
 Bunias, V, 23
 Burgundisches Heu, VI, 158. oeconomischer Nutzen, 158. 162. 173. bester Saame, 162 dazu erforderlicher Boden, eben daselbst. Ansäen und Pflanzen, 165. Einernden, 169. Mähen, 172. Einsammeln der Schößlein, 172. Nutzen in der Arznei, 174. Geschlecht, eben daselbst.
 Bursa pastoris, VI, 314
 Burse a pasteur, VI, 314
 Butterstiel, VI, 22.

C.

Cabaret, V, 202
 Caillelaît, VI, 22.
 Calinichen, IV, 30
 Gallinkenbeer, IV, 30
 Campanula arvensis minima, VI, 10
 - - linifolia, VI, 10
 - - radice esculenta, VI, 8
 - - vulgaris minor, VI, 10
 Capnos, V, 169
 Cardamine, VI, 214
 Garui, VI, 133

Carum,

Register.

- Garum, VI, 33
 Caryophyllata, VI, 26
 Celsus, VI, 345
 Centaurea, V, 55
 Cerastium flore magno
 Dillen, IV, 21. Kenn-
 zeichen, eben daselbst.
 Cerasus racemosa l. B.
 IV, 32
 Cerefolium, V, 212. sil-
 vestre R. IV, 148
 Cerfeuil, V, 212
 - - de prez, IV, 148
 Chærefolium, V, 212
 Chærophylum, V, 212
 Chamælum, VI, 247
 Chamillen, ächte, VI, 247.
 Arten, 249. öliches Wes-
 sen, 252 262. Ursprung
 der blauen Farbe des dar-
 aus destillirten Oels, 263.
 zubereitete Arzneien aus
 demselben, 252. Wirkung
 derselben, 253
 Chamomilla, VI, 248
 Chamomille, VI, 248
 Chelidoine, IV, 3
 Chelidonium majus D.
 IV, 3
 Ebenne, VI, 345
 Clematis, VI, 72
 Cochlearia, V, 178
 Cochleata, VI, 159
 Colus Iovis, VI, 133
 Consolida major, VI, 32. 35
 - - media, VI, 35
 - - minor, VI, 35
 Cornellbaumlein, wildes, VI,
47. vorgegebene Härte
 seines Holzes, 50 unter
 der Erde befindliche
 Blätter desselben bey
 Memmingen, 51. oeco-
 nomischer Nutzen, 53
 Cornus foemina, VI, 47
 Cotula, VI, 250
 - - foetida, VI, 262
 Cracca maior, VI, 156
 Grassula major, V, 69
 Crete de Cocq, V, 29
 - - a fleur jaune, IV, 155
 Kreuzbeer, VI, 48
 Kreuzblümlein, IV, 11
 Kreuzblume, V, 59
 Kreuzdorn, IV, 21. Kenn-
 zeichen, eben daselbst.
 oekonomischer Nutzen, 22.
 Kräften, IV, 23
 Kreuzlein, IV, 11
 Crista galli R. IV, 155
 - - mas, V, 29
 Cuculi flos, VI, 190
 Cynosorchis, V, 59. f.
 Cypergras, IV, 157
 Cyperoides latifolium
 spica rufa, f. caule trian-
 gulo C. B. IV, 161. f.
 Cyperus gramineus l. B.
 IV, 157
 Cytisus, IV, 141
- D.
- Degenkraut, VI, 234
 Deliria, VI, 353
 Drachenblut, V, 208
 Na 3 Drensfal,

Drensfaltigkeitsblume, VI,

189

Drenhodon, V, 60

Dürrlißen, wildes, VI, 47.

♂ Cornellbaumlein.

Dulcamara, VI, 199

Durchfall, VI, 368

Durchschlechten, ♂. Rinds-
blattern.

E.

Ebereschen, V, 140.

Wachsthum, 141. Ar-
ten, 144. Ansehen bey
den Alten, 145. Zuberei-
tung der Früchten von
der zahmen Gattung zum
Essen, 146. verschiede-
ne Namen, 147. Nutzen
in der Arzneykunst, 148.
oekonomischer Nutzen,
150. oekonomischer Nu-
zen des Holzes, 151

Ebißch, V, 140

Echium, VI, 177. scor-
pioides, 179

Eibischbeerbaum, V, 140

Eiter, so aus Pocken oder
Blattern entspringen, VI,
350

Elichrysum, V, 72.

Elsenbeer, IV, 32. Kenn-
zeichen, 33. Arten. 33.
Kräften, eben daselbst.
oekonomischer Nutzen, 34

Engelwurz, V, 165

Englischer Steinbrech, V, 33

Entengras, IV, 172

Epine vinete, VI, 57

Equisetum aruense lon-
gioribus setis C. B. IV,
179

- - palustre longioribus
setis C. B. IV, 179

Erable, V, 79. grand,
V, 79

Erbfel, VI, 57

Erbfelen, VI, 57

Erbhöfen, VI, 57

Erbirn, VI, 206

Erdrauch, V, 169. Wachs-
thum V, 170. Bildung,
172. Kräften, 172. 176.
folg. Grund des grossen
Unterschieds ihrer Wür-
kung, 173

Erdwälle. Vortheil, VI, 76.
Zubereitung, 110

Eruca palustris minor,
VI, 209

Eichenbaum, IV, 41. Kenn-
zeichen, 41. Kräften, 43.
48 folg. 51. Arten, 43.
65. Eigenschaften, 45.
folg. neapolitanischer, 50.
dess. Alten, 51. 53. oeco-
nomischer Nutzen, 53. 56.
63. Pflanzung, 56. Er-
haltung, 57. folg. Anse-
hen bey den Alten, 63.
Gebrauch desselben bey
ihnen, 66

Escheriken, V, 147

Eschröslein, V, 147

Espen, V, 135

Espi

Register.

Espl d'eau, VI, 239
Euonymus Tournefortii,
IV, 23

S.

Fabaria, V, 69
Fæcula ari, V, 201
Färbebeer, IV, 21
Färberröthe, VI, 327. Ge-
schlecht, eben daselbst.
Krästen, VI, 328. oeco-
nomischer Nutzen, 329.
Pflanzung, 329
Fäulungs-Fieber, VI, 354
Faulbaum, IV, 25. 48. f.
Gattungen, 29. Siehe
Schießbeer.

Feldraute, V, 169
Fichte, V, 109. Arten, 110.
nöthige Vorsicht bey ihrer
Erhaltung, 112. Verschie-
denheit in verschiedenen
Ländern, 113. Unterschei-
dung ihrer Arten, 114.
oeconomischer Nutzen,
115. Krästen, 117

Fieber, VI, 354
Flambe bastard, ou Glai-
eul de marais, IV, 171
Flammula louis, f. repens,
VI, 72

Glieder, IV, 35
Glockenblume, VI, 188.
Arten, 189. Krästen,
eben daselbst. oecono-
mischer Schaden, 190
Glöckrautsgeschlechts, beson-

dere Art, VI, 236. Kräst-
ten, 238

Johren, V, 110
Foin de Bourgogne, VI,
159

Frangula, IV, 25. 48
Frauensöhlein, IV, 141
Fraxinus, IV, 41. trino-
des, f. triozos, 65

Frêne, IV, 41
Fumaria, V, 170. bubo-
sa, V, 190

Fume terre, V, 169
Fumus terrae, V, 169
Fusain, IV, 23

G.

Gänsblume, grosse, IV,
151. Krästen, 152

Gänserich, VI, 3. Geschlecht,
4. Krästen, 5. oeconomi-
scher Nutzen, 7

Gaisfuß, V, 165
Galeopsis lutea, V, 74
Gallium album, VI, 22

Garance, VI, 327
Gartenrapunzel, VI, 8. Ar-
ten, 9 oeconomischer Nu-
tzen, 11

Gartenscharlach, VI, 126.
Krästen, eben daselbst.
besonderer, und dem Wein
einen Muscateller: Ge-
schmack mittheilender
Geist aus den Blumen,
126. Zubereitung dessel-
ben, 126

Gauch,

- Gauchblumen, IV, 154
 Geelrodel, V, 30
 Geranium Robertianum, VI, 11
 Gichter, VI, 339
 Girofle de prez, IV, 154
 Glitscher, V, 30
 Glockenpflanzen, VI, 9. 11
 Gottes Gnad, VI, 1
 Graines d'Avignon, IV, 22
 Gramen aquaticum fluitans, multiplici spica C. B. IV, 172
 - . . avenaceum locustis villosis crassioribus, VI, 291
 - . . avenaceum panicula purpura argentea splendente R. IV, 154
 - . . cyperoides palustre, spica pendula L. L. IV, 161
 - . . cyperoides spica pendula brevior C. B. 163. spica, pendula longior & angustior, IV, 164
 - . . gros Montbel gardensium, VI, 291
 - . . loliaceum spica longior, VI, 288
 - . . nodosum avenacea panicula C. B. IV, 153
 Grasgewächse, Gleichgewicht, nach ihren Eigenschaften IV, 119 Tauglichkeit zur Nahrung und Verdauung für die Thiere, 120
 Gratia Dei, VI, 11
 Gratteron, V, 4
 Grindkraut, VI, 117. 121 Fortpflanzung, 119. Gattungen, 117 Kräften, 119
 Grindwurz, IV, 13 Kennzeichen, eben daselbst. Kräften, 14. 17 oeconomischer Nutzen, IV, 15. Arten, 15
 Guckguckspeichel, IV, 154. VI, 190. Geburts Ort, VI, 192
 Guldenaunsel, VI, 35
 Gulden Piederhuhn, V, 76. Beschreibung, eben daselbst. Kräften, 78
- ## H.
- Haber, wie er von den Schwindelkernen zu reinigen, VI, 301
 Habergras, knötiges, IV, 152. rothes, 154
 Habichkraut, VI, 184. Kräften, 187
 Händleinwurz, V, 60
 Hahnenfuß, V, 165
 Hahnenkamm, V, 29
 Hartriegel, VI, 53. Kräften, 56. oeconomischer Nutzen, 57
 Harzbaum, V, 110
 Haselwurz, V, 202. Bestandtheile, 203. Art ihres Wachstums, 203. Kräften, 205. 207. nöthige

Register.

- thige Vorsicht bey ihrem Gebrauch, 205
- Hederich, VI, 282. Geschlecht, 283. oeconomischer Nutzen, 285. wie er auszurotten? 285
- - gelber, V, 17
- Heiderettich, VI, 283
- Heiligen Geist Wurzel, V, 165
- Hellerkraut, VI, 302. 304
- Herba Gerardi, V, 165
- Herbe aux cuilliers, V, 178
- - gueux, VI, 75
- - des etengs, VI, 239
- - de sainte Barbe, IV, 18
- Hieracium, VI, 184
- Himmelfahrtblümlein, IV, 11. Kennzeichen, 12. Arten, 12
- Hinfuß, V, 165
- Hintschkraut, VI, 199
- Hirtentasche, VI, 314. Classe, 315. Fortpflanzung, 315. Arten, 316. Eigenschaften, 317. Kräfte, eben daselbst. Nutzen der gedörrten Blätter, 321. davon destillirtes Wasser, 321. ungegründete Eigenschaften, 324
- Hispidula, V, 72
- Hoffmanni Liquor Acad. VI, 367
- Hohlwurz, V, 190
- Holder, dessen Pflanzung, VI, 93
- - blauer, IV, 35. oeconomischer Nutzen, 35. 40. Kennzeichen, 37. Kräfte, 39
- Holunder, spanischer, IV, 35
- Horminum, VI, 124. facivum, 126
- Humores Lymphatici, VI, 366
- Hundsbaum, IV, 25. 48. Siehe Schießbeer.
- Hundscomillen, stinkende, VI, 262
- Hundshoden, V, 60
- Hunaerkraut, IV, 17
- Husten, VI, 367
- J.
- Jacea nigra, VI, 189
- Jasmin, wilder, IV, 38. Kennzeichen, eben daselbst.
- Jelänger, je lieber, VI, 199. Kräfte, 203. oeconomischer Nutzen, 285. Arten, 206
- Jerusalemblume, einfache, VI, 198. Fortpflanzung, 199
- - gefüllte, VI, 197. Fortpflanzung, 198
- Illecebra, V, 69
- Ilmenbaum, V, 122
- Ingwer, deutscher, V, 193
- Johannisblum, IV, 151
- Iris palustris lutea T. IV, 171
- Jungfernhaar, V, 76
- K. Kalbs.

K.

- K**albsaug, IV, 151
 Kaskendäpplein, V, 70
 Kägentöbel, V, 169
 Kägenpflölein, V, 69. S.
 Bergruhrkraut.
 Kienholz, V, 110
 Kienruß, V, 121
 Kiffer, V, 110
 Kinderkrankheiten, nöthige
 Vorsorge dafür, VI, 332
 Kindsblatterrur, VI, 335.
 337. 344
 Kirschen, wilde, IV, 29
 Klaffer, V, 30. VI, 302
 Kleeberich, V, 4
 Kleeberkraut, V, 4
 Kleeblüthe, V, 4. Kennzei-
 chen, V, 5. Geburts Ort,
 V, 7. Geschlecht, 8. Rich-
 tung und Nutzen seiner
 Stacheln, 9. Kräften, 11.
 oeconomischer Nutzen, 12
 Klee, IV, 130. Kennzeichen,
 eben daselbst. Arten,
 eben daselbst. Arten
 für gewisse Thiere, auch
 für Menschen zur Speise
 und Arznei, 132. zum
 Kleewachs dienlicher Bo-
 den, IV, 136. Kräften,
 136. Wartung und Ab-
 grasung, 138. Nutzen,
 140
 - - gemeiner, weißer, IV,
 135
 - - güldener, IV, 140
 - - rother Wiesenkle, IV,
 134
 - - spanischer, IV, 135
 Kleesaamen, eines guten
 Kennzeichen, IV, 137.
 Aussäen, eben daselbst.
 Knabenkraut, V, 59
 Knabel, VI, 264 Geschlecht,
 265. Kräften, 266. an-
 dere Art, 266. Insecten
 Art an den Würzelein der-
 selben, 267. Weise, die-
 se Insecten zu sammeln,
 269. oeconomischer Nu-
 zen derselben, 266 270
 Nutzen in der Arznei,
 Kunst, 271
 Knebel, lange, VI, 274
 Knoblauchkraut, IV, 19.
 Kennzeichen, eben das-
 selbst. Kräften, 20
 Knöterich, VI, 273
 Körbel, wilder, IV, 147.
 schädliche Wirkung bey
 den Menschen, 149. nütz-
 liche bey dem Vieh, 150.
 oeconomischer Nutzen, 151
 Körbelkraut, V, 212.
 Wachsthum, 212. Fort-
 pflanzung, 213. Gebrauch,
 214-220. Kräften, 215
 Körnel, V, 212
 Kornstengel, merkwürdige,
 VI, 242.
 Kornwürme zu vertreiben,
 VI, 311
 Krapp, VI, 327
 Kummel, VI, 135

L.

Lausgrees, VI, 274
 Lauskraut, V, 30
 Lamium, V, 74. Plinii,
 V, 75
 Lapathum acutum, offici-
 narum, IV, 13
 - - sativum, s. horten-
 se, V, 209
 Lathyrus dumetorum,
 VI, 156
 Leinwoll, VI, 32
 Lens palustris, VI, 223
 Lentille d'eau, VI, 223
 Leucanthemum, T. IV, 151
 Lienen, VI, 72
 Ligustrum, VI, 53
 Lilac, IV, 36
 Lithospermum arvense
 rad. rubra, V, 35
 Löffelkraut, V, 178. An-
 bau, 180. den Alten un-
 bekannt, 187. widersteht
 dem kalten Scorbut, 184.
 schadet im heißen, 185.
 Zubereitung zum Ge-
 brauch, 188. economi-
 scher Nutzen, 188.
 Geist, 188
 Lolium, VI, 288
 Lotier, IV, 141
 Lotus der Alten, IV, 141
 - - corniculata glabra
 minor, IV, 141. spe-
 cies major, 146
 - - floribus umbella-
 tis, siliquis pendulis,
 VI. Band.

caule procumbente,
 IV, 141
 Lotusbaum bey den Alten,
 IV, 142
 Pulch, VI, 288. schädliche
 Eigenschaften, 293. 297.
 Mittel wider die Folgen
 derselben, 299. heilsame
 Eigenschaften, 302. Be-
 standtheile, 298
 Luserne, VI, 159
 Lychnis petalis quad-
 ratis longissimis H. IV,
 154. plumaria silvestris
 simplex R. IV, 154.
 VI, 190
 Lycopsis, VI, 178

M.

Mängel, IV, 13
 Mannagrass, IV, 172
 Marguente, IV, 151
 Mariengrass, VI, 274
 Masern, deren Wartung,
 VI, 366
 Masholder, V, 79
 Mayerkraut, VI, 22
 Medica, VI, 59. 161
 Meergras, VI, 233
 Megerkraut, VI, 22
 Melissophyllum R. V, 75
 Mergenträher, V, 59
 Monatblümlein, VI, 35
 Moos, V, 147
 Morbillis, VI, 340
 Moutarde Sauvage,
 V, 17
 B b München

Münchshaber, V, 209
 Kräften, 210
Muscatellertrau, VI, 26
Myofort, IV, 21
Myrrantörbe, IV, 149.
 Arten, 150
Myrrhis annua semine
 striato levi, IV, 149
 . . . pinnulis semipinna-
 ris, ordinatim decre-
 scentibus H. IV, 149

N.

Nabelsaamen, V, 4
Nachtschatten, eßbarer,
 mit knollichter Wurzel,
 VI, 206
Nägeleingras, IV, 21
Nägeleintrau, VI, 26
Naio, V, 24
Napus sativus, V, 25
 . . . filuestris, V, 24
Nardus, IV, 166. filue-
 stris, V, 202
Nasenlöcher, VI, 363
Nasturtium, VI, 214
Naveau sauvage, V, 25
Navet, V, 24
Nerprum, IV, 21
Nigellastrum, VI, 293
Non pareil, VI, 98
Nuces pineæ, V, 110

O.

Ober, IV, 30
 Ochsenzung, wahre

oder zahme, VI, 178. f.
 wilde VI, 76. Geburt:
 Ort, VI, 178. Arten,
 179. Kräften, 182
Omphalocarpus, V, 4
Opulus, IV, 30. flore
 globoso IV, 32
Orcanette, VI, 179
Orchis satyrum, V, 59 f.
 . . . spiralis alba, V, 63
Orme, V, 122
Ormin, VI, 124
Ornus, IV, 53. 65
Osterlucen, lange, V, 188.
 Geschlecht 190 Arten,
 eben daselbst. Kräften
 der Wurzel, eben das
 selbst. äußerlicher Ge-
 brauch, 190
Oxyacantha, VI, 57
Ozeille, V, 13

P.

Padus I. B. IV, 32
 Palma Christi, V, 59
Palmata, V, 59. f.
Pappelbaum, IV, 68. Ar-
 ten, 68. schneller Wachs-
 thum, 72. ungemeine
 Größe, 73. Alter, 73.
 Balsam, 74. Kräften
 dieses Balsams, 75. f.
 Salbe, 76. Kräften ande-
 rer Theile dieses Baums,
 IV, 79. Ansehen bey den
 Alten, 81. was das Hei-
 denthum damit vorgestellt,
 82. f.

82. f. Pflanzung der Al-
leen von Pappelbäumen,
87. folg. oeconomischer
Nutzen, 107 110
Pappelbaum, schwarzer,
IV, 70
- - - weisser, IV, 71
Pappelweiden, IV, 68
Pech, schwarzes, V, 121
Perce pierre, V, 33
Perche pier, V, 33
Persicaria acida l. VI, 237
Pes cati, V, 70
Peuplier, IV, 68
Pfaffenbütgen, IV, 23
Pfaffenpint, V, 93
Pfeffer eisenholz, IV, 23
Pfennigkraut, VI, 302. 304
Pflanzen, gemeinnützig, oder
wider mehrere und vieler-
ley Kranckheiten dienliche,
IV, 182. in besondern
Kranckheiten dienliche,
IV, 183. Grund der Un-
gleichheit neben einander
stehender und aus einer-
ley Nahrung entspringen-
der Pflanzen, V, 152.
kommen auch aus leblos-
sen und belebten Körpern
hervor, VI, 216. zwischen
dem Getraide, V, 3
Philadelphus, IV, 36.
Kennzeichen, 38
Philantropos, V, 4
Phu, IV, 166
Pied de chat, V, 70. Veau,
V, 193
Pignons, V, 110
Pimperlessalat, IV, 150
Pimpinella tanguisforba,
VI, 40
Pimprenelle, VI, 40
Pinaster, V, 110
Pineolen, V, 110
Pinien, V, 110
Pinus latiaua, V, 110
- - - filuestris, V, 110
Pocken, siehe Kindesblatz-
tern.
- - - Seuche, VI, 352
Podagraria, V, 165
Polychrestpflanze, IV, 182
Polygala foliis imis ro-
tundis H. IV, 12
- - - Loniceri, IV, 11.
Krästen, 13
- - - vulgaris major,
IV, 12
Polygalum, VI, 281
Polygonatum, V, 51
Polygonum, V, 55. tenui-
folium, VI, 264
Polytrichon, V, 76
Populus, IV, 68
- - - alba l. B. IV, 71
- - - lybica, s. tremula,
V, 135
- - - nigra, IV, 70
- - - tremula, IV, 72
Potamogeton, VI, 233
foliis latis splendenti-
bus, 236
Potentilla, VI, 30
Pottasche, V, 122
Preibusch, IV, 179
Bb 2 R. Ra.

Register.

R.

Raben, VI, 293
Raphanistrum, VI,

282

Rapistrum, V, 17

Ratteler, V, 137

Reeds, wilder, V, 23. Gat-

tungen, 25. Eigenschaf-

ten des Saamens, 26.

oekonomischer Nutzen,

ebendaselbst. Anbau, 27

Rhabarbarum monacho-

rum, V, 210

Rhabarbe de moines,

V, 219.

Rhamnus catharticus,

IV, 2

Rheinweiden, VI, 43.

49. 53

Richter, VI, 344

Riedknopen, VI, 234

Riffen, VI, 291.

Rinnsaug, IV, 151

Roquette sauvage, VI,

209

Rothlauffkraut, VI, 11

Rothschießbeerholz, IV, 30.

Kennzeichen, 30. Nu-

gen, 31

Rothsucht, s. Maser.

Rothwurzel, wilde, V, 35

Rubia parva flore coeruleo,

arvensis repens aut

se spargens, VI, 325

- tinctorum, VI, 327

Rübesaat, V, 24

Rübsen, V, 24

Rüster, V, 122

Rupprechtskraut, VI, 11

S.

Sacab, Wurzel, V, 66

Sagina spargula

major, VI, 273

Sago, IV, 172

Sain foin, VI, 159

Salap, Wurzel, V, 66.

vorgegebene Kräfte, 66

Saleb, eine Wurzel, V, 66

Sambucus aquatica, IV, 30

Sanguin, VI, 48

Sanguis draconis herba,

V, 208

Sanguisorba, VI, 40

- major flore spadi-

ceo. VI, 43. minor,

VI, 43

Saurach, VI, 57. oeko-

nomischer Nutzen. 60. Kräf-

ten, ebendaselbst. viel-

fältiger Nutzen der Beere,

62. 66. f. Erhaltung der-

selben und ihres Safts,

65. Zubereitung eines

Safts aus den Beeren,

67. eines Syrops aus

dem Saft, 67. der Mor-

sellen, oder Läuselein und

Zeltlein aus dem frischen

rohen Saft, 68. eines

Salzes aus dem Saft bey

oekonomischer Nutzung

dieses Salzes, 71

Saurdorn, VI, 57

Scabieuse,

- Scabieuse, VI, 117
 Scabiosa, VI, 117. 121
 Scabiosen, VI, 117. Kräf-
 ten, 121
 - Indianische Bisam;
 Scabiosen, VI, 119.
 Fortpflanzung, VI, 120
 Schafgarben haben ein
 ölichtes Wesen, VI,
 252
 Scharlachkraut, VI, 124.
 Arten, 126. 133. Fort-
 pflanzung, 125. Kräf-
 ten, 130
 Scheelkraut, IV, 3
 Schielfkraut, IV, 3. Kräf-
 ten, 3. Kennzeichen, 7
 Schießbeer, IV, 25. oeco-
 nomischer Nutzen, 26.
 Kennzeichen, eben das
 selbst. Kräften, 26 - 28
 Schießbeerholz, VI, 48
 Schmerwurz, VI, 32
 Schneeballe, IV, 32
 Schnittgras, IV, 161
 Schöllkraut, IV, 3. siehe
 Schielfkraut.
 Schottenklee, gelber, IV,
 140. Beschreibung, 142.
 wie er von andern gelben
 Klee-Arten zu unterschei-
 den? 143. oekonomischer
 Nutzen, 145. Kräften,
 145. höher wachsende
 Art desselben, 146
 Schwarzwurz, VI, 32 S.
 Wallwurz.
 Schwellen, IV, 30
 Schwindelhaber, VI, 288.
 S. Zulch.
 Scirpus planifolius caule
 triquetro, panicula
 foliis infidente H.
 IV, 157
 Sclarea pratensis, VI, 124.
 sativa, VI, 126
 Seau de Salomon, V, 51
 Seckelkraut, VI, 214
 Seesalzen, VI, 233. 235.
 Kräften, 239. oekonomi-
 scher Nutzen, eben das
 selbst.
 Senf, rother, VI, 210. f.
 - - weisser, VI, 210
 - - wilder, V, 17
 - - zahmer, V, 18
 Sherardia, VI, 325
 Sigillum Salomonis, V, 51
 Silberkraut, VI, 3
 Sinapi, VI, 210. f.
 - - arvense, V, 17
 Sisymbrium, VI, 214
 - - erucæ folio, IV, 18
 Solanum lignosum, VI,
 199
 - - scandens, VI, 199
 - - tuberosum esculen-
 tum, VI, 206
 Sorbäpfel, V, 147
 Sorbies sauvage, V, 140
 Sorbus aucuparia, V, 140
 Sparganium, VI, 233
 Sparck, VI, 274
 Speierling, V, 147
 Sperberbaum, V, 140
 Spergul, VI, 273. Pflan-
 zung,

zung, 277. Gebrauch,
279. oeconomischer Nu-
tzen, 280. f. wie Neu und
Saamen davon zu erhal-
ten? 280. Kräften, 282.
Arten, 282
Spergula, VI, 273
Sperck, VI, 274
Speronella, V, 4
Spina acida, VI, 57
 ceruina, IV, 21
Spindelbaum, IV, 23. Kenn-
zeichen, 24. oeconomischer
Nutzen, 24. Kräften, 25
Sporbirn, V, 147
Spuerie, VI, 274
Stechrüben, V, 24
Stendelwurz, V, 59. Ar-
ten, 60. weitere Beschrei-
bung, 61. Saamenbehält-
niß, 63. Variationen 63.
Geburts-Ort, 64. Kräf-
ten, 64. Nährlein der
Alten davon, 67
Sterbegras, IV, 58. Ge-
stalt und Schädlichkeit,
eben daselbst. Mittel
dawider, 160
Stickelrüben, V, 24
Stinckbeer, V, 147
Storckenschnabel, VI, 11.
dessen sauranziehende Na-
tur, 13. Geschlecht, 15.
Arten, 16. Fortpflanzung,
17-20. Kräften, 21
Symphytum, VI, 32
Syringa flore coeruleo
horti Eystett, IV, 35

T.

Tanne, V, 89. Arten,
eben daselbst. Aufzucht
und Weise zu wachsen,
91. nöthige Vorsicht zu
ihrer Erhaltung, 93 Fort-
pflanzung, 94 Beschung,
96. Eigenschaften ihres
Holzes, 98. oeconomischer
Nutzen, 98. Nutzen der
Asche, 101. der Rinde,
102. der Zapfen, 102.
des Saftes, 103. Vorzüg-
lichkeit überhaupt, 104.
Nutzen in der Arzneykunst,
105. Verschiedenheit in
verschiedenen Ländern, 108
Taubnessel, V, 74
Telephium, V, 69
Terbenthin, V, 120
Teschelkraut, VI, 314.
Testiculus, V, 59. f.
 odoratus minor, V, 64
Theer, V, 121
Thlaspi filiquis latis,
VI, 302
Töberich, VI, 288
Tollkorn, VI, 288
Tiefle de prez à fleur
rouge, IV, 134
Trespe, VI, 290
Trifolium pratense pur-
pureum vulgare C. B.
IV, 134
Triller, V, 17
Triorchis, V, 59. f.
Triticum temulentum,
VI, 288
Troëne, VI, 53

V.

V.

Valeriana silvestris major R. IV, 165

Valeriane sauvage IV, 166

Vergiß mein nicht, VI, 179

Veronica aquatica foliis ovatis acuminatis ex al. racemosa H. IV, 177

Vicia maxima dumetorum, VI, 156

- multiflora, VI, 156

Viola bicolor, VI, 189

Viperine, VI, 177

Virga sanguinea, VI, 47

Waldenbaum, V, 122 Wachsthum, 123. Arten, 127.

dazu gehöriger Boden, 128.

Fabeln der Alten davon, 131.

oekonomischer Nutzen, 131.

Nutzen in der Arzneykunst, 132.

Nutzen und Schaden des Saamens, V, 132.

Kräften der Rinde, 133.

des Safts, eben daselbst.

Vlmus, V, 122

Unkraut, V, 3

Vogelbeer, V, 140. siehe

Eberesch.

W.

Waldrebe, VI, 72. Bildung, eben daselbst.

Classe, 74. beissende und

brennende Eigenschaft, 74.

f. Kräften, 75

Wallwurz, VI, 32. Bildung, 33

Fortpflanzung, 34.

der Wurzel wahrer

Nutzen, 34 36 abergläu-

bischer, 35. Nutzen in der

Wundarznei, 38. oeco-

nomischer Nutzen, 39

Wanzen zu vertreiben,

VI, 311

Wasser, dessen Geschicklich-

keit zu Hervorbringung

der Pflanzen, VI, 215

- gebrannte, kraftlose,

VI, 323

Wasserbachunge, grosse,

IV, 177

Wasserholder, IV, 30. S.

Rothschießbeerholz.

Wasserilge, gelbe, IV, 171.

Kräften, eben daselbst.

Wasserlinse, VI, 219. Ar-

ten, eben daselbst. Clas-

se, 223. vorgegebene Ver-

wandlung, 225. Kräften,

227. oekonomischer Nu-

zen, 230

Wasserpflanze, VI, 232

Wasserschmielen, IV, 157

Wassersenf, VI, 209. Ge-

schlecht, 210 Nutzen in

der Oeconomie und Arz-

neykunst, 212

Wasserzäune, VI, 94

Weggras, V, 55

Wegtritt, V, 55

Wegwart, gelber, VI, 184

Weiden: Pflanzung, VI, 93.

Weißwurz, V, 50. Arten, 53.

Wachsthum,

- Wachsthum, 54. Kräfte,
ten, 55. Nutzen des dar-
aus destillirten Wassers,
56. wahrscheinlicher oecono-
mischer Nutzen, 58
- Wellstrob, VI, 22
- Wicken, wilde, VI, 156.
wahrscheinlicher oecono-
mischer Nutzen, 158
- Wiesen, Anmuth, 112. folg.
- Wiesenhahnenkamm, gelber,
IV, 155
- Wiesenkümmel, VI, 133.
Pflanzung, 144. 156. Nu-
zen des Saamens in der
Arzneykunst und Decono-
mie, 136 f. unterchie-
dene Mittel, die in den
Apothecken daraus berei-
tet werden, VI, 143. Miß-
brauch des Saamens, 139.
anderer Theile oeconomi-
scher Nutzen, 136. Ein-
machen der Wurzeln, 138
- Wiesenrodel, gelber, IV,
155. Kennzeichen, eb. das.
- Wiesensalben, VI, 124
- Winterkresse, IV, 18. Kenn-
zeichen, eben daselbst.
Kräfte, 19. oeconomi-
scher Nutzen, 19
- Winterrauke, breitblät-
terte, IV, 18
- Wisaduli, VI, 194
- Witscherlewetsch, V, 165
- 3.
- Zäune, lebendiger Vor-
theil, VI, 76. 102. 104.
108. 110. Zubereitung,
78. Eigenschaften, 79.
Pflanzung, 83
- Zapathum sanguineum,
V, 208
- Zapfenholz, IV, 26
- Zehrwurzel, V, 193
- Zinnkraut, großes, IV, 179
- Zipperteinkraut, VI, 165.
Wachsthum, 166. Ge-
schlecht, 167. Nutzen, 168
- Zitterhappel, V, 135
- Zürbelbaum, V, 110
- Zürbelnüglein, V, 110

Gedruckt bey Christian Ulrich Wagner,
Cantzley-Buchdruckern, und der Herzogl. deutschen Gesell-
schaft in Helmstädt Mitglied.

